INHALTSVERZEICHNIS

1. Aus Landschaft und Siedlung

Seite

Echtermeyer, O.: Der Stand der Viehhaltung und Tierzucht in Lippe . . 169
Gorki, F. H.: Verwaltungsreform in Lippe 52
Drei Denkschriften und die „fliegende Kommission“ 92
Harms, H.: Weihnachtsbaumarten in Lippe 36
Jahnke, W.: Ein unvergeßlicher Tag am Hachholz 68
Die Eichen auf Hartröhren 142
Das Bad der kleinen Leute (Vögel) 229
Kracht, H.: Der Krug zu Donop 23
Krüger, H.: Warum muß der Heimatfreund an der Durchführung der Verwaltungsreform interessiert sein? 3
Mengedoht, O.: Die Kirchengemeinde Bad Meinberg 134
Nohl, G.: Bad Meinberg — ein altes lippisches Heilbad 121
Platenau, F.: Tagesablauf auf dem Bauernhofe 177
Rather, W.: Moderne Landwirtschaft in einer gesunden Landschaft . . . 161
Sandmann, G.: Unsere Gräber und Zeichen 206
Schäfer, W.: Das Damwild in Lippe 201
Silz, G.: Verständnisvolle Großgemeindebildung 42
Tasche, F.: Zum Schwengelrecht in Lippe 181
Wiemann, G.: Wasseramsel und Seidelbast in Berlebeck 111
Eine Wanderung über die Hörster Egge 138
Eine Wanderung vom Steinbült zum Schopketal 232
Winter, H.: Ein Fahrt- und Wandervorschlag 29
Gedanken zur Verwaltungsreform 44
Ein Gang zu Gräbern 210

2. Aus Geschichte und Volkstum

Bergmann, A.: Grabbe und Theodor von Kobbe 136
Büker, F.: Postgeschichtliches aus Lage 223
Diekmann, H.: Erzeugnisse der cheruskischen Feinschmiede vom Barkhauser Berg bei Oerlinghausen 154
Hoppe, H.: Der alte Weg nach Barkhausen im Westernfeld vor Lemgo . . 100
Kanus-Credé, H.: Hermann Löns in Lippe 225
Kesting, H.: Vor 1950 Jahren 16
Kreissparkasse Detmold: Lippische Dukaten aus dem 18. Jahrhundert . . 35
Müller, J.: Aus der Geschichte des Gutes Rothensiek 25
Nebelsiek,L.: Schalensteine in Lippe und kultische Steinbohrungen der Vorzeit 95
Sauerländer, F.: Das ehemalige Brüderkloster zu Lemgo 108

Seite

Stöwer, H.: 125 Jahre Selbstverwaltung im ländlichen Bereich 10
Süvern, W.: Das Römerlied 20
Lippisches Kalendarium . . . 33, 80a, 120a, 160a, 198a 240a
Ungenannt: Heitere Meinberger Erinnerungen 132
Winter, H.: Auf den Spuren Karls des Großen 40

3. Heimatpflege

Brink, E.: Schützt die heimische Vogelwelt! 27
Ebert, A.: Gedanken zum neuen Jahr 1
Gorki, H. F.: Engelbert-Kämpfer-Gedenken in Lemgo 39
Kirst, G.: Aus der Arbeit des Ortsvereins Alt-Lemgo 118
Köster, W., und Schulz-Sorau, E.: 50 Jahre Lippischer Künstlerbund . . 237
Krauß, O. F.: Gewinn des Lachens (Gedicht) 91
Prollius, H.: Bericht über Vortrag „Das kranke Herz unserer Städte“ . . 157
Schäfer, E.: Bericht der Unteren Naturschutzbehörde des Landkreises Lemgo 31
Ungenannt: Neue Sendemasten in Lippe 78
Winter, H.: Naturpark und Gastronomie 7
Was falsch gemacht? 9
Wrege, H.-T.: Das Kreuzigungsbild in der Blomberger Friedhofskapelle . 41

4. Plattdeutsch

Süvern, W.: Die Spruchweisheit der Lipper:
Das alte Volksgut und seine Bewahrer 71
Das Lipperland im Spruchschatz der Heimat 74
Von Herrschaften, Geistlichen und kleinen Leuten 83
Der Bauer und seine Welt 88
Von Heirat und Ehestand 146
Eltern und Kinder 152
Vom Essen und Trinken 183
Von Geld und Gut 186
Von der Arbeit und den Arbeitern 189
Von lippischer Wesensart 214
Von rechter Lebensführung 220

5. Würdigungen

Hanke, H.: Karl Wehrhan 104
Köller, R.: Emil Ludwig Tasche, der Pestalozzi Lages 192
Rinne, W.: Wilhelm Süvern 75 Jahre 236
Schaefer, H. L.: Hans Wiegard zu seinem 65. Geburtstag 113
Schemmel, F.: Wanderers Lebewohl. Hermann Busch zum Gedenken . . 240
Süvern, W.: Heinrich Schwanold zum 100. Geburtstag 117

6. Buchbesprechungen

Seite

Ebert, A.: Rudolf Reuter, „Orgeln in Westfalen“ 160
Gorki, H. F.: Günther Nohl, „Berichte vom Meinberger Brunnen im Lande Lippe“ 200
Hanke, H.: Hans Scholz und Heinz Ohff, „Eine Sprache — Viele Zungen“ 120
v. Hanstein: Otto Pölert, „Die reformierte Kirche auf dem Hallenbrink in Salzuflen“ und „Wüsten, Höfe- und Siedlungsgeschichte“ 79
Hitzemann, H.: Festschriften: „400 Jahre Salzufler Schützen“ und „150 Jahre Braker Schützenkette“ 238
Süvern, W.: Fritz Platenau, „Soll das vergessen werden?“ 120
Helmut Reicholt, „Der Streit um die Thronfolge im Fürstentum Lippe 1895—1905“ 158
Heinrich und Berta Plöger, „Reelkirchen. Geschichte eines lippischen Kirchdorfes“ 159
Ungenannt: „Westfälischer Heimatkalender 1967“ 119
Günther Birkenfeld, „Heimat“ 119

7. Bekanntmachungen des Vorstandes

Veröffentlichungen des LHB 40
Ausstellung Lebendiges Lippe 79
Erweiterung des Vortragswerks 80
Tag des Baumes 1967 81
Baumchirurg Mauser spricht 82
Jetzt auch Kanone „Detmold“ 119
Ausstellung eines lippischen Künstlers (Theo Meier-Lippe) 120
Mitgliederwerbung im 1. Halbjahr 1967 160
Ausstellung „Schloß Brake und die Weserrenaissance“ 199
Gemeinsame Feier zum Tag der Heimat 199

8. Sonderhefte 1964—1967

1. Sonderheft, Oktober 1964: *Das Freilichtmuseum bäuerlicher Kulturdenkmale.*
   Darin:
   Süvern, W.: Geleitwort
   Schepers, J.: Das zentrale Freilichtmuseum bäuerlicher Kulturdenkmale des Landschaftsverbandes Westfalen-Lippe in Detmold
   Tepe-Wurmbach, A.: Die Ausstattung der Bauten im Freilichtmuseum
   Drake, H.: Freilichtmuseum in Lippe
2. Sonderheft, Juli 1965: *Lippische Heimattage 1965.* Darin:
   Drake, H.: Festgruß und Mahnung
   Landkreise Lemgo und Detmold, Lippischer Heimatbund, Alte Hansestadt Lemgo: Grußworte
   Süvern, W.: Vom Heimatbewußtsein der Lipper
   Wieneke, H.: Unser Lipperland (Gedicht)

Franzmeier, O.: Marktplatz in Lemgo (Gedicht)
Programm

3. Sonderheft, Januar 1966: Dr. Hans Friedrich Gorki: *Zentrale Orte in Lippe*
4. Sonderheft, Januar 1967: Heinz Dietz: *Kulturgeschichtliche Bodenaltertümer in Lippe*
5. Sonderheft, November 1967: Dr.-Ing. Diether Wildeman: *Erneuerung denkmalwerter Altstädte*

9. Farbige Umschlagbilder 1962—1967

		Heft
Pethig, E.: Stammhaus Wippermann in Lemgo	Öl	1/65
Unbekannt: Gradierwerk in Bad Salzuflen	Foto	2/62
Schölpert, K.: Torbogen aus Wöbbel	Aqu.	3/62
Herold, K.: Burghof in Blomberg	Aqu.	4/62
Herold, K.: Palais in Detmold um 1840	Aqu.	5/62
Herold, K.: Kirche in Lage	Aqu.	6/62
Zeiß, E.: Alte Kellerstraße in Barntrup 1888	Aqu.	1/63
Steinecke, W.: Schloß Varenholz	Aqu.	2/63
Kloke, H.: Die „Himmelsleiter" in Schlangen	Öl	3/63
Henckel, K.: Alte Buchen im Südholz bei Horn	Öl	4/63
Eicke, F.: Zieglers Abschied	Öl	5/63
Henckel, K.: Wollspinner in Horn	Öl	6/63
Henckel, K.: Alte Böttcherwerkstatt	Öl	1/64
Henckel, K.: Der Alte am Webstuhl	Öl	2/64
Pethig, E.: Hinterm Heiligen Geist in Lemgo	Aqu.	3/64
Sundergeld, K.: Heimathaus und Mittelmühle in Detmold	Foto	4/64
Kilian, I.: Amthaus in Blomberg	Foto	5/64
Wittenstein, B.: Kupferschmied Tille in Horn	Öl	6/64
Pethig, E.: Rathaus Lemgo im Winter	Aqu.	1/65
Kämmerer, R.: Neue Torstraße in Schwalenberg	Öl	2/65
Tiemann, F.: Jungkuckuck im Nest	Foto	3/65
Naber, O.: Schloß Brake 1903	Öl	4/65
Strüwe, W.: Glasfenster der Dreifaltigkeitskirche in Detmold	Foto	5/65
Strüwe, W.: Hochhaus auf den Bohnenkämpen in Detmold	Foto	6/65
Göckede, F.: Die Senne im Winter	Öl	1/66
Kriete, H.: Wandbild nach lippischen Motiven	Aqu.	2/66
Pethig, H.: Die Birkhahnbalz	Aqu.	3/66
Beckmann, K.-H.: Kurpark Schieder	Foto	4/66
Kreisbildstelle Lemgo: Berufsschule auf dem Lüttfeld	Foto	5/66
Borchard, R.-R.: Blick auf Hornoldendorf	Öl	6/66
Rehermann, A.: Am Mühlenwall in Horn	Aqu.	1/67
Zeller, M.: Christus am Kreuz	Öl	2/67
Schönlau, K.: Kurpark in Bad Meinberg	Foto	3/67
Unbekannt: Blick auf Meinberg um 1845	Öl	4/67
Rathert, W.: Neuer Bauernhof bei Horn	Foto	5/67
Schäfer, W.: Damhirsche im Bast	Foto	6/67
v. Ponickau, H.-W.: Vorgeschichtliche Grabhügel	Aqu.	Sonderh. 4

Heimatland Lippe

LZ 160.4°
1/41
2/Li 68



60. JAHRGANG - NR. 1 VERLAGSORT DETMOLD - 1 D 20928 F JANUAR 1967

Zeitschrift des Lippischen Heimatbundes

INHALT

Dr. A. Ebert: Gedanken zum neuen Jahr 1

H. Krüger: Warum muß der Heimatfreund an der Durchführung der Verwaltungsreform interessiert sein? 3

H. Winter: Naturpark und Gastronomie 7

H. Winter: Was falsch gemacht? 9

H. Stöwer: 125 Jahre Selbstverwaltung im ländlichen Bereich 10

Dr. H. Kesting: Vor 1950 Jahren 16

W. Süvern: Das Römerlied 20

H. Kracht: Der Krug zu Donop 23

J. Müller: Aus der Geschichte des Gutes Rothensiek 25

E. Brink: Schützt die heimische Vogelwelt 27

H. Winter: Ein Fahrt- und Wandervorschlag 29

E. Schäfer: Bericht der Unteren Naturschutzbehörde des Landkreises Lemgo . . 31

Umschau im Lipperland

Lippische Gedenktage im Januar und Februar 33

W. Hansen: Lippische Dukaten aus dem 18. Jahrhundert 35

H. Harms: Weihnachtsbaumarten in Lippe 36

Dr. H. F. Gorki: Engelbert-Kämpfer-Gedenken in Lemgo 39

H. Winter: Auf den Spuren Karls des Großen 40

Neue Bücher 40

Unser farbiges Titelbild zeigt Horn, am Mühlenwall, 1947, nach einem Aquarell von A. Rehermann, Horn. Das Bild befindet sich im Besitz des Künstlers.

Lipp. Landesbibliothek

ZG 1966/325

LZ 160.4°

(4. Ex.)

Heimatland Lippe
DETMOLD
JANUAR 1967
NUMMER 1
ZEITSCHRIFT DES LIPPISCHEN HEIMATBUNDES

Gedanken zum neuen Jahr

Von Dr. Arnold Ebert

Unsere Begriffe von Gegenwart und Gegenwärtigsein sind relativ geworden. Zeiten und Vorstellungen wandeln sich.

Nach dem Zweiten Weltkrieg war ein europäischer Geist entflammt. Das Europaparlament erschien als die Hoffnung zum Frieden. Straßburg wurde zum Symbol des Europagedankens. Das vergangene Jahr hat manche Illusion vom vereinigten Europa zerstört und viele sprechen nur noch vom Europa der Vaterländer.

Bei uns war vor einigen Jahren die Parole ausgegeben worden: „Von Lippe nach Europa". Diejenigen, welche diese These am lautesten verkündet haben, sind abgezogen, ohne das „Denken in größeren Räumen" erreicht zu haben. Die Zurückgebliebenen mußten erkennen, daß es gar keine Alternative zwischen Europa und Lippe gibt, sondern daß gerade in einem Kontinent ohne Grenzen, in welchem durch die Steigerung von Verkehr und Technik die Eigenarten der Kulturlandschaften zu verwischen drohen, die Pflege heimischer Traditionen von besonderem Wert ist.

Die jahrelange Verkehrung der Vaterlandsliebe zur blinden Vaterlandsverherrlichung hat bewirkt, daß das Nationalbewußtsein, welches zum Nationalismus pervertiert war, nach 1945 nur mit schlechtem Gewissen auftreten konnte. Heute erleben wir eine Rückwendung. Die nationalen Interessen spielen eine offene Rolle, aber der Gegenstand der Vaterlandsliebe ist unklar, weil die deutsche Staatlichkeit sich nicht mit der Nation deckt. Wir brauchen uns aber nicht mehr zu schämen, Deutsche zu sein.

Auch der Staat und das Bewußtsein von ihm wandeln sich. Die Bundesrepublik ist, was die Pflege ihres Staatsbewußtseins angeht, in der schwierigen Lage, ihre Vorläufigkeit herausstellen und dauernd über sich selbst hinaus verweisen zu müssen. Das hat zur Folge, daß als Bezugspunkte des Staatsbewußtseins heute viel weniger glorreiche Schlachten, Heldentaten, alte Fahnen und Denkmale genommen werden, sondern vielmehr die Heimat mit ihren Menschen. Es gehört in diesen Zusammenhang, daß die nicht der Nato unterstellten Truppenteile der Bundeswehr, welche bislang die Bezeichnung Territorialverteidigung trugen, seit etwa einem Jahr Heimatschutz heißen.

Wir sind nicht nur Bürger der Bundesrepublik Deutschland, sondern auch der Bundesländer. Mit dem Landesbewußtsein gibt es ebenfalls Probleme, und sein Mangel wird vielfach beklagt. Zur Stärkung des Landesbewußtseins werden Orden, Kunstpreise, Titel und Landeshym-

nen empfohlen. Bayern ist vorangegangen. Das geringe nordrhein-westfälische Landesgefühl wird unter anderem auf den Bindestrich im Landesnamen zurückgeführt. Und so kurios es klingt: vernünftige Menschen bedauern es ernsthaft, daß die Hamburger, Bayern und Württemberger ihr Nationalgefühl haben, während die Bewohner Nordrhein-Westfalens zwar gut essen, aber nichts für ihr Land Typisches anbieten können. Wir Lipper haben zwar den Pickert als Nationalgericht, aber wir sind — ohne Bedauern — kein Freistaat mehr.

Nicht weniger eifrig wird ein Landschaftsgefühl kultiviert. Im vergangenen Jahr hat sich in Münster eine Fachstelle für Westfalenfragen konstituiert. Sie fühlt sich als das Gewissen der Landschaft und will elementare und universale landespolitische Westfalenfragen mit politischen Energien und heimatpolitischem Drang einer Lösung zuführen, die dem „Eigenwesen Westfalens" entspricht. Aber gibt es wirklich ein solches Gefühl der Zusammengehörigkeit der Menschen, die im Bereich jener höheren Kommunalverwaltung leben, welche die Funktion der früheren preußischen Provinz fortsetzt? Es wird gefragt, ob der Landschaftsverband eigentlich der Zusammenschluß verschiedener historischer Landschaften sei oder aber die verwaltungsmäßige Repräsentanz einer Landschaft mit eigener Prägung und Substanz. Diese Frage wurde im alten Jahr deshalb gestellt, weil der Ministerpräsident des Landes Nordrhein-Westfalen einer Sachverständigenkommission u. a. die Prüfung der Frage nach der Erforderlichkeit der Landschaftsverbände aufgetragen hat und in den Reformdiskussionen wegen der besonderen Ausprägung des rheinisch-westfälischen Industriegebietes ein Landschaftsverband für das Ruhrgebiet gefordert wurde.

Lippe hat sich in dieser Diskussion bisher zurückgehalten. Wir erinnern uns aber, daß Heinrich Drake vor 15 Jahren fünf Landschaftsverbände vorgeschlagen hat, und zwar einen für den Bereich Ostwestfalens. Unsere lippischen Politiker werden im kommenden Jahr zu prüfen haben, ob in Münster hinreichendes Verständnis für die kulturellen Eigenheiten unserer Heimat besteht. Zweifel mußten aufkommen, als auf dem letzten Westfalentag in Soest der Vorsitzende der historischen Kommission Westfalens, Prof. Bauermann, sein Bedauern darüber zum Ausdruck brachte, daß sich manche Organisationen nach 1945 und 1953 entschlossen hätten, ihrem Namen den Zusatz „Lippe" oder „lippisch" hinzuzufügen.

Haben auch der Europageist, die Vaterlandsliebe, das Staatsbewußtsein und das Landschaftsgefühl ihre Probleme, so hat sich der Heimatsinn wohl am wenigsten gewandelt. Heimat, das ist immer noch der Raum, in dem wir aufgewachsen sind, wo wir einen entscheidenden Teil unseres Lebens verbrachten, wo wir unser Zu-Hause hatten oder gefunden haben. Heimat bedeutet tiefes Einssein mit der Umwelt. Viele Menschen sind zwar aus ihrer Heimat vertrieben, aber sie lieben ihre alte Heimat weiter und suchen eine neue zu finden. Für die meisten Menschen, die in den Dörfern und Städten des ehemaligen Landes Lippe leben, ist Lippe von vornherein Heimat oder andernfalls meist zu einer solchen geworden. In ihren Herzen lebt nicht zuförderst das Bewußtsein, der Landschaft Westfalen-Lippe anzugehören, und auch das Kreisdenken ist selten dominierend. Bei den Kreisverwaltungen in Detmold und Lemgo herrscht das berechtigte Streben, alle Kreisangehörigen zu mitbürgerschaftlicher Verantwortung aufzurufen und ihnen die Probleme, Ziele und Erfolge des vielschichtigen Verwaltungshandelns vor Augen zu führen. Aber weder eine vorzügliche Kulturarbeit der Kreise noch die Veröffentlichung von ausgezeichneten Dokumentationen über die Entwicklungsprobleme der Kreisgebiete noch die Ausgabe von Kreisabzeichen für den Rockaufschlag der Kreiseinwohner

vermögen von heute auf morgen ein Kreis-Heimatgefühl zu erzeugen. Die historischen, kulturellen, wirtschaftlichen und sozialen Verpflechtungen der Menschen in Lippe sind so stark, daß unsere Heimatlandschaft vorerst Lippe bleibt und das echte Heimatgefühl sich immer noch auf diesen Raum bezieht.

Im neuen Jahr wird die Diskussion um die Verwaltungsreformen weitergehen. Niemandem kann es verwehrt werden, dabei einen Großkreis Lippe zu wünschen. Mit Freude verzeichnen wir die Tatsache, daß einer unserer lippischen Oberkreisdirektoren in diesem Heft die Berechtigung der Heimatfreunde zur Mitsprache bei der Verwaltungsreform bestätigt.

Am 21. Januar 1967 ist Lippe 20 Jahre mit Nordrhein-Westfalen vereinigt. Wir können diesen Tag ohne Wehmut begehen, weil Landespräsident Heinrich Drake bei der Angliederung die Rechte der Lipper so weitgehend gesichert hat, daß eine gedeihliche Entwicklung unserer Heimat im Bundesland gewährleistet ist.

Es ist an uns, dafür zu sorgen, daß auch im kommenden Jahr die Lippische Rose nicht welkt.

Warum muß der Heimatfreund an der Durchführung der Verwaltungsreform interessiert sein?

Von Hellmuth Krüger
Oberkreisdirektor des Kreises Lemgo

Warum im „Heimatland Lippe", der Zeitschrift des Lippischen Heimatbundes ein Artikel über Verwaltungsreform? Was hat denn der Heimatfreund mit der Verwaltungsreform zu tun?

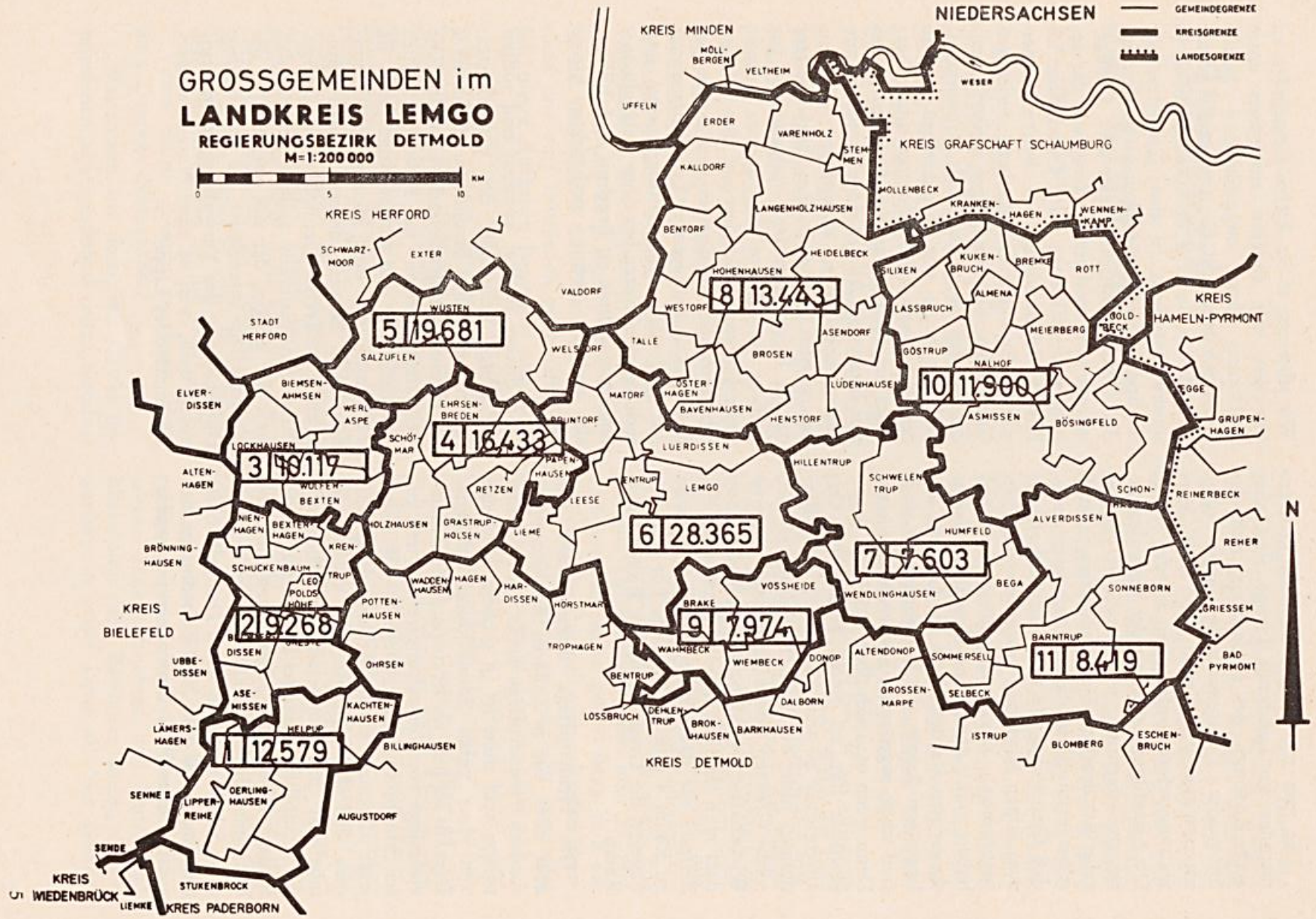
Als Antwort darauf darf ich zunächst auf die Ausführungen von W. Süvern zu den Lippischen Heimattagen 1965 in Lemgo hinweisen. Süvern hat bei dieser Gelegenheit in dieser Zeitschrift (2. Sonderheft 1965, Seite 5 ff.) von dem Heimatbewußtsein der Lipper gesprochen, welches seinen Ausdruck findet in der Heimatpflege zur Erhaltung der Harmonie unserer lippischen Landschaft und von dem Erlebnis der Heimat, das uns bei jeder Fahrt durch Lippe beglückt. Diese äußere Gestalt der Heimat ist gerade in unserer Zeit einem starken Wandel unterworfen, nicht zuletzt, weil wir uns den veränderten modernen Wirtschafts- und Verkehrsstrukturen anpassen müssen. Damit sind wir eigentlich schon mitten in der Verwaltungsreform, und wenn wir uns in die Erinnerung zurückrufen, was Dr. Peters in seinem Festvortrag bei den Lippischen Heimattagen 1965 in Lemgo sagte, dann dürfte nicht mehr fraglich sein, daß die Verwaltungsreform auch für den Heimatfreund von Interesse sein muß. Dr. Peters sagte damals (zitiert nach „Heimatland Lippe" Nr. 1/1966, Seite 5): „Es müsse versucht werden, den Geist der Heimat nicht unbeschworen zu lassen beim Aufbau der Gegenwart und Zukunft und den Geist unserer Zeit nicht zu verheimlichen und zu verdrängen bei der Pflege der heimatlichen Gefühle und Traditionen." Bei der Verwaltungsreform geht es gerade um diesen Aufbau der Gegenwart und Zukunft und ihre Anpassung an die heimatliche Tradition.

Zur Klarstellung muß aber gesagt werden, daß Verwaltungsreform nicht ein Selbstzweck für die Verwaltung ist und es sich dabei nicht nur um den Ausbau der

Verwaltung handelt. Man kann statt Verwaltungsreform auch von einer kommunalen Neugliederung sprechen oder von einer Strukturanpassung. Andererseits ist der Begriff Verwaltungsreform nicht falsch, denn „verwalten" umfaßt heute mehr als nur die reine bürokratische Bearbeitung von Anträgen. Jede Verhandlung um eine Industrieansiedlung, jede Erörterung von Schulproblemen, jede Maßnahme zur Verbesserung der Versorgung unserer Bevölkerung ist Verwaltung, deshalb darf man wohl zu recht den Begriff der Verwaltungsreform weiter verwenden.

Eingangs sprach ich davon, daß die Pflege der heimatlichen Landschaft ein Anliegen der Heimatfreunde ist. Gerade dieser Punkt ist eine wichtige Folge der Verwaltungsreform, denn sie wird dazu beitragen, daß den Forderungen der Landschaftspflege stärker als bisher Rechnung getragen werden kann. Bisher konnte jede kleine Gemeinde (wir haben in den beiden lippischen Kreisen 168 Gemeinden, davon 92 unter 1 000 Einwohner) ihr Gebiet nach ihrem Willen verplanen (Planungshoheit der Gemeinden). Sie konnte Gebiete für die Industrie vorsehen, wo sie es für richtig hielt. Oft waren es Grundstücke, die gerade zum Verkauf anstanden. Sie lagen oft ziemlich entfernt von der Ortschaft, oder aber auch mitten in einem Wohngebiet. Die Gemeinden, gerade die kleinen Gemeinden, sind zur Verbesserung ihrer Finanzlage zur Zeit auf die Gewerbesteuer der Industriebetriebe angewiesen, und so stehen alle Gemeinden in starker Konkurrenz bei der Industrieansiedlung. Der Industriebetrieb muß deshalb in das Gemeindegebiet hineingezogen werden und wenn es nur 100 m über die Grenze zur Nachbargemeinde ist. So kann die Kleinflächigkeit unserer Gemeinden zu einer Lösung führen, die gerade die Landschaftspflege mißbilligen muß. Andererseits ist den Gemeinden deshalb kein schwerer Vorwurf zu machen, weil die Finanzsituation sie zu diesem Verhalten zwingt.

Man muß also diese Zwangslage ändern, dann werden die Gemeinden auch anders planen. Das will die Verwaltungsreform. Sie will größere Planungsräume schaffen (im Landkreis Lemgo teilweise Flächen von über 100 qkm), in denen die Gemeinden nach vernunftsmäßigen und wirtschaftlichen Gründen ihre Industrie ansetzen können, in denen sie Raum haben, um die Industriegebiete klar von Wohngebieten trennen zu können. In wirklichen Großgemeinden (d. h. mit etwa 8 000 Einwohnern und einer Fläche von 60 qkm) hat man genügend Raum, um einen standortgünstigen Platz für die Industrie zu finden. Da die bisherigen 5 oder 12 Gemeinden nunmehr eine Großgemeinde bilden, kommt es nicht mehr darauf an, ob der Betrieb in der Ortschaft A, B oder C steht, sondern nur darauf, wo er am günstigsten steht, denn die Gewerbesteuer geht nicht mehr nach A, B oder C, sondern in die gemeinsame Kasse der Großgemeinde, zu der die Ortschaften A, B oder C gehören. So wird der oben gekennzeichnete Gemeindeegoismus unnötig. Man kommt zu einer Arbeitsteilung der Ortschaften, in der jede Ortschaft diejenigen Aufgaben übernimmt, für die sie nach ihrer natürlichen Beschaffenheit am besten geeignet ist. Eine Ortschaft kann sich ganz auf den Fremdenverkehr konzentrieren und eine andere mehr auf die Industrieansiedlung und eine dritte schließlich auf den Ausbau des Schulwesens. Alle Anstrengungen und Erfolge in den einzelnen Ortschaften kommen jeweils allen Einwohnern der Großgemeinde zugute. So kann durch die Bildung von Großgemeinden (darum geht es bei der Verwaltungsreform letztlich, denn bei einer Ämterbildung treten die angeführten Vorteile der Raumplanung und Zusammenfassung der Finanzmittel nicht auf) das Bild unserer Heimat Lippe in dem Wettstreit zwischen Tradition und fortschrittlichem Strukturwandel die richtige Gestalt finden.


GROSSGEMEINDEN im
LANDKREIS LEMGO
REGIERUNGSBEZIRK DETMOLD
M=1:200 000
0
5
10
KM
NIEDERSACHSEN
GEMEINDEGRENZE
KREISGRENZE
LANDESGRENZE
KREIS MINDEN
KREIS HERFORD
KREIS GRAFSCHAFT SCHAUMBURG
KREIS HAMELN-PYRMONT
KREIS BIELEFELD
KREIS DETMOLD
KREIS WIEDENBRÜCK
KREIS PADERBORN
WESER
1 12.579
2 9.268
3 10.117
4 16.433
5 19.681
6 28.365
7 7.603
8 13.443
9 7.974
10 11.900
11 8.419
N

Die von mir vorgeschlagenen Großgemeinden im Landkreis Lemgo sind aber auch Ausdruck des Gedankens, daß der historische Zusammenhang nicht ohne schwerwiegenden Grund bei einer Verwaltungsreform aufgegeben werden sollte. Die beigefügte Karte mit der Verwaltungsreformkonzeption im Landkreis Lemgo zeigt das deutlich. Der Heimatfreund muß selbstverständlich daran interessiert sein, daß Gemeinden, die z. B. jahrhundertelang zum selben Kirchspiel gehörten und so ein bestimmtes Zusammengehörigkeitsgefühl haben, nicht durch eine Grenze auseinandergerissen werden. Auch die Grenzen der lippischen Ämter, die fast ebenso alt sind, sind schon sogenannte historische Grenzen. Denn wenn man sich über 100 Jahre daran gewöhnt hat, zu einem bestimmten Ort ausgerichtet zu sein, sollte man diese Bindungen nicht auflösen. Allerdings können solche Grenzen jedoch auch durch moderne Wirtschaftsentwicklung überholt sein, dann darf man sie nicht mehr aufrecht erhalten. Beispiel für das erstere sind die Grenzen zu Raum 4 und zu Raum 6. Für letzteres dagegen die Grenze zwischen Raum 2 und Raum 1.

Die Heimatpflege dokumentiert sich aber nicht nur in äußeren Erscheinungen, sondern Heimatpflege heißt auch Kulturpflege, und diese ist in großem Umfange von einer guten Schulbildung abhängig. Deshalb sei hier als letztes auf die Zusammenhänge von Verwaltungsreform und guter Schulbildung hingewiesen. — Wir sind jetzt allgemein zu der Erkenntnis gekommen, daß eine vielgegliederte Volksschule, möglichst mit doppelzügiger Oberstufe, die Schulbildung unserer Kinder am besten fördert. Eine solche Schule setzt aber eine bestimmte Einwohnerzahl voraus, von der diese Schule getragen wird. Das geht nicht mehr mit 1000 oder 2000 Einwohnern, dazu sind über 5000 Einwohner notwendig. Wie schwierig es ist, kleine Gemeinden zu bewegen, mit anderen zusammen unter Auflösung ihrer ungegliederten Schule einen Schulverband für eine große Schule zu gründen, beweist der tägliche Blick in unsere Zeitungen. In einer Großgemeinde bestände diese Schwierigkeit nicht, weil sich die Gemeinderatsmitglieder der Großgemeinde sehr bald einig wären, was der gesamten Bevölkerung aller Ortschaften im Punkte Schulbildung am besten dienen würde. Auch die Finanzmisere derjenigen Gemeinden, die Schulträger weiterführender Schulen sind (Realschule, Gymnasien) und die heute mit Bittschreiben an die Nachbargemeinden herantreten müssen, erfährt bei der Bildung von Großgemeinden eine Änderung. Alle in einer Großgemeinde zusammengefaßten ehemaligen Gemeinden würden die Schulkosten tragen helfen, da alle Einnahmen der Großgemeinde zufließen. So könnte das System unserer weiterführenden Schulen auf den breiten Schultern der Großgemeinden besser gedeihen. Nach vorliegenden Erfahrungen sind die laufenden Unterhaltungskosten und auch Personalkosten bei einer vielgegliederten Zentralschule im Ergebnis auch billiger als mehrere wenig gegliederte kleine Schulen.

In diesem Artikel konnten und sollten nur einige Teilgebiete der Verwaltungsreform unter dem besonderen Blickwinkel des Heimatfreundes betrachtet werden. Die Verwaltungsreform ist selbstverständlich viel komplexer und vielgestaltiger, und sie dient nicht nur dem Heimatfreund, sondern allen Bürgern unserer beiden lippischen Landkreise Detmold und Lemgo. Diese Ausführungen sollten zeigen, daß auch der Bürger, der sich speziell für die Heimatpflege interessiert, für eine baldige Durchführung der Verwaltungsreform eintreten muß, weil es zum Nutzen unseres „Heimatlandes Lippe“ ist.

Naturpark und Gastronomie

Von Hans Winter

Der Fremdenverkehr spielt in unserem ostwestfälisch-lippischen Heilgarten mit seinen zahlreichen Bade- und Luftkurorten eine ganz hervorragende Rolle. Das kommt auch darin zum Ausdruck, daß für unser Gebiet eine eigene Fremdenverkehrs-Organisation, der „Verkehrsverband Teutoburger Wald", gegründet wurde. Nun ist ein Teil der Landschaft auch zum Naturpark ernannt worden, zum Naturpark „Eggegebirge — südlicher Teutoburger Wald". Jeder Natur- und Heimatfreund kann diese Entwicklung nur freudig begrüßen, denn gleichzeitig mit der Anerkennung der Schönheit unserer Heimat wird auch die Verpflichtung, ihre Eigenart und Schönheit zu erhalten und zu pflegen immer stärker in das Bewußtsein der Öffentlichkeit gerückt und eine Institution geschaffen, die sich dieser Aufgaben besonders annimmt.

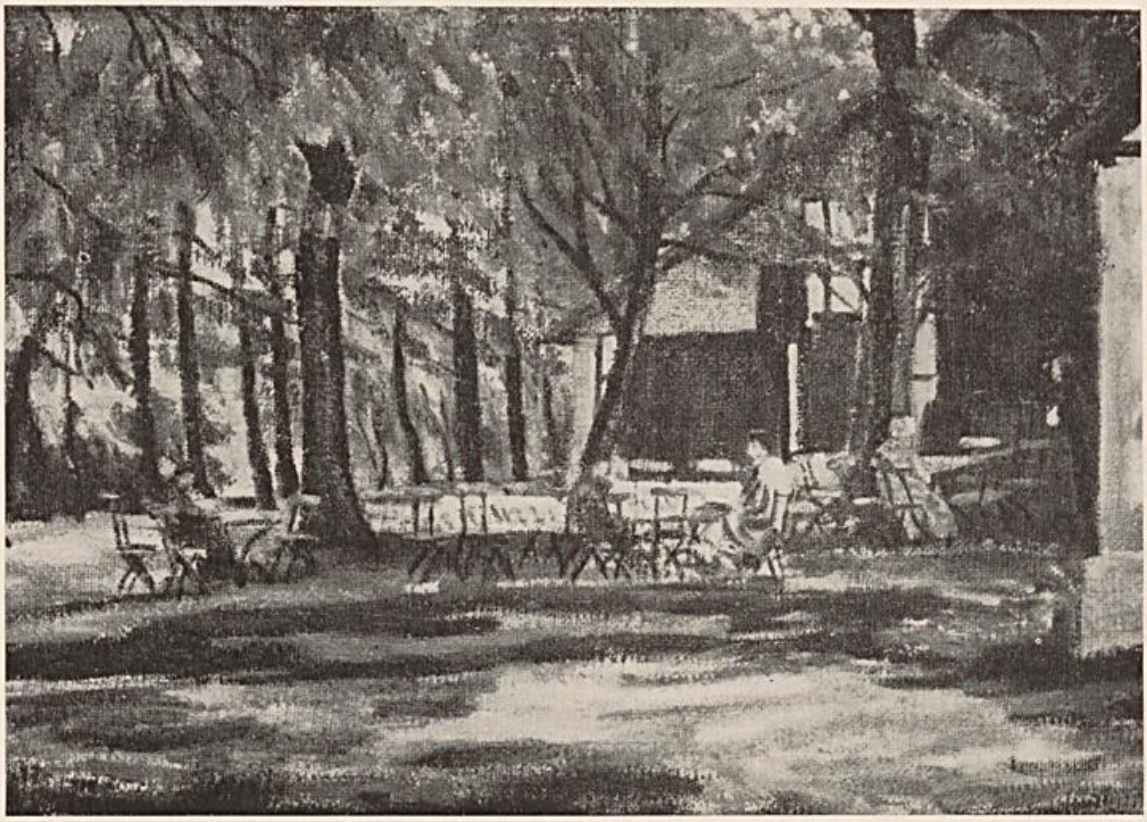
Fremdenverkehr setzt eine entsprechende Gastronomie voraus. Wir wissen, daß die Gastronomie im Lipperland trotz des Personalmangels keinen schlechten Ruf genießt, und daß man sich um die Schulung des Nachwuchses im Gaststätten- und Beherbergungsgewerbe besonders bemüht. Heute möchten wir jedoch die Aufmerksamkeit auf ein besonderes Thema lenken. Der Naturpark ist zwar nicht in erster Linie unter den Aspekten des Fremdenverkehrs zu betrachten. Aber er stellt doch besondere Anforderungen an die Gastronomie.

Vilma Sturm schreibt in ihrem Buch über Deutsche Naturparke:

„Was suchen wir denn, wir Gäste? Bescheidenen, aber geschmackvollen Komfort bei ruhiger Lage abseits der Hauptverkehrsstraße; Komfort, das heißt nicht mehr als Heizung, warmes Wasser, gepflegte Betten, helles Licht, Tisch und Sessel im Zimmer in einem Stil, der der ländlichen Umgebung entspricht, eine Synthese von einfachem Material und funktionsgerechter Gestaltung, die alle lauten und grellen Wirkungen vermeidet; gestrichene Wände mit sparsamem Bilderschmuck, keine Reklameschilder in der Gaststube, kein Radio, einfarbige Vorhänge, weiße Lampen, leichte Möbel — ich meine, dies müßte beinahe jedermann gefallen oder doch wohl niemanden stören —, so wie unsereiner von dreierlei Tapeten, aufwendigen Lampen, aufgeregten Vorhängen gestört wird.

Gibt es wohl Mittel und Wege, auf diese Dinge Einfluß zu nehmen? Wenn der Naturpark ein durchordneter Bereich sein soll, in dessen Gefüge der Mensch mit behutsamer Hand eingreift, um zu erhalten, zu steuern, zu lenken und schädlichen Einflüssen zu wehren, dann müßte sich dies Bemühen auch auf die Gastronomie erstrecken. Ebenso wie zum Naturpark das Bild der Dörfer gehört, das man zu verschönern trachtet, so gehört dazu auch die Gastronomie, die man nicht sich selbst überlassen darf. Wäre es nicht eine besonders reizvolle Aufgabe, in den Naturparken Musterbeispiele wohnlicher, geschmackvoller Häuser an landschaftlich bevorzugter Stelle zu schaffen? Rechtliche Möglichkeiten, sich in die private Initiative künftiger Unternehmer einzudrängen, gibt es allerdings nicht. Doch wäre es ein Armutszeugnis für die Intelligenz der Beteiligten, wenn es nicht gelingen sollte, auch ohne Macht- und Druckmittel dies wichtige Problem zur Zufriedenheit der Reisenden mit der Zeit zu lösen."

Mögen diese Worte auch im Lipperland gehört werden. Es sind nicht nur die Architekten, Innenarchitekten und Leiter und Mitarbeiter der Bauämter angesprochen, sondern in erster Linie alle die Gastro-



Das war die Gastwirtschaft am Bauernkamp bei Schlangen, wie sie der Maler Hermann Winter im Jahre 1952 in einem Bilde festgehalten hat. „Picknick im Walde" möchte man sagen. Hier wurde inzwischen ein neues Gasthaus gebaut. Zum Bauernkamp hätte gut ein altes Bauernhaus mit Fachwerk gepaßt, wie man sie schon vielerorts umgesetzt und in eine Gaststätte umgewandelt hat. Der Bauernkamp liegt an landschaftlich bevorzugter Stelle am Eingang zum Naturpark „Eggegebirge — südlicher Teutoburger Wald".

nomen, die sich mit Erneuerungs-, Erweiterungs- oder Neubauplänen befassen. Selbstverständlich muß man Unterschiede machen zwischen den Betrieben, die an den Brennpunkten des Ausflugsverkehrs stehen und praktisch einen reinen Massenbetrieb zu bewältigen haben und den übrigen Häusern.

Es geht uns um die Erhaltung der Stätten alter, ehrwürdiger, unverfälschter, echt im Heimatboden verwurzelter Gastlichkeit. Da ist zunächst das äußere Erscheinungsbild. Es bedarf ständiger Pflege. Fachwerk ist selten geworden, obwohl es als Hülle der Gastlichkeit noch am ehesten ein gutes Verhältnis zu den finanziellen Überlegungen herzustellen vermag. Der Fremde sucht in Lippe keine Großstadtattrappen. Vieles, was heute als modern gepriesen wird, werden wir vielleicht schon in ein paar Jahren nicht mehr ansehen können. Wenn das Bauwerk dann noch wegen seiner schlechten Akustik den Gast mit einer Geräuschkulisse umgibt, dann hört eben jede Gemütlichkeit auf. Bei der Gemütlichkeit, beim Wohlbehagen des Gastes aber fängt die echte Gastlichkeit erst an. Da wirkt jeder protzige Aufwand irgendwie verkehrt. Falsch wäre dagegen auch eine übertriebene Einfachheit, die wie Kälte sein kann.

Lassen wir nochmals Vilma Sturm sprechen:

„Ich werde nie vergessen, was man im

jugoslawischen Nationalpark Plitvicer Seen den Besuchern anbietet. Da stehen längs der Fußwege kleine Jungen und Mädchen, die in kunstvoll geflochtenen Behältnissen aus Bast und Blättern selbstgepflückte Walderdbeeren entgegenhalten; und hier und da sitzt in einem schattigen Winkel eine schwarzgekleidete Bäuerin vor einem Brett, über zwei Steine gelegt, und hält saure Milch feil, Landbrot und Käse. Und die Spaziergänger nahmen bescheiden von diesen bescheidenen Gaben, es tat wohl zu sehen, wie sie bedächtig und respektvoll damit umgingen, Käufer und Verkäufer — aber doppelten Widerwillen empfand man beim Gedanken an den gedankenlosen und aufwendigen Konsum von Getränken und Süßigkeiten, wie er an unseren Erfrischungsbuden getrieben wird.

Speisen und Getränke im Naturpark — das ist überhaupt ein Kapitel, das besondere Aufmerksamkeit verdient. Welcher Anreiz, wenn sich die Gastwirte ermuntern ließen, vorzugsweise die Spezialgerichte ihrer Gegend den Gästen anzubieten!"

Selbstverständlich sind die „guten alten Zeiten", wo man noch den Hinweis fand: „Hier können Familien Kaffee kochen!" bei uns längst vorbei. Der Gastronom muß sich an den Ansprüchen seiner Gäste ausrichten. Aber unseres guten alten Pickert brauchen wir uns nicht zu schämen und — dicke Milch? Mancher Gast nähme sie sicherlich gern, wenn man sie ihm nur anböte! Vielleicht bringt uns die derzeitige Finanznot der öffentlichen Haushalte dazu, auch bescheidenen Dingen wieder mehr Aufmerksamkeit zu widmen und ihre besonderen Reize zu entdecken. Das gilt nicht nur für den Tisch des Gastronomen, sondern für all das, was wir im Naturpark erwandern, schauen und erleben können.

Was falsch gemacht?

Ein Neujahrsrätsel mit zwei Fragen von Hans Winter

Stolze Bilanz der Wasserwirtschafts- und Kulturbauämter:

Seit dem Ende des 2. Weltkrieges wurden in Lippe 6363 ha Grundstücksflächen dräniert. (Flächengröße der Stadt Detmold = 971 ha.) In dieser Hektarzahl sind privat gedränte Flächen und Ländereien, die im Rahmen von Flurbereinigungsverfahren gedränt wurden, nicht enthalten.
Trotzdem Unterbilanz?

Meldung der „Freien Presse" vom 24. November 1966:

„43 Millionen DM zur Beseitigung der Hochwassergefahr im Werreraum.

Der Herforder Kreistag beschäftigt sich während seiner nächsten öffentlichen Sitzung . . . wieder einmal mit dem schon so oft diskutierten Thema: Beseitigung der Hochwassergefahr im Bereich der Werre und ihrer Zuflüsse. . . . Zumindest ist man inzwischen so weit, daß der Regierungspräsident in Detmold nach mehreren Besprechungen mit den Beteiligten einen Satzungsentwurf zur Gründung eines Werrewasserverbandes . . . aufgestellt hat.

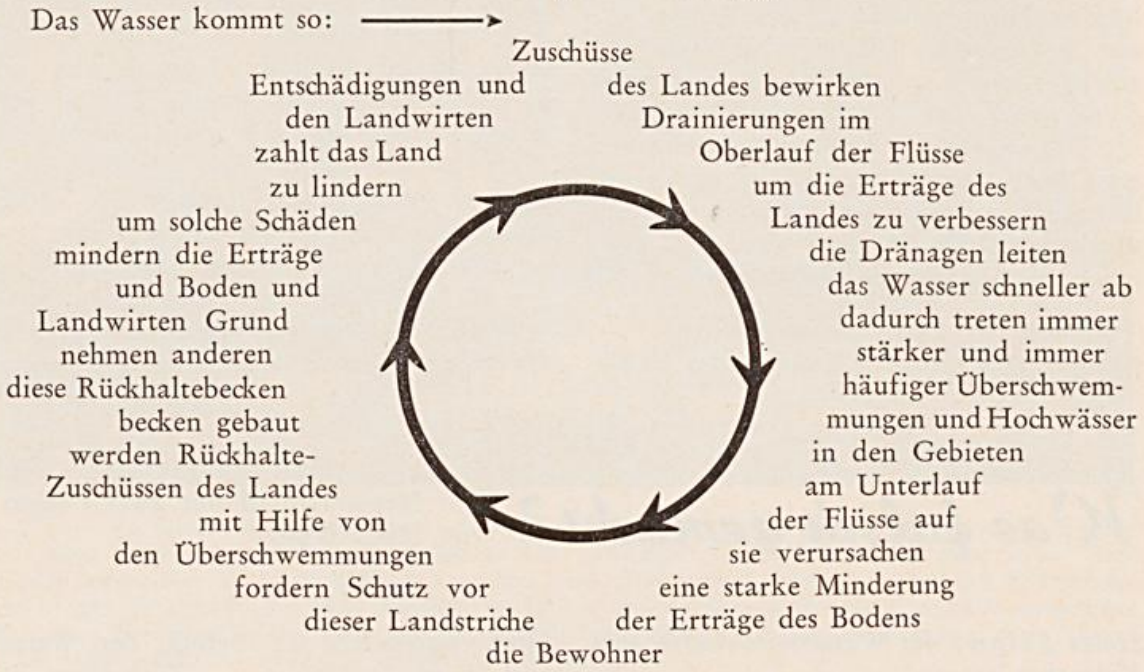
Weiterer handfester Schritt voran: Im Kreisetat 1967 sind 480 000 DM zur Regulierung der Werre in Löhne . . . veranschlagt. Insgesamt sollen zur Beseitigung der Hochwassergefahr im Bereich der Werre und ihrer Zuflüsse (Bega, Aa, Salze und Johannisbach) während der nächsten 12 bis 15 Jahre bei einem Kostenaufwand von 16,8 Mill. Mark zehn bis elf Rückhaltebecken mit einem Gesamtfassungsvermögen von 8 Mill. Kubikmetern angelegt werden. Sie werden auf die Kreise Her-

ford, Lemgo, Detmold, Bielefeld und Minden verteilt.
Allein für Flußregulierungen in den genannten Kreise sind während des gleichen Zeitraumes rund 26,2 Mill. DM veranschlagt. Das macht also alles in allem 43 Mill. DM."

Feststellung: Wasser fließt immer so:
von oben
▼
nach unten

1. Frage: Fließt Geld auch so von oben nach unten?

Schaubild: Es klappert die Mühle am rauschenden Bach? (od. „Der Kreislauf des Geldes")



Müllermeister dieses Mühlrades (im Kopf des armen, lieben Steuerzahlers) ist die Verwaltung.

In Bayern gibt es einen Professor, der kämpft schon sein ganzes Leben lang gegen den Unsinn der Wasserbehörden. Er sagt, die Menschen in diesen Behörden hätten keine Kenntnis mehr von den großen Naturzusammenhängen.

2. Frage: Ob der Professor recht hat?

125 Jahre Selbstverwaltung im ländlichen Bereich

Von Herbert Stöwer

Am 1. Juli 1966 jährte sich zum 125. Male der Tag, an dem die Verordnung über die Verfassung der lippischen Gemeinden vom 2. März 1841 in Kraft trat. Es war ein für die Geschichte der Selbstverwaltung in Lippe bedeutsamer Tag, der gerade heute unsere besondere Aufmerksamkeit verdient, wo in den beiden lippischen Kreisen eine grundlegende Verwaltungsreform im Bereich der örtlichen Selbstverwaltung vorbereitet wird.

Vergegenwärtigen wir uns, was vor 125 Jahren geschah. Die 1. H. d. 19. Jh. war eine Zeit der großen Reformen,

deren Notwendigkeit insbesondere der preußische Minister Freiherr vom Stein erkannte. Er begann sein Reformwerk mit dem Edikt über die Aufhebung der Erbuntertänigkeit vom 9. Oktober 1807. In Lippe griff die Fürstin Pauline den Gedanken sofort auf und setzte ihn in die Tat um. Bereits am 27. Dezember 1808 erließ sie die Verordnung über die Aufhebung des Leib- und Gutseigentums, die am 1. Januar 1809 in Kraft trat. Damit wurde in Lippe das Ende der Feudalzeit eingeleitet. Vom Jahre 1809 an war der lippische Bauer persönlich frei und zugleich freier Eigentümer des bisher nur von ihm verwalteten Grundbesitzes. Es entfielen dadurch viele Vorrechte der Grundherrn. Was aber zunächst blieb, war die wirtschaftliche Abhängigkeit der Bauern. Erst die Verordnung über die Ablösung der Dienste, Korn- und Viehabgaben vom 4. September 1838 brachte hier eine Wandlung. Dieser Verordnung war noch ein bedeutsames Ereignis vorausgegangen. Bereits die Fürstin Pauline hatte dem Lande im Jahre 1819 eine neue Verfassung geben wollen, die auch der lippischen Landbevölkerung ein Vertretungsrecht einräumte. Sie hat sich gegen den Widerstand der Landstände nicht durchzusetzen vermocht. So wurde dieses Ziel Paulines erst zur Regierungszeit ihres Sohnes, Leopolds II., erreicht. Die Verordnung, die landständische Verfassungsurkunde betr., vom 6. Juli 1836 legte fest, daß die Ritterschaft, die Bürger und ebenso die grundbesitzende Landbevölkerung je 7 Vertreter in den Landtag entsenden sollten. Die neue Verfassung und eine fortschrittlich denkende Regierung ermöglichten die Vorbereitung weiterer wichtiger Gesetze. Bevor das Ablösungsgesetz herauskam, ging man bereits an die Formulierung einer Landgemeindeordnung; denn das Ziel der persönlichen und wirtschaftlichen Unabhängigkeit der lippischen Landbevölkerung von den Grundherrn schien nun erreicht oder greifbar nahe zu sein.

Die Ausarbeitung einer lippischen Landgemeindeordnung übernahm der aus Blomberg gebürtige Regierungsrat Dietrich Karl Piderit, der 1826 in die lippische Regierung berufen worden war und sich einen Namen gemacht hat im Zusammenhang mit der Wiedererlangung der Souveränität über das Amt Blomberg im Jahre 1839. Er hielt es für notwendig, den lippischen Dörfern und Bauerschaften eine Verfassung zu geben, nach der die Landbevölkerung, die schon 1809 das volle Staatsbürgerrecht erworben hatte, nun auch zur aktiven Mitwirkung in den Gemeinden aufgerufen werden sollte. Förmlich organisierte Gemeinden gab es zu diesem Zeitpunkt auf dem „platten Lande“ noch nicht. Um das Gemeindewohl kümmerten sich in den Bauerschaften in der Regel zwei Vorsteher, wovon der eine Vertreter der pferdehaltenden Klasse, der andere Vertreter der „Kleinen“ war. Die Wahl des Vorstehers war aber auch die einzige aktive Beteiligung der grundbesitzenden Landbevölkerung an der Gemeindeverwaltung. Die Pflichten des Vorstehers ergaben sich aus der Instruktion vom 6. April 1793. Danach war der Vorsteher ein staatliches Organ, das dem Landesherrn zur Treue und Untertänigkeit verpflichtet war. Zu den Aufgaben des Vorstehers gehörten: Die Ausführung von Aufträgen der Ämter, die Wahrung und Förderung der Rechte der Gemeinheit, die sorgfältige Verwahrung des Schriftgutes, die Aufsicht über Hirten und Nachtwächter, die Rechnungsführung der Gemeinde, die Beaufsichtigung der Zuschläge, Früchte, Huden und Wege, die Überwachung der Haushaltung der Untertanen, die Sorge für Ruhe und Ordnung, die Überwachung von Licht und Feuer, die Unterhaltung der Feuergeräte, Besichtigungen und Feldschätzungen sowie die gerechte Handhabung der Reihelasten. Neben den Vorstehern gab es in den Bauerschaften noch den landesherrlichen Bauerrichter, der einerseits Hebungsbeamter war und andererseits ortspolizeiliche Funktionen zu erfüllen hatte.

Diese Situation fand Piderit vor, als er im Mai 1838 daranging, eine Gemeindeordnung zu entwerfen. Selbstverständlich schaute er über die lippischen Grenzen, um festzustellen, wie die Frage in anderen Ländern gelöst worden war. Es standen ihm Gemeindeordnungen vom Großherzogtum Oldenburg von 1831, vom Großherzogtum Baden von 1831 und von Kurhessen von 1834 zur Verfügung. Eine westfälische Landgemeindeordnung fehlte noch. Piderit erkannte klar, daß er diese Gemeindeordnungen nicht einfach kopieren konnte. Wichtig war ihm die Entscheidung, wo das Schwergewicht der örtlichen Verwaltung liegen sollte. Die lippischen Dorfsgemeinden schienen ihm dafür zu klein. Auch wollte er nicht die Zuständigkeiten der seit dem Mittelalter bestehenden landesherrlichen Ämter zugunsten der Dorfsgemeinden beschneiden, wohl auch aus der Sorge heraus, die Landbevölkerung möchte noch nicht ausreichend mit ihren neuen staatsbürgerlichen Aufgaben vertraut sein. Der Aufgabenkatalog der Dorfsvorsteher war nach der Instruktion von 1793 in der Praxis nicht sehr umfangreich, zumal da noch einige Punkte durch die Bauernbefreiung fortgefallen waren. Nach der Darstellung von Piderit war die Anstellung und Beaufsichtigung eines gemeinsamen Hirten und eines Nachtwächters die Hauptaufgabe im gemeindlichen Bereich, weil Prozesse von den Dörfern kaum geführt würden und die meisten Bauerschaften keine Dorfskasse besaßen, die zu verwalten gewesen wäre. Piderit schlug daher vor, die Dorfsgemeinden zwar bestehen zu lassen, sie aber zu größeren Amtsgemeinden zusammenzufassen. Die Amtsgemeinden sollten eine nicht ganz leichte Aufgabe übernehmen, die die Landkasse bisher finanziell sehr belastete, nämlich die Armenfürsorge. Piderits Vorstellungen auf diesem Gebiet scheiterten aber am Widerstand des Landtages. Ebenso remonstrierte die 1. Kurie des Landtages sofort gegen eine eventuelle Einverleibung der Rittergüter und Domänen in die Gemeindebezirke.

Nach Berücksichtigung der meisten Änderungsvorschläge des Landtages, die von einer Kommission erarbeitet worden waren, kam es 1841 zur Ausfertigung einer lippischen Landgemeindeordnung. Sie übertrug die bisher den Vorstehern zufallenden Aufgaben im wesentlichen an die Gemeinden als Selbstverwaltungsangelegenheiten und gab den Gemeinden erstmalig eine Verfassung, die sie auch zur Aufstellung von Ortssatzungen berechtigte. Damit erhielten die lippischen Landgemeinden das Recht, eigene Angelegenheiten, wenn auch in sehr beschrnäktem Umfange, selbst zu verwalten. Stimmberechtigt waren in den Gemeinden allerdings — der landständischen Verfassung von 1836 gemäß — nur die Grundbesitzer. Bei ihnen erwartete man das größere Verantwortungsgefühl. Sie bildeten die Dorfsversammlung, die einen oder mehrere Vorsteher wählte und in Dorfsangelegenheiten beriet und beschloß. Die Vorsteher führten die Beschlüsse aus und einer von ihnen war in jeder Gemeinde Mitglied des Amtsgemeinderats.

Die Bewohner eines Amtes bildeten die Amtsgemeinde. Die Amtsgemeindegebiete deckten sich also mit der vorhandenen Amtseinteilung, von der neben den Dörfern und Bauerschaften wohl die Domänen, Rittergüter und Flecken, nicht aber die lippischen Städte erfaßt wurden. Auch das zusammen mit der Landgemeindeordnung von Piderit vorgelegte Heimatgesetz vom 2. März 1841, das jedem Lipper ein Recht auf Heimat gab und auch bereits einen Anspruch auf Fürsorgeunterstützung zubilligte, hat die Heimatgebiete entsprechend festgelegt und die Städte zu besonderen Heimatgebieten erklärt. Neben den Gemeindevorstehern waren die Besitzer landtagsfähiger Rittergüter und die herrschaftlichen Domänenpächter in den Amtsgemeinderäten vertreten. Die Amtsgemeinde war zuständig für die Aufnahme neuer Gemeindeglieder, unterstützte das Amt bei

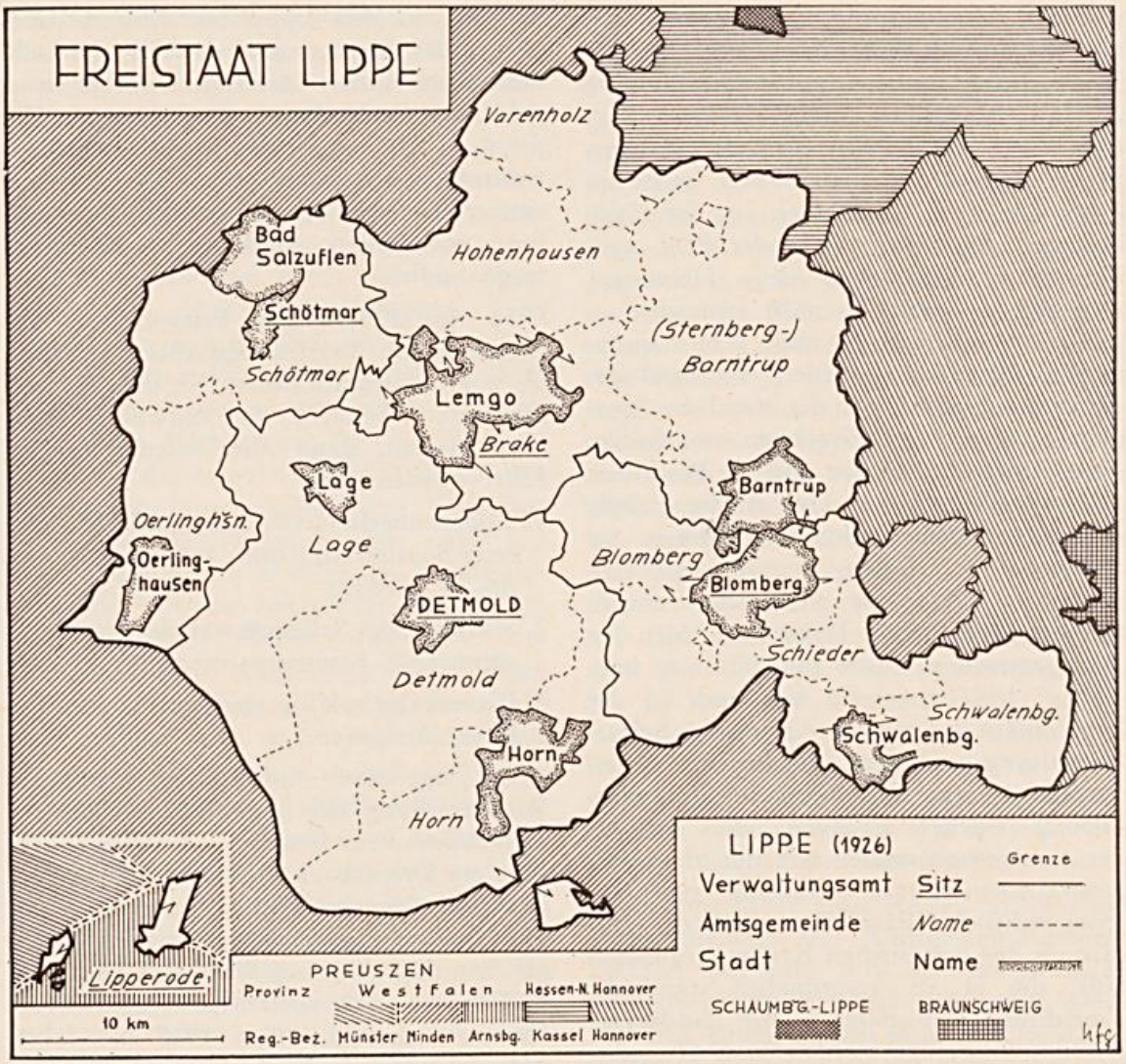
der Polizeiverwaltung, insbesondere bei der Wege- und Feldpolizei, unterhielt die Feuerwehren und wirkte in Verbindung mit den kirchlichen Stellen bei den Kirchen- und Schulsachen und der Armenpflege mit. Der Finanzbedarf sollte in erster Linie mit Einnahmen aus der Hundesteuer, den Strafgeldern der Feld- und Flurexzesse und nach dem Heimatgesetz und — wenn das nicht ausreichte — mit Gemeindeumlagen nach dem Kontributionsfuß gedeckt werden. Vorstand des Amtsgemeinderats war der staatliche Amtmann, der zu den Sitzungen einzuladen, die Geschäfte zu führen und die Beschlüsse zu vollziehen hatte. Die Amtsgemeinde war keine eigene Rechtspersönlichkeit. Sie war dem staatlichen Verwaltungsbezirk Amt zur Erledigung von Selbstverwaltungsangelegenheiten beigegeben. Mit den Amtsgemeinden wurde mit Wirkung vom 1. Juli 1841 erstmalig also auch in der Amtssphäre in Lippe ein Organ der Selbstverwaltung geschaffen. Die lippische Amtsverfassung war allerdings eine Amtsverfassung eigener Prägung, die sich in der Gesamtheit weder mit der rheinisch-westfälischen Ämterverfassung noch — trotz rechtlicher Parallelen — mit der Verfassung der preußischen Kreise vergleichen läßt, die ja als ursprünglich ständische Einrichtung erst später in die Landesverwaltung eingefügt worden sind. Hinsichtlich der Aufgaben ist eher ein Vergleich mit der rheinisch-westfälischen Ämterverfassung gerechtfertigt, weil die lippische Regierung in diesem kleinen Lande viele Aufgaben, die in Preußen von den Kreisen erledigt wurden, selbst übernommen hatte. Die lippischen Städte erhielten anders als in Preußen erst zwei Jahre nach der Landgemeindeordnung am 16. Mai 1843 ihre Städteordnung, weil die lippische Regierung eine Landgemeindeordnung für dringlicher hielt.

Die lippische Landgemeindeordnung vom 2. März 1841 schuf zwar wichtige Voraussetzungen für eine Selbstverwaltung in den lippischen Ämtern und Gemeinden, sie war aber dennoch ein noch recht bescheidener Anfang. Darüber war sich auch ihr Verfasser, Regierungsrat Piderit, im klaren, der immer für eine Verwaltungsreform in vernünftigen Grenzen eintrat, die nicht der zukünftigen Entwicklung vorauseilen, sondern ihr Rechnung tragen sollte.

In der 125jährigen Entwicklung des kommunalen Verfassungsrechts in Lippe bis zur Gegenwart lassen sich drei Hauptleitlinien erkennen, die zeitweilig zwar unterbrochen, dann aber wieder fortgeführt worden sind:

1. Abbau überlieferter, nicht mehr begründeter Sonderrechte und Demokratisierung des Wahlrechts.
2. Stärkung der Selbstverwaltung und fortschreitende Kommunalisierung.
3. Unverhältnismäßig starke Zunahme örtlicher Aufgaben.

Im Zuge dieser Entwicklung wurde die Sonderstellung der grundbesitzenden Gemeindebewohner beseitigt. Der Weg führte über ein Dreiklassenwahlrecht nach der geänderten Gemeindeordnung vom 18. April 1893 bis zum allgemeinen, unmittelbaren, gleichen und geheimen Wahlrecht nach dem 1. Weltkrieg. Die vorläufige Gemeindeverfassung vom 28. März 1919 gab allen Männern und auch den Frauen, die das 20. Lebensjahr vollendet hatten, das Recht zu wählen. Darüber hinaus wurde durch die Gemeindeverfassung von 1919 eine weitgehende Angleichung des Gemeinderechts von Stadt und Land in die Wege geleitet. Es erfolgte ferner früher als in Westfalen die 1841 noch durch die Landstände verhinderte Eingliederung der Rittergüter und Domänen in die Gemeindebezirke. Die amtsfreien Städte wurden bis auf Detmold, Lemgo und Salzuflen bei der Bildung der Kreise Detmold und Lemgo durch Landesverordnung vom 14. Oktober 1931 mit Wirkung vom 1. April 1932 in die Landkreise einbezogen. Die Kreis-



Karte der Verwaltungsgliederung Lippes im Jahre 1926
(Abb. 9 aus Gorki, Zentrale Orte in Lippe, 1966, S. 15)

freiheit der Städte Detmold, Lemgo und Salzuflen wurde durch Gesetz vom 29. Januar 1934 dann mit Wirkung vom 1. April 1934 beseitigt.

Auch im Hinblick auf die Kommunalisierung der lokalen Verwaltung wurden beachtliche Fortschritte erst in der Zeit nach dem 1. Weltkrieg erreicht. Nach der Landgemeindeordnung von 1841 war das staatliche Amt Vorstand des Amtsgemeinderats. Die Amtsgemeindeordnung vom 29. Juli 1907 bestimmte, daß der staatliche Verwaltungsbeamte des jeweiligen Bezirks den Vorsitz im Amtsgemeinderat innehaben sollte. Erst durch das Gemeindeverfassungsgesetz vom 1. Dezember 1927 wurden die Gemeinden mit Wirkung vom 1. April 1928 zu Gebietskörperschaften des öffentlichen Rechts zur Verwaltung von Selbstverwaltungsangelegenheiten und Auftragsangelegenheiten. Die 1841 gebildeten Amtsgemeinden wurden nun aufgelöst. Sie hatten die Neuorganisation des Jahres 1879 überdauert, als im Zuge der Tren-

nung von Justiz und Verwaltung Verwaltungsämter und Amtsgerichte an die Stelle der bisherigen Ämter traten (s. Karte von 1926). Die grundlegende Neuordnung des Jahres 1927 ersetzte Amtsgemeinden und Verwaltungsämter durch Amtstage und Amtsausschüsse für die laufende Verwaltung mit Landräten an der Spitze. Der Landrat war Staatsbeamter und wurde auf Vorschlag des Amtstages vom Landespräsidium ernannt. Er allein verwaltete unter Mitwirkung des Amtsausschusses die staatlichen Auftragsangelegenheiten. Durch die Verordnungen vom 14. Oktober 1931 und 30. Januar 1932 ging die Eigenschaft der Landratsämter als öffentlich-rechtliche Körperschaft auf die neu gebildeten Kreise über, die zugleich anders als in Preußen untere Behörden der Landesverwaltung waren. Am Sitz der bisherigen vier Landratsämter in Detmold, Blomberg, Brake und Schötmar verblieben Amtmänner als Einrichtung der Kreise für Aufgaben der Ortsinstanz. Mit dem Fortfall des staatlichen Landrats durch die Revidierte Deutsche Gemeindeordnung vom 1. April 1946 fand die Kommunalisierung ihren Abschluß. Sie wurde nur noch durch die Einbeziehung staatlicher Sonderbehörden der Kreisstufe erweitert. Auch der Oberkreisdirektor, der von nun an zusammen mit dem Kreisausschuß im Wege der Organleihe für staatliche Aufgaben zur Verfügung stand, ist Kommunalbeamter. Dabei blieb es nach der jetzt gültigen Landkreisordnung für NRW vom 21. Juli 1953.

Die Entwicklung der kommunalen Selbstverwaltung im ländlichen Bereich von 1841 bis heute ist ferner gekennzeichnet durch eine unverhältnismäßig starke Zunahme örtlicher Aufgaben. Die Gründe dafür sind einerseits das starke Bevölkerungswachstum sowie die wirtschaftliche und soziale Entwicklung seit dem 19. Jh., andererseits die fortschreitende Angleichung von Stadt und Land. Insbesondere seit der 2. H. d. 19. Jh. waren die Gemeinden gezwungen, immer neue Aufgaben der Daseinsvorsorge zu übernehmen. Nach der Gemeindeverfassung vom 1. Februar 1927 waren die Landgemeinden den Stadtgemeinden auch hinsichtlich ihrer Aufgaben etwa gleichgestellt worden. Sie durften nun Anstalten und Einrichtungen schaffen und betreiben. Die Deutsche Gemeindeordnung vom 30. Januar 1935 brachte für die Gemeinden die Generalklausel, die besagte, daß innerhalb des Gemeindegebiets alle Aufgaben den Gemeinden zufallen sollten. An dem Grundsatz der Universalität ist nach dem 2. Weltkrieg festgehalten worden.

So sehen sich die lippischen Gemeinden heute nach der raschen Entwicklung der Zeit nach 1945 trotz gewisser Entlastung durch die Amtmänner in Detmold, Blomberg, Brake und Schötmar einer Fülle von Aufgaben gegenüber, die überwiegend die Leistungsfähigkeit einzelner Gemeinden übersteigt. Es sei nur an die mit der regen Bautätigkeit und dem Wirtschaftswachstum zusammenhängenden Probleme und an die Schulreform erinnert. Sie lassen die Notwendigkeit großräumiger Planung klar erkennen. Das Problem einer Verwaltungsreform im gemeindlichen Bereich stellte sich daher von selbst und unausweichlich.

Freiherr vom Stein hat den Satz geprägt: Allein dadurch, daß man das Gegenwärtige aus dem Vergangenen entwikkelt, kann man ihm eine Dauer für die Zukunft verleihen. Dieses bedeutende Wort des großen Reformers sollte auch über der lippischen Verwaltungsreform stehen; denn durch sie wird eine neue Phase der gemeindlichen Selbstverwaltung in Lippe eingeleitet.

Archivalische Quellen

Staatsarchiv Detmold L 77 A Fach 113 Nr. 1, L 79 I Fach 51 Nr. 1 Bd. 1, L 109 Detmold Fach 3 Nr. 1.

Druckschriften

1. Berkenhof H. A., Das Kommunalverfassungsrecht in Nordrhein-Westfalen, Köln-Braunsfeld 1960.

2. Drake, Heinrich, Die lippische Landesverwaltung der Nachkriegszeit, Detmold 1932.
3. Gorki, Hans Friedrich, Zentrale Orte in Lippe, Heimatland Lippe, 3. Sonderheft, Jan. 1966, S. 15—19.
4. Knaut, Martin, Geschichte der Verwaltungsorganisation unter besonderer Berücksichtigung Preußens und der rheinisch-westfälisch-lippischen Lande, Stuttgart 1961.
5. Petri, Konrad, Das kommunale Verfassungswesen in Lippe. In: Das Land Lippe. Deutscher Kommunalverlag GmbH., Berlin-Friedenau 1930, S. 136—141.
6. Gutachten des Reichssparkommissars über die Landesverwaltung Lippes (1930), S. 51 bis 58, und Bemerkungen des Lippischen Landespräsidiums zu dem Gutachten, S. 9.

Lippische Landesverordnungen, Reichsgesetzblatt 1935 I S. 49, Amtsblatt der Militärregierung Nr. 7 S. 127 und Gesetz- und Verordnungsblatt für das Land Nordrhein-Westfalen 1948 S. 180, 1952 S. 269.

Vor 1950 Jahren

Der römische Kaiser Tiberius gab die Eroberung Germaniens auf

Von Dr. Hermann Kesting

Im Herbst des Jahres 16, also vor 1950 Jahren, gab Kaiser Tiberius, der Beherrscher des Imperium Romanum, dessen Grenzen von der Nordsee bis zur Sahara, vom Atlantik bis zum Euphrat und Tigris reichten, den Kampf gegen Germanien und den Versuch einer Eroberung des Landes zwischen Rhein und Elbe als aussichtslos auf. Anstelle der militärischen Operationen, die in 3 Jahrzehnten so viel Rück- und Fehlschläge gebracht hatten, wollte der kluge Realpolitiker Tiberius jetzt das politische Mittel der *„discordia interna"* unter den Germanenstämmen anwenden. Damit hatte er mehr Erfolg als mit der militärischen Invasion. Denn bald nach dem Abzug der Römer kam es zwischen dem Führer des germanischen Nordwestbundes, Arminius, und dem Markomannenkönig Marbod, der über Südwest-Germanien herrschte, zum Bruderkampf. Aus ihm ging Arminius zwar als Sieger hervor, wurde aber im Alter von 37 Jahren von den Verwandten seiner Frau ermordet. Das war das tragische Geschick des siegreichen Führers; der Unterlegene mußte, von seinen Landsleuten vertrieben, die Zuflucht bei den Römern suchen, die ihm Ravenna als Wohnsitz anwiesen. Durch die neue Politik des römischen Kaisers waren also beide Gegner, die militärisch nicht besiegt werden konnten, für Rom und das Imperium unschädlich gemacht worden.

Wie verlief nun die Invasion der Römer gegen Germanien und wie war es zu dem folgenreichen Entschluß des Tiberius gekommen? Man kann die Gesamtoperation, die im Jahre 16 v. Chr. vom Kaiser Augustus in Angriff genommen wurde und die bis zum Jahre 16 n. Chr. dauerte, den *30jährigen römisch-germanischen* Krieg nennen. Er begann für die Römer recht erfolgreich und vielversprechend. In drei Jahren (16—14) konnten sie ihre Grenzen vom Alpenrand an die Donau vorschieben und diese neue Grenze durch Anlage von Kastellen sichern wie: Augusta Vindelicierorum (Augsburg), Regina castra (Regensburg), Castra Batava (Passau), Vindobona (Wien) u. a. In den folgenden drei Jahren (12—9) erkundeten sie von der Basis Mainz-Köln aus das Gebiet zwischen Rhein und Weser durch Einzeloperationen und militärische Vorstöße *die Ems* (12) *und Lippe* (11) aufwärts sowie über den Taunus ins Gebiet der Chatten (10) und legten auch dort Kastelle an, von denen unsere Archäologen die Römerlager bei

GERMANIEN ZUR RÖMERZEIT



Karte aus Koepp, Römer in Deutschland

Haltern und Oberaden an der Lippe, bei Holsterhausen und Kneblinghausen, ferner das „castellum in Monte Tauno situm", die heutige Saalburg, ausgegraben haben. Diese sechsjährigen militärischen Operationen, gut vorbereitet und in übersehbaren Teilgebieten systematisch durchgeführt, verliefen so glücklich, daß der römische Oberbefehlshaber *Drusus* statt eines weiteren systematischen operativen Vorgehens ohne genügend Sicherung der Nachschubwege und in Unterschätzung des germanischen Gegners den verhängnisvollen *Marsch an die Elbe* unternahm, der für ihn mit tödlichem Ausgang und mit dem Zusammenbruch der Gesamtoperation endete (im Jahre 9 v. Chr.).

Tiberius stellte die bedrohte Lage und das stark beeinträchtigte Prestige des Weltreiches wieder her. Wie stark aber die Römer durch diese Katastrophe angeschlagen waren, geht daraus hervor, daß sie 15 Jahre benötigten, um die Folgen dieses Rückschlages zu überwinden und die Eroberung Germaniens erneut in Angriff zu nehmen. Mit dieser Aufgabe wurde im Jahre 7 n. Chr. der römische Feldherr, *Publius Quintilius, Varus** betraut, ein Enkel von Augustus Schwester Octavia, also mit dem julisch-claudischen Kaiserhaus nahe verwandt, der sich schon als Gouverneur in Afrika und Syrien bewährt hatte, gerade in dem Jahr, als der Cheruskerprinz *Arminius* von der Ausbildung bei den Römern in seine Heimat zurückkehrte und den Widerstand gegen die römischen Eindringlinge organisierte. Hochdramatisch, wie sich beide Führer gegenüberstehen. Der Römer Varus als Expo-

* Der Beiname Varus heißt o-beinig, Säbelbein.



Karte der wichtigsten Hypothesen zur Lokalisierung der Varusschlacht. Aus: Wilisch, Der Kampf um das Schlachtfeld im Teutoburger Walde (Neue Jahrbücher für das klassische Altertum, Geschichte und deutsche Literatur, herausgegeben von I. Ilberg. 12. Jahrg. Verlag B. C. Teubner, Berlin-Leipzig)

nent des Imperium Romanum mit den gewaltigen Mitteln politischer, wirtschaftlicher und kultureller Macht und der junge Cheruskerfürst als Exponent des eigenständigen, volkstumsbewußten, unverbrauchten Germanentums.

Im *Teutoburger Wald*, nicht weit von den Ems- und Lippequellen, wie Tacitus in den Annalen uns berichtet, nicht bei Hildesheim, wie neuerdings Herr Lindemann, Hannover, behauptet, fiel die Entscheidung für Germanien und gegen Rom, die als zweite Katastrophe in der Gesamtoperation mit dem Totalverlust von 30 000 römischen Elitetruppen und mit dem Selbstmord des römischen Feldherrn endete.

Wieder, wie nach der ersten Katastrophe an der Elbe, brauchten die Römer lange Zeit, diesmal sechs Jahre, um sich von dieser Niederlage und ihren Folgen zu erholen. Dann macht Tiberius, der als Kaiser seinem Stiefvater Augustus auf den Cäsarenthron gefolgt war, zwei neue und letzte Versuche, Germanien zu erobern. Um ganz sicherzugehen, rüstete er dafür gewaltiges Truppen- und Kriegsmaterial, wie es Rom noch nie gegen einen Feind eingesetzt hatte: im Jahre 15 80 000 Mann, im folgenden Jahre sogar 100 000 Mann und gab seinem Neffen Germanicus, dem Sohn des an der Elbe gefallenen Drusus — der volle Name war Claudius Nero Drusus, ein Bruder des Tiberius —, den Oberbefehl über die Expeditionen. Dabei wandte er ein neuartiges und für damalige Zeiten unerhörtes Transportmittel an. Um die Legionen nicht allzu sehr durch Marschanstrengungen in dem waldig-sumpfigen Gelände zu ermüden und sie frischer in den Kampf gehen zu lassen, ließ er im Jahre 15 die Hälfte des Heeres, im folgenden Jahr sogar das ganze Heer auf 1000 Schiffen vom Rhein durch die hol-



Zwei Sigillata-Becher aus der Zeit des Augustes, gefunden im Römerlager Oberaden

ländischen Seen, die durch einen Kanal verbunden waren, an der Nordseeküste entlang und *in die Ems etwa bis Rheine* transportieren, wo sie ausgebootet wurden und in den Weserraum zogen. Durch diese Entlastung von den Marschstrapazen, durch ihre Gefechtsmaschinerie, die gewohnte Disziplin, andererseits auch durch die Fehler von Armins Onkel Inguiomer, der die strategischen Anordnungen seines Neffen nicht befolgte, konnten sie bei *Idistaviso* einen gewissen Erfolg erzielen. Aber die Germanen erneuerten Angriff und Kampf am Angrivarierwall (bei Leese), und auf der Rückfahrt gerieten die Römer in einen schweren Nordseesturm, in dem viele Schiffe mit den Soldaten untergingen. Das Schiff des Oberbefehlshabers mußte auf einer Nordseeinsel notlanden. So blieb der Gesamterfolg den Römern auch jetzt versagt. Nachdem auch diese gewaltigen Unternehmungen gescheitert waren, entschloß sich Tiberius im Herbst vor 1950 Jahren zum Abbruch des germanischen Unternehmens.

Diese Entscheidung hatte weitreichende geschichts-bedeutsame Folgen: Germanien blieb außerhalb des Imperium Romanum und von der Romanisierung verschont. Es konnte sich in Volkstum und politischer Zielsetzung *eigenständig* entwickeln, in den folgenden Jahrhunderten auf die Ablösung des römischen Weltreiches vorbereiten und ein neues *germanisch-orientiertes* Europa begründen.



Aureus (Goldmünze mit dem Kopf des Kaisers Augustus), gefunden bei Oeynhausen



Der römische Feldherr Quintilius Varus auf einer Münze der Stadt Achulla, Afrika (Berlin, Münzkabinett)

DAS RÖMERLIED

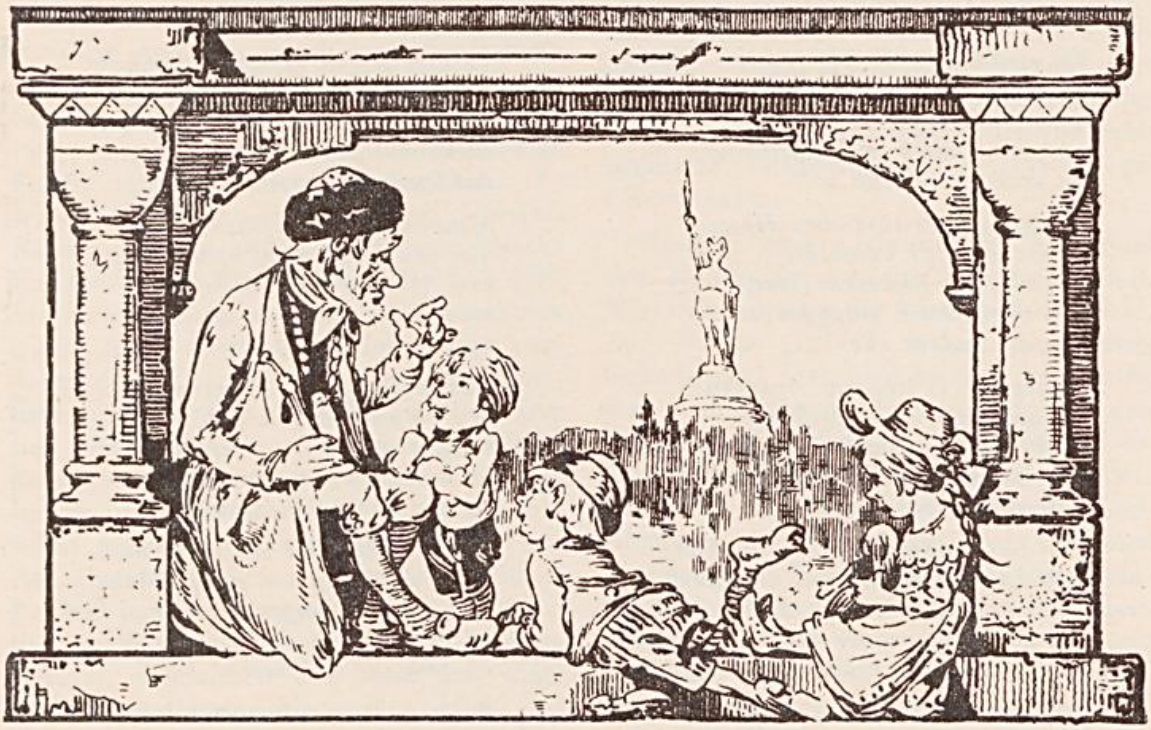
Immer wieder wird unsere Geschäftsstelle von Mitgliedern des Lippischen Heimatbundes gebeten, ihnen doch einmal den Text des Römerliedes mitzuteilen, das ja in früherer Zeit in ganz Deutschland und besonders im Lipperland mit viel Begeisterung und Stimmaufwand, mit „simserimserimserim", „täterätetäte" und „wauwauwauwauwauwauwau" gesungen wurde. Kein Verein, keine Schulklasse, wenn sie den Hermann hinanzog, unterließ es, unten am Waldrand einige Römerpfeifen zu erstehen, auf denen der Liedertext stand, und mit Gesang und schnarrendem Getute brachte man dem Cheruskerfürsten seine Huldigung dar. Nach zwei Weltkriegen und all dem Unglück danach ist uns jener überschwängliche, laute Patriotismus abhanden gekommen und ist heute vielfach sogar ins Gegenteil umgeschlagen. Wie weit das gehen kann, erfuhr ich, als ich, etwa um 1950, einmal mit größeren Schülern auf der Bandelbank saß und erzählte, wie einst das ganze deutsche Volk durch seine Spenden dieses Mahnmal deutscher Einigkeit errichtet hatte. Als ich dann abschließend auf die vielen Schußlöcher aufmerksam machte, die Anno 45 amerikanische Soldaten dem Hermann beigebracht hatten, schrie ein Lehrer aus der Ostzone, der auch mit Schülern da saß: „Schade, daß sie ihn nicht ganz umgelegt haben!"

Das Römerlied ist ein Zeitdokument der patriotischen Begeisterung unseres Volkes vor fast 100 Jahren, als es nach langer Trennung und Zwietracht wieder geeinigt war, voll Stolz auf die siegreichen Einigungskriege zurückblickte und als Symbol der Einigkeit den Hermann aufrichten ließ. Welch ein Jubel würde wohl in ganz Deutschland herrschen, wenn es noch einmal gelänge, die verlorene Einheit unseres Volkes in Frieden und Freiheit zu erringen!

Damals, bald nach Errichtung des Hermannsdenkmals, schrieb Viktor von Schef-

fel das Lied „Die Teutoburger Schlacht". Mit seiner schwungvollen Melodie wurde es bald bekannt und gehörte jahrzehntelang zum festen Liedgut aller frohen Wanderer und Zecher. August Bolhöfer aber, der uns auch das schöne Gedicht „Meune Heume" schenkte, hat das Römerlied in unser altes lippisches Platt übertragen und ihm einen ganz neuen, heimatlichen Klang gegeben. Bolhöfers heimat- und volksverbundene „Varusschlacht" neben Scheffels mit Humor und leichter Ironie gewürzte „Teutoburger Schlacht" zu stellen, hat für mich immer einen besonderen Reiz gehabt. Nachstehend bringen wir die beiden Gedichte.

Süvern



Die Teutoburger Schlacht

Von Viktor von Scheffel

Als die Römer frech geworden
zogen sie nach Deutschlands Norden;
vorne beim Trompetenschall
ritt der Generalfeldmarschall
Herr Quinctilius Varus.

Doch im Teutoburger Walde,
hu, wie pfiff der Wind so kalte!
Raben flogen durch die Luft,
und es war ein Moderduft,
wie von Blut und Leichen.

Plötzlich aus des Waldes Duster
brachen krampfhaft die Cherusker;
mit Gott für Fürst und Vaterland
stürmten sie von Wut entbrannt
auf die Legionen.

De Varusschlacht

Van August Bolhöfer

Met der grauten frechen Schniuten
keumen mol vell Keerls van biuten,
achter iut Italien an,
vürne reit seon grauten Mann,
de Quintilius Varus.

Os seu niu int Lippske keumen,
kriegen se Hunger unnern Reumen;
deupe gung et dür den Dreck,
un seu kriegen nicks os Speck
un seon bieden Water.

In den grauten lippsken Waule
gung de Wind seo unwuis kaule,
Kraijen flögen dür de Luft,
un et was seon schlechten Duft,
os van dauen Minsken.

Weh! das war ein großes Morden;
sie erschlugen die Kohorten;
nur die röm'sche Reiterei
rettete sich noch ins Frei',
denn sie war zu Pferde.

O Quinctili, armer Feldherr!
Dachtest du, daß so die Welt wär?
Er geriet in einen Sumpf,
verlor zwei Stiefel und einen Strumpf
und blieb elend stecken.

Da sprach er voll Ärgernussen
zum Zenturio Titiussen:
„Kam'rad, zeuch dein Schwert hervor
und von hinten mich durchbohr,
da doch alles futsch ist!"

In dem armen röm'schen Heere
diente auch als Volontäre
Scävola, ein Rechtskandidat,
den man schnöd gefangen hat,
wie die andern alle.

Diesem ist es schlimm ergangen:
Eh daß man ihn aufgehangen,
stach man ihn durch Zung und Herz,
nagelt ihn dann hinterwärts
auf sein Korpus Juris.

Als die Waldschlacht war zu Ende,
rieb Fürst Hermann sich die Hände,
und um seinen Sieg zu weihn,
lud er die Cherusker ein
zu 'nem großen Frühstück.

Nur in Rom war man nicht heiter,
sondern kaufte Trauerkleider.
Gerade als beim Mittagsmahl
Augustus saß im Kaisersaal,
kam die Trauerbotschaft.

Erst blieb ihm vor jähem Schrecken
ein Stück Pfau im Halse stecken,
dann geriet er außer sich
und schrie: „Varus, Fluch auf dich!
Redde Legiones!"

Deutscher Sklave, Schmidt geheißen,
dacht: Ihn soll das Mäusle beißen,
wenn er je sie wieder kriegt;
denn wer einmal tot da liegt,
wird nicht mehr lebendig.

Und zu Ehren der Geschichten
tat ein Denkmal man errichten.
Deutschlands Kraft und Einigkeit
verkündet es jetzt weit und breit.
Mögen sie nur kommen!

Do up eunmol achtern Hüchten
feng et greulich an teo lüchten,
Herm de greip die Römer an,
kreig sich gluicks den gröttsten Mann,
steoken uppe Forken.

Un denn fengen se an teo höbben,
dat se quaken os de Pöbben,
Drieben se oll in eunen Kolk,
un dat ganße Liusevolk
moßter inne versiupen.

Varus kreig en grauten Schrecken:
„Kinner, düt es teon Verrecken!
Titius, kruig duin Schwert heriut,
steckt mui achter dür de Hiut,
midden inne Panzen!"

Manken düssen grauten Troppe
was eun Keerl metn open Koppe,
eun Afkode, dat was heu,
un den fengen lebennig seu
up der Puivitsheue.

Düssen Keerl den gengt ant Ledder,
heu verdeun et auk nich bedder,
kriegen en buit Kamesol,
stoiken en up eunen Pol
un den draijensen ümme.

Os dat Schlon niu was teo Enne,
wosk sick Hermann suine Hänne,
reup dann: „Jungens kumt mol her!"
un denn kamm dat ganße Heer
un feng an teo siupen.

Beuer gaft un Schwuineschinken,
auk de Wuiwer mössen drinken,
un Thusnelda un ühr Mann
süpen sicken lütken an,
dat et man seo dampe.

Kaiser Justus satt buin Eeten,
heu woll justen Pfau upfreeten,
do kamm niu de Noricht an,
dat suin Heer met Roß un Mann
wör buin Kaulpodde blieben.

„Varus", reup heu, „leuwe Vedder,
giw mui de Saldoten wedder!"
Doch suin Sklave Jüsken Schmett
reup van biuten dür dat Lett:
„De sind olle daude!"

Un teo Ehrn van düssen Saken
leuten wui us eun Denkmol maken,
dat dat scheune lippske Land
wör in oller Welt bekannt —,
un seo est auk kumen.

Heinz Kracht:

Der Krug zu Donop

Aus zwei Jahrhunderten seiner Geschichte

Die heute von lebhaftem Verkehr berührte und sich durch neue Siedlungen mächtig ausweitende Ortschaft Kirchdonop bestand vor drei oder vier Jahrhunderten nur aus wenigen sich um die ehrwürdige Kirche gruppierenden Hausstätten. Es waren die Häuser für den Pfarrer, Küster, Krüger und die Gebäude kleiner Landwirte und Handwerker. Größere Höfe gab es mit Ausnahme des Mühlenhofes nicht. Auch dieser bestand nur bis zum Jahre 1590. Er fiel dann an den Lehnsherrn, den Junker v. Donop, zurück. Der ließ den Hagen um die Äcker des Hofes ausroden und vereinigte die Länderei mit seinem Gut Hofdonop. Im Kirchdorf selbst war damit kein Raum mehr zur Anlage einer größeren landwirtschaftlichen Besitzung. Der heutige Ortsteil Stoot an der Straße nach Voßheide wurde als Hude genutzt, desgleichen das Land am Wege nach Altendonop. Die großen Höfe der Meier lagen außerhalb des Kirchdorfes in den Ortschaften Hagendonop, Altendonop und Dalborn. Bei dieser Besiedlung war es sicherlich nicht leicht, im Kirchdorf als Krugwirt sein Auskommen zu haben. Das bezeugen — wenn auch nur lückenhaft und in einzelnen Begebenheiten — die über den Krug erhaltenen alten Schriften.

Die älteste Nachricht stammt aus den Jahren 1567—1583. Sie ist ein in plattdeutscher Sprache abgefaßter Kaufvertrag zwischen der Kirche und Johan dem Krüger. Beim Abschluß des Vertrages war der Pastor Johann Nordermann als Zeuge zugegen. Die Amtszeit dieses Predigers in Donop umfaßte die Jahre 1567—1583. In dem Vertrag verkauft die Kirche dem Krüger zu erblichen Eigentum das Krughaus, oder besser gesagt das Kirchhaus. Es ist vom Kirchspiel erbaut und seit jeher die Wohnung des Krügers. Der Krüger ist zugleich Vogt. Vielleicht ist dieses Amt die Veranlassung, daß er in einem dem Kirchspiel eigenen Haus wohnt. Denn als Vogt ist er auch Diener der kirchlichen Obrigkeit. Das Gebiet der Vogtei gehört lehnsrechtlich zum größten Teil, wahrscheinbar sogar ganz zum bischöflichen Stift Münster, von dem es wiederum das im nahen Hofdonop und Lüdershof reich begüterte Geschlecht der v. Donop zu Lehen trägt.

Weshalb aber verkauft das Kirchspiel dem Krüger das von ihm bewohnte Haus. Sicherlich brauchte das Kirchspiel das Geld. Zur Kirche gehörte damals nur wenig Grundbesitz. Das Einkommen der Kirche war somit gering. Es bestand aus den Zinseinkünften des Grundbesitzes und einiger weniger verliehener Kapitalien sowie den meist als Naturalien einkommenden Abgaben der Bewohner und frommen Spenden. Das Kirchspiel mußte aber dringend dem Pfarrer ein neues Wohnhaus bauen — es ist 1591 geschehen — und auch das Gotteshaus instandsetzen lassen. Die Gemeinde gab darum einhelligen Gemüts ihre Zustimmung zum Verkauf des Kirchhauses. Das war bereits an mehreren Stellen baufällig. Der vom Krüger bisher aufgebrachte Mietzins reichte eben nicht aus, das Haus auf Kosten des Kirchspiels zu erneuern. Für den Kauf des Hauses zahlt nun der Krüger eine erhebliche Summe guter Taler. Zudem muß der Krüger dem Kirchspiel gegenüber sich verpflichten, seine Gäste fleißig und getreulich zu bedienen, das rechte Maß zu halten und fleißig Bier zu brauen. Das Bierbrauen besorgt er in einem eigens zum Kruge gehörigen Brauhaus. Für die Lagerung des Bieres läßt er unter erheblichen Kostenaufwand einen geräumigen Keller herrichten.

Nach dem Tode des Krügers übernimmt sein Sohn Franz, der wie sein Vater

gleichzeitig auch Vogt ist, den Krug. Franz Krüger schreibt in einem Brief vom 26 1. 1600, daß er und seine Familie der Landesherrschaft leibeigen sind, obgleich in vergangener Zeit freie Leute den Krug besessen hätten. Der Krüger hat nur ein ungenügendes Einkommen. Der Krug bringt nicht genug ein, um das Hauswesen zu bessern. Auch fehlt dem Krüger das nötige Geld, um seine drei Schwestern aus der Leibeigenschaft freizukaufen. Die Schwestern können sich deshalb weder auf Meyerstätten noch andere vornehme Häuser und Güter verheiraten. Sie müssen ihre Ehepartner unter den Handwerksleuten suchen. Der Krüger bittet den Landesherren, wenigstens ihn und seine Ehefrau aus der Leibeigenschaft zu entlassen. Desgleichen erbittet er für seine Kinder den Freibrief. Er habe den Kindern eine gute Ausbildung angedeihen lassen, so daß sie sich durch ein Handwerk ernähren könnten.

Die nun folgenden Jahrzehnte werden überschattet durch das Unheil des 30jährigen Krieges. Der Krug erleidet durch das Kriegsvolk großen Schaden. Die Söldner fallen wiederholt in das Krughaus ein. Der Krüger muß ihnen nach Gefallen Bier zapfen und erhält dafür nicht einen Pfennig. Der Krüger Franz stirbt in dieser trostlosen Zeit. Seine Witwe ist 1623 nicht in der Lage, die der Landesherrschaft geschuldete Tranksteuer zu zahlen.

Die nächste Nachricht über den Krug verzeichnet das Jahr 1637. Krüger ist Hans Hermann Drüdener. Er ist ein freier Mann und wie sein Vorgänger zugleich Vogt. Seine Freiheit leitet er aus dem Amt des Vogtes ab. Er weigert sich, als Besitzer des Kruges die jährliche Contribution zu zahlen. Der Krug sei sein freies Eigentum. Davon zahle er jährlich einen Kirchenzins und die Tranksteuer. Der Kirchenzins bestand in 9 Scheffeln Hafer, 1 Scheffel Roggen, 1 Scheffel Gerste und 1 Rthl 22 gr barem Gelde.

Dem Krüger Drüdener folgte Johan Krüger als Krugwirt. Im Jahre 1648 berichtet dieser, er habe den Krug zu Donop in guter Zeit geheuret und gedungen und auf 30 Taler jährliche Rente verhandelt. Er habe aber die Rente nur wenige Jahre zahlen können. Der Krüger ist, um sein Leben fristen zu können, etliche Jahre außer Landes gegangen. Aber auch hier kann er sich nur kümmerlich durchschlagen und ist deshalb zurückgekehrt. Er bittet die Obrigkeit um Erlaß seiner Geldschulden und der nächsten Zinsen. Am Kruge verdiene er nur wenig und könne keine Nahrung daran haben.

Ein geruhsames Leben ist auch Johan Anton Drüner, dem nächsten der Krüger, nicht vergönnt. Ihn trifft das Unglück, bei einem Durchmarsch münsterischer Truppen durch Donop einen guten Teil seiner Habe zu verlieren, den er vorsorglich unter dem Dach der Kirche vor den Söldnern bereits versteckt hatte. Um das Jahr 1697 — dem Sterbejahr des Krügers — ist der Krug oftmals ohne Bier und Branntwein. Die Blase zur Herstellung des Branntweins liegt seit zwei Jahren still. Aus der Branntweinherstellung sollen aber jährlich 9 Taler Accise aufkommen. Für das Bierbrauen sind jährlich 15 Taler Accise zu geben. Das ergibt zusammen 24 Taler. Die Räte des Blomberger Amtes sind nicht der Meinung, auf diese Abgaben auch nur teilweise verzichten zu können. Sie berufen sich darauf, daß Donop ein Kirchdorf ist und täglich Passage hat. Der Krugwirt in Cappel, einem kleinen Dorf mit nur 14 Feuerstätten, gebe jährlich 20 Taler und der Krüger in dem abgelegenen Tintorf zahle sogar 21 Taler.

Im Jahre 1722 ist die Accise des Kruges zu Donop zwar geringfügig ermäßigt und beträgt jetzt 23 Taler. Für den Krüger Conradt Hünkemeyer ist sie trotzdem eine drückende Belastung. Er schreibt, das Kirchspiel habe nur einen geringen Umfang. Die ganze Gemeinde bestehe aus wenig mehr als 40 Feuerstätten. Es komme hinzu, daß in dem unweit des ehemaligen

Mühlenhofes für den Gärtner des Drosten von Donop neu erbauten Hause ebenfalls Branntwein verzapft werde. Der Krüger bittet um Abhilfe beim Amt Blomberg, dem er verpflichtet ist, jährlich einen besonderen Pachtschilling zu zahlen, damit kein anderer in der Gegend einen weiteren Krug eröffnet. Ob das Amt ihm geholfen hat, ergibt sich — wie so vieles — nicht aus den Akten.

Aus der Geschichte des Gutes Rothensiek

Von J. Müller

Die Frühgeschichte unseres Tales und der näheren Umgebung läßt sich nur ahnen. Wald und Sümpfe werden das Landschaftsbild in der Stein- und Bronzezeit geprägt haben. Aber auch zu dieser Zeit vor rund 4000 Jahren haben hier schon Menschen gelebt, wie die Steinhügelgräber im Amtmannsberg, Habichts- und Ziegenberg beweisen. Herr Düstersiek aus Detmold fand hier 125 Steinhügel, die er als Gräber ansprach, während von anderer Seite behauptet wurde, es handele sich um Steinhaufen, die vermutlich von Forstarbeitern zusammengeworfen seien. Bei einer gründlichen Besichtigung erkannte man aber, daß diese Steinhaufen einen Steinkranz als Einfassung hatten und daß in manchen Fällen am Rande oder in der Mitte des Hügels ein aufrechter Stein stand — das konnte aber nur eine Grabstele (Grabstein) sein. Auf Antrag erteilte dann die Lippische Regierung dem Leiter des Roselius-Museums in Bremen, Müller-Brauel, die Erlaubnis, einige Steinhaufen zu untersuchen. Die im Amtmannsberg 1931 untersuchten zwei Steinhügel erwiesen sich als vorgeschichtliche Gräber aus der jüngeren Steinzeit und aus der frühen Bronzezeit (2200 bis 1800 v. Chr.). Herr Müller-Brauel berichtet u. a. über das eine Grab:

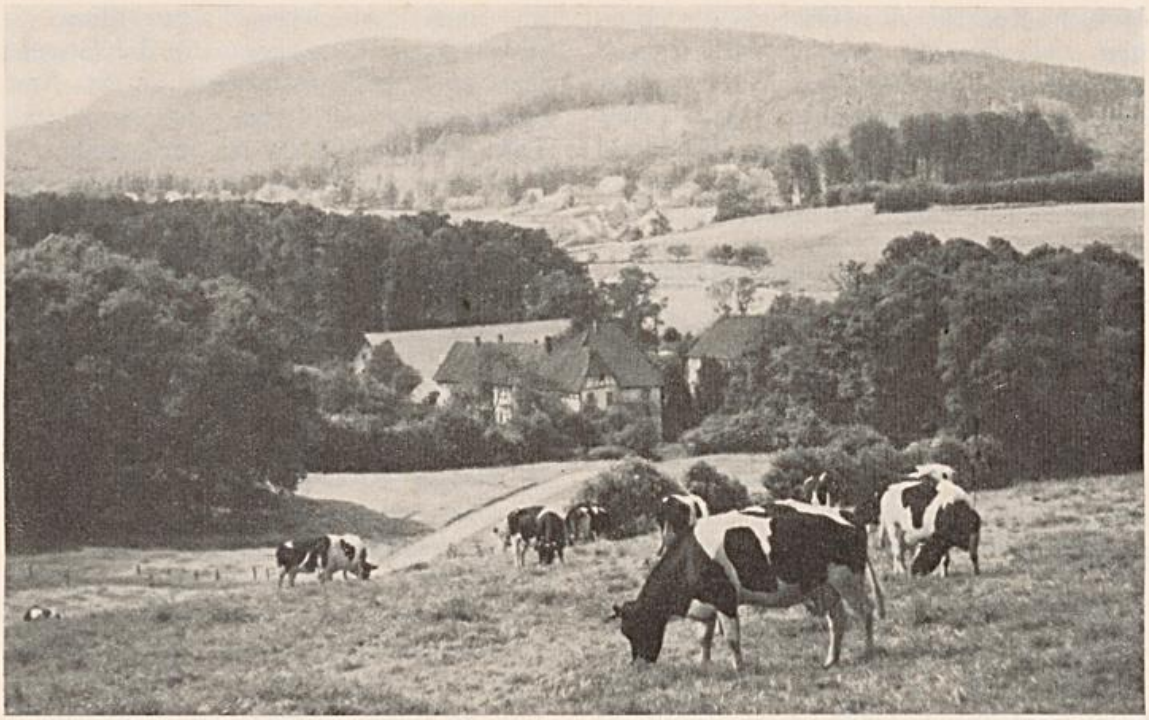
„Ich habe selten so etwas Ergreifendes gesehen als diesen Grabhügel. Die Oberfläche war mit flachen, meist künstlich abgesprengten Kalksteinplatten belegt und derart unberührt, daß man meinen konnte, es seien nicht vier Jahrtausende vergangen, seit seine Erbauer ihn verlassen hatten. An der Ostseite des Hügels stand eine schöne Stele, die etwa 0,25 m aus dem Boden herausragte. Das Grab war etwa 1 m in den Boden eingetieft. Man muß schon sagen, daß diese Grabanlage mit liebevollen Händen gebaut war."

Es ist nicht anzunehmen, daß damals die Menschen ihre Toten im Walde begraben haben. Ihre Siedlungen waren an Täler gebunden, wo sie das notwendige Wasser fanden — ihre Toten aber begruben sie dort, wo Sonne auf den Höhen lag und lauteres Licht um die Gräber floß.

Die Waldkuppen waren sicher zu jener Zeit frei.

Wer aber sind diese Menschen gewesen? Ihre Spuren sind verweht, nur ihre Gräber zeugen von ihrer Siedlung.

Über 3000 Jahre vergehen, da taucht für diese Gegend der Name „Rodensike" auf. Nach einer Urkunde von 1253 überträgt der Abt Hermann von Corvey dem Herbold von Amelunxen verschiedene, früher anderweitig verpfändete, jetzt aber von ihm eingelöste Corveyer Lehnsgüter, darunter Rodensike. Später ist dann dieser Güterkomplex, der sicher in jener Zeit nur als Viehweide genutzt wurde, in den Besitz der Edelherren zur Lippe gekommen. 1481 läßt nämlich Bernd E. H. zur Lippe, die um Horn liegenden vielen Wüsteneien, die der Herrschaft gehörten und die später den Namen Hovegüter, Hove-



lehnsgüter oder Hof-, Lehngüter trugen, in ein Register eintragen, darunter u. a. Güter an der Wedderlage, Am Steinweg, am Duwardsberg, in Bangerden und in der Küte.

Mit dem Rodensiker Hovelehnsgut wurde um 1500 der aus Horn ausgewiesene Landfriedensbrecher Müller Hermann Trumpe belehnt, für den sich der Edelherr Bernhard VII. besonders einsetzte. Zwischen der Stadt Horn und Trumpe entstanden Hudestreitigkeiten, die bei dem Schwiegersohn des Trumpe, Kurt Walter, der inzwischen Besitzer des Gutes geworden war, zu einem Totschlag an dem Hornschen Kuhhirten Engelbrecht führten. Die Hornschen Bürger gerieten in größte Aufregung und zerstörten das Haus Rodensik, das später den Namen Rothensiek trug. Vom Landtag in Acht und Bann getan, mußten die Horner Bürger das Haus wieder aufbauen und auch Strafe zahlen. Die Hudestreitigkeiten fanden erst 1553 ein vorläufiges Ende, nachdem vereinbart war, daß Rothensiek nicht mehr als 4 Pferde, 12 Häupter Kuhquekkes oder Kuhbeester und 12 Schweine auf die Hornsche Weide treiben solle.

Nach Walter bekam sein Stiefsohn Kord Trumpe das Gut. 1574 verkaufte er es für 1000 Taler an den Grafen Simon VI., der cedierte das Gut aber an Johann von Rinteln. Adolf von Rinteln, Sohn aus zweiter Ehe, starb 1680 als Besitzer. Das Gut wurde in fünf Teile geteilt (die Witwe, drei Söhne, eine Tochter). Die Tochter heiratete den Amtsschreiber Bekmann. Dieser erwarb insgesamt 3½ Teile. 1½ Teile kamen durch Heirat in den Besitz des Johann Cord von der Lippe. Später kaufte von Kotzenberg das ganze Gut, von seinen Erben erwarb es Christof von Stedingk. Dessen Neffe verkaufte 1781 das Gut für 17 300 Taler an die Rentkammer. Die Rentkammer zweigte 15 Siedlerstellen ab, und der Amtsrat Krücke erhielt 1789 das Restgut in Erbpacht. Dessen Erben lösten 1850 die Erbpacht ab. 1887 kam Rothensiek durch Vererbung in den Besitz der Familie Volland.

Auch von Kriegsereignissen ist Rothensiek nicht verschont geblieben. Im Siebenjährigen Kriege lagerte am 13. August 1761 auf den Höhen um Rothensiek zwischen Horn, Heesten und Leopoldstal (damals Bangern) eine große Abteilung Franzosen, die Horn einnehmen sollte. Am 14. August 1761 gegen 7.00 Uhr rückten von Rothensiek 8000—10000 Mann mit acht Kanonen gegen Horn vor, das nur von 350 Mann unter Oberstleutnant von Diemar verteidigt wurde. Der erbitterte Kampf dauerte bis gegen 1.00 Uhr, dann zogen sich die Franzosen unter dem Druck des Granbyschen Korps, das von Meinberg-Wilberg kam, ohne jeden Erfolg zurück.

Aus dem Jahre 1813 ist noch eine Sicherheits-Marque (Sicherheitsbeweis) des Kronprinzen Karl Johann von Schweden aus dem Hauptquartier Hannover, ausgestellt am 7. November 1813 in deutscher, schwedischer und russischer Sprache vorhanden. Hierdurch durfte auf Rothensiek weder etwas requiriert noch mit Gewalt geholt werden.

Wer heute das Gut Rothensiek mit seinem milchwirtschaftlichen Musterbetrieb sieht, ahnt nicht, welch wechselvolles Geschehen darüber hinweggegangen ist.

Schützt die heimische Vogelwelt

Von Emil Brink

Nur wer offenen Herzens und sehenden Auges die Wunder der Natur belauscht, fühlt sich veranlaßt, sich Gedanken über Lebensweise und Bestanderhaltung unserer gefiederten Sänger zu machen. Wie so unendlich arm wäre doch unser Leben, gäbe es nicht die Möglichkeit, dem Alltäglichen zu entfliehen und im Belauschen unserer heimischen Vogelwelt Entspannung und Erbauung zu finden! Gerade in der heutigen Zeit, wo Herzensroheit und Gefühlsarmut der Menschen kaum noch Verständnis für die Nöte und Gefahren unserer Brutvogelarten aufzubringen vermag, kann nie genug darauf hingewiesen werden, wie unendlich wichtig es ist, hier mit segensreicher Bedachtsamkeit einzugreifen. Der Gesang, ja das Vorhandensein dieser Kreatur überhaupt sollte uns Ansporn sein, mehr denn je um deren Erhalt bemüht zu sein. Nichts was Gott geschaffen, ist sinnlos auf Erden, alles hat seine Bedeutung, und sei es auch nur die der Vögel, uns zu erfreuen. Was, frage ich, wären die Wälder, Felder und Auen ohne sie? Kahlgefressen wären sie, öd, leer und tot. Als Vertilger von Insekten, Larven, und Käfern sind die Vögel von unschätzbarem Wert. Da, wo fortschreitende Technisierung und Bebauung von Wohnsiedlungen natürliche Nistmöglichkeit unterbinden, ist es doch allemal möglich, künstlich angelegte Nester zu schaffen. Wenig pflegebedürftige Hecken, Sträucher und Baumbestände mit Nisthöhlen und Vogeltränken lassen ein Paradies erstehen, daß den Fortbestand unserer Brutvögel voll gewährleistet. Jeden Vogelfreund und Naturliebhaber sei empfohlen, sich umgehend mit dem zuständigen Vertrauensmann für den Vogelschutz oder dem zuständigen Revierförster seines Wohnbereichs in Verbindung zu setzten und ihm um Rat anzugehen.

Soweit der Schutz unserer Vögel in der warmen Jahreszeit. Wie aber sieht es mit deren Schutz gerade in dieser äußerst kritischen Zeitspanne aus, wenn Frost und Schnee die Vorratskammern der Natur in Gefriertruhen verwandelt hat und Samenkörner, Larven, Käfer und Insekten den Vögeln kaum zugänglich sind? Hat schon der Mensch Schwierigkeiten, sich des Nachts bei einer Temperatur von minus 10° warmzuhalten, wie soll es dann wohl der kleinen

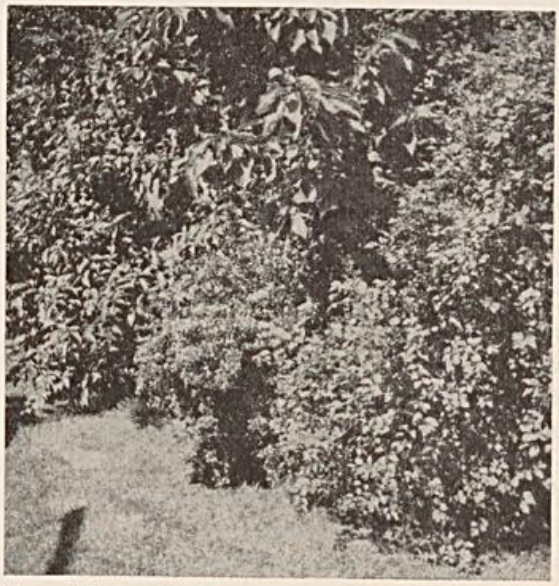


Futterhäuschen *Foto: Brink*

hilflosen Kreatur ergehen, die außer Nahrungsentzug auch noch frieren muß? Der Mensch ist allemal in der Lage, seinen Verschleiß an Energie durch zusätzliche Nahrungszuführung wieder aufzuholen. Der kleine Vogel dagegen wacht frühmorgens auf und fühlt sich sterbenselend. Statt eines reichgedeckten Tisches findet er nur äußerst schmale Kost, die er dazu noch mühsam der hartgefrorenen Umwelt entreißen muß. Eine Not also, die bei Fortdauer des strengen Winters langsam aber sicher zum Hungertod führen muß.

Aus all dieser Not gibt es nur einen Ausweg, nämlich die Hilfe der Menschen, — unsere Hilfe. — Zwei Arten von Vögeln suchen im Winter die Futterplätze der Menschen auf: die Körnerfresser und die Weichfutterfresser. Zu den Körnerfressern zählen alle Meisen, ferner Finken, Kleiber und Spechte. Ihnen reicht man am besten ölhaltige Sämereien, Hanf- und Leinsamen, Sonnenblumenkerne, Mohn und Diestelsamen. Es ist ferner von äußerster Wichtigkeit, ungesalzenes Fett mit ölhaltigen Sämereien vermengt als Futter zu reichen. Zu den Weichfutterfressern gehören Zaunkönig, Baumläufer, Rotkehlchen, Heckenbraunelle, Amsel und Star. Für sie verwende man am besten alle Arten von Wildbeeren, die man selbst sammeln und trocknen kann. Dazu sind besonders geeignet die Früchte des schwarzen Holunders, der Eberesche, des Ligusters, des Efeus, die Beeren des Weißdorns und auch wilde Weintrauben. Feingehacktes Fleisch möge man ebenfalls reichen. Auch Haferflocken werden gern angenommen. Besonders wichtig aber ist, Futter nur an solchen Stellen auszustreuen, die vor jeglicher Nässe geschützt sind. Wer Geschick dazu hat, kann die Futtergeräte selbst herstellen. Eine lohnende Beschäftigung übrigens für alle Bastler, die ihr Können unter Beweis stellen möchten. Äußerst begrüßenswert wäre auch, würden alle Jugendgruppen ihre Bastelabende in den Dienst dieser guten Sache stellen. Es müssen nicht immer teure Modellbauten sein, denen man seine Zeit opfert. Sein Leben in den Dienst der Natur zu stellen und helfend beizustehen, ist das schönste Hobby aller Zeiten.

Nebenstehende Fotos zeigen künstlich angelegte, wenig Pflege bedürftige Hecken und Sträucher vom Vogelschutzgehölz sowie ein Futterhäuschen im Garten des Vertrauensmannes für Vogelschutz im Kreise Detmold, Fritz Coesfeld, Lage.



Vogelschutzgehölz *Foto: Brink*

Hans Winter:

Ein Fahrt- und Wandervorschlag

Für Vater und Sohn und die übrige Familie

Daß Lippe, obwohl es ein Kleinstaat war, auch außerhalb seiner Grenzen Territorium besaß, ist den meisten Bürgern kaum noch bewußt.

Die beiden Orte Lipperode und Cappel bei Lippstadt sind endgültig „abgetreten" und gehören zum Kreise Lippstadt. Der Polizeibeamte aus Schlangen, zu dessen Dienstbezirk die zwei Dörfer zählten, braucht die weite Reise in den Westen nicht mehr zu machen. Aber verwandtschaftliche Beziehungen bestehen zwischen den beiden Orten und den Gemeinden im lippischen Südwesten noch fort. Man hat „hin und her frigget".

Aber wir wollen nicht nach Cappel und Lipperode reisen. Unser Weg soll uns durch das ehemalige „Ausland" nach Grevenhagen führen, denn Grevenhagen ist eine lippische Exklave, wie das so schön heißt. Man kommt nicht dorthin, ohne über „fremden" Boden geschritten oder gefahren zu sein.

Bei der Fahrt haben wir die Wahl zwischen der Eisenbahn und dem Bahnbus. Wir können uns bis Himmighausen Bahnhof bzw. „Unterführung" bringen lassen. Hinter Leopoldstal verlassen wir lippisches Gebiet. Wer gut zu Fuß ist, sollte schon an der ersten Station „hinter der Grenze", in Sandebeck, aussteigen.

Ein sehr schöner Weg führt von Sandebeck aus in westlicher Richtung an der Försterei vorbei, durch das Bärenbruch auf den Kamm des Eggegebirges, von wo man in kurzer Zeit Kempenfeldrom erreicht. Im Bärenbruch fallen die großen Bestände an Riesenschachtelhalm auf.

Aber wir wollen nach der lippischen Gemeinde Grevenhagen. Von Sandebeck führt eine sehr schöne, chaussierte Forststraße zum Forsthaus Grevenhagen. Man setze die Leopoldstaler Straße beim Forsthaus Sandebeck geradlinig fort. Der Weg verläuft immer im Walde, wo nur geringfügige Kurven vorhanden sind, so daß ein Verirren unmöglich ist.

Für Bahn- oder Busfahrer ist es vom Bahnhof Himmighausen (Strecke Hannover-Altenbeken und Herford-Altenbeken) oder der Bushaltestelle „Unterführung" (Strecke Detmold-Driburg) bis Grevenhagen nicht weit. Die Bahnlinie macht hier einen starken Bogen, um die Höhe hinter Langeland vor dem Tunneleingang zu erreichen. Der Fischbach begleitet uns, doch noch in der Kurve liegt die Unterführung, durch die wir das verträumte Dörfchen erblicken. Der vom Verkehrslärm geplagte Mensch unserer Zeit bemerkt sofort die Ruhe, die hier noch herrscht. Richtig auffällig ist das. Wie haben wir Menschen doch alles auf den Kopf gestellt, daß Ruhe uns auffällig wird!

Die Grevenhagener sind katholisch. Der protestantische Lipper bemerkt das vielleicht mit Erstaunen, aber dann fällt ihm ein, daß auch ein paar Gemeinden im lippischen Südosten ihren katholischen Glauben bewahrt haben, während das übrige Lippe bis nach dem 2. Weltkrieg als „rein" evangelisch gelten konnte. Soviel „Toleranz" hatte man sich offenbar gar nicht selbst zugetraut. „Ja, ja, wir Lipper!" sagt stolz der lippische Protestant, und der Grevenhagener Katholik ist nicht minder Stolz darauf, Lipper zu sein.

Über die Anhänglichkeit der Grevenhagener schreibt C. W. Isermann in seinen „Nachrichten und Notizen von der Stadt Horn und dem Amte Horn": „In den Jahren 1803—1806 wurden zwischen Lippe und Preußen Verhandlungen über den Austausch der Bauerschaft Grevenhagen gepflogen. In einer Bittschrift der Vorsteher der Dorfschaft Grevenhagen an die Fürstin Pauline vom 6. Oktober 1804 flehen die Petenten untertänigst, die Für-

stin wolle „es nicht zugeben, daß unser Unterthanen-Nex, in dem zu Ew. Hochfürstl. Durchlaucht wir uns so überaus glücklich fühlen und wobey nur Verschlimmerung unserer Lage, nicht aber deren Verbesserung möglich bleibt, geändert und wir einer anderen Hoheit untergeben werden".

Über Grevenhagen hinweg haben wir einen herrlichen Blick auf die waldigen Höhen der Umgebung. In unserem Rücken steigt die Egge auf. Rechts liegen Erpentrup und Langeland. Die Emmer entspringt dort, die bei Schieder schon ein ansehnlicher und manchmal recht wilder Fluß geworden ist. Sie fließt an Merlsheim vorbei, dessen Renaissanceschloß wir erblicken, wenn wir etwas höher hinauf zur Egge wandern. Hinter Merlsheim winkt Nieheim, wo man die Hecken noch teilweise wie in uralten Zeiten zu einem dichten Geflecht verbindet, und wo das Grab von Friedrich-Wilhelm Weber, dem Dichter von Dreizehnlinden zu finden ist. Dann öffnet sich nach links das weite, fruchtbare Steinheimer Becken mit Brendenborn und Marienmünster, dessen beiden Türme uns grüßen. Dahinter entdecken wir dann den lippischen Südosten, das Schwalenberger Mörth, Schwalenberg mit der Burg und schließlich den alles überragenden Köterberg. Es fällt schwer, sich von solch einem herrlichen Ausblick zu trennen.

Der Weg von Grevenhagen nach Altenbeken ist, obwohl er über den Kamm des Eggegebirges führt, gar nicht so beschwerlich. Man wandert vorbei am „Schwarzen Pfuhl", einer kleinen stillen Wasserfläche von dunkler Farbe, die mitten im Walde am Berghang liegt. Den Eggeweg auf der Kammhöhe erreichen wir am „Schwarzen Kreuz". Überall stoßen wir hier im Revier auf alte Halden, Pingen und Stollen. Hören wir, was Isermann berichtet: „Gegen Ende des 16. Jahrhunderts wollte Meister Gerhard David aus Aachen bei Grevenhagen „Alaunerze" in überflüssiger Menge gefunden haben und erhielt vom Grafen Simon VI. zur Lippe die Zusage freier Holzlieferung von jährlich 100 Fuder Brennholz neben Bau- und Nutzholz. Er betrieb dort mit seinem Schwager Weingart ein Bergwerk auf Alaun, Schwefel und Vitriol, fand aber seine Rechnung nicht dabei und geriet nach 2 Jahren in Konkurs. Das Material könnte nur sog. Alaunschiefer gewesen sein, wie er wohl in unbedeutender Qualität in der Gryphitenformation vorkommt. Ein anderer Bergmann Mathias Lenger nahm die Arbeiten zu Grevenhagen wieder auf, denn er wollte in der verlassenen Grube die herrlichsten Silbererze entdeckt haben, eine Täuschung, von welcher der Erfolg ihn bald kuriert haben wird."

Bei dem „Schwarzen Pfuhl" handelt es sich offenbar um eine alte Schachtanlage. Lippert schreibt in seinem, vom Eggegebirgsverein herausgegebenen Wanderführer: „Infolge des schwarzen Liasmergels ist das Wasser von dunkler Farbe. Man sagt, der Pfuhl habe keinen Grund. Um seine Tiefe zu messen, hat man 5—6 Pflugleinen aneinander geknüpft, mit einem Stein beschwert und in den Pfuhl gelassen, aber keinen Grund gefunden."

Einige 100 m südlich des Pfuhls liegt der Stollensiek, ein tiefer Wasserriß. Er erinnert ebenfalls an den ehemaligen Eisenerzabbau und war die größte Schürfstelle am Ostabhange der Egge. Besitzer war die Familie v. Schilder. Pittelkow schreibt in seiner Arbeit über den Teutoburger Wald, daß „die an den verschiedenen Fundstellen der Egge und des südlichen Teutoburger Waldes geförderten Eisenerze in der Altenbekener Hütte verhüttet wurden". (S. 127)

Auch wir wollen nach Altenbeken. Da wir aber Kinder bei uns haben, wandern wir nicht zu Fuß über den Berg. Wir suchen den Weg nach Bahnhof Langeland. Dort will sich Papa (ja, ja, das „Kind im Manne"!) mit dem Herrn Sohn an die Bahnböschung vor den Tunnel legen und die vorbeifahrenden Züge bestaunen. Mama hat vorsorglich „Butterbröde" und

hartgekochte Eier mitgenommen, wie in den „guten alten Zeiten". Früher gaben die Eisenbahner aus dem Bahnhof und Stellwerk bei gutem Zureden für durstige Kehlen „Hermannsborner Sprudel" dazu ab.

Am Tunnel ist eine ganze Menge zu sehen. Das wird selbst die Mama hinterher bestätigen. Wenn man zur richtigen Zeit kommt, fährt dort der D-Triebwagen Kassel-Hannover. Das sieht aus, als wenn ein richtiger internationaler TEE-Zug (Trans-Europa-Express-Zug) in der großen Kurve liegt. Personen-, Eil- und auch D-Züge brausen vorbei. Am meisten Betrieb ist natürlich werktags, wenn auch die Güterzüge fahren. Da hört man schon von weither die Dampfloks heranschnauben.

Wir sahen einen langen und schweren Erzzug, an dessen Ende zusätzlich eine Dampflok die Steigung mit hinauf bis in den Tunnel hineinschob. Selbst wer wenig Verständnis für technische Dinge hat, kann sich dem Eindruck, den solch eine schwer arbeitende Dampflokomotive erweckt, nicht entziehen. Es gibt wohl kaum eine technische Einrichtung, die das Bild ungeheurer geballter und doch gebändigter Kraft besser zum Ausdruck bringt, als unsere gute alte Dampflok. Wir werden von ihr schon bald Abschied nehmen müssen. Sie wird abgelöst durch Dieselloks und auf den elektrifizierten Strecken durch E-Loks. Auch die Technik hat es tatsächlich fertiggebracht, in uns romantische Gefühle zu wecken, zumindestens die Dampflok hat es geschafft. Wer sie noch richtig erleben will, der darf nicht mehr zögern.

Selbstverständlich fährt die ganze Familie zum Abschluß durch den Tunnel, möglichst mit einem Schienenbus, denn da sieht man die Einfahrt und Ausfahrt und die Lichter im Tunnel am besten. Wenn in Langeland kein passender Zug hält, dann wandert man über den Tunneleingang hinweg an einem wunderschönen Heckenweg entlang zum Bahnhof Reelsen, um dort einzusteigen.

Von Altenbeken aus kann man dann mit der Eisenbahn zurückfahren (nochmals durch den Tunnel) oder aber man benutzt die neue Bahnbuslinie Altenbeken-Horn und stattet gleichzeitig den beiden Dörfchen Veldrom/Feldrom einen Besuch ab. Veldrom mit „V" ist lippisch, Feldrom mit „F" aber preußisch. Doch uns ist es schon zu spät geworden und außerdem ist es da „oben" (in Veldrom wohnt der „höchste" lippische Lehrer) so schön, daß sich ein gesonderter Besuch lohnt.

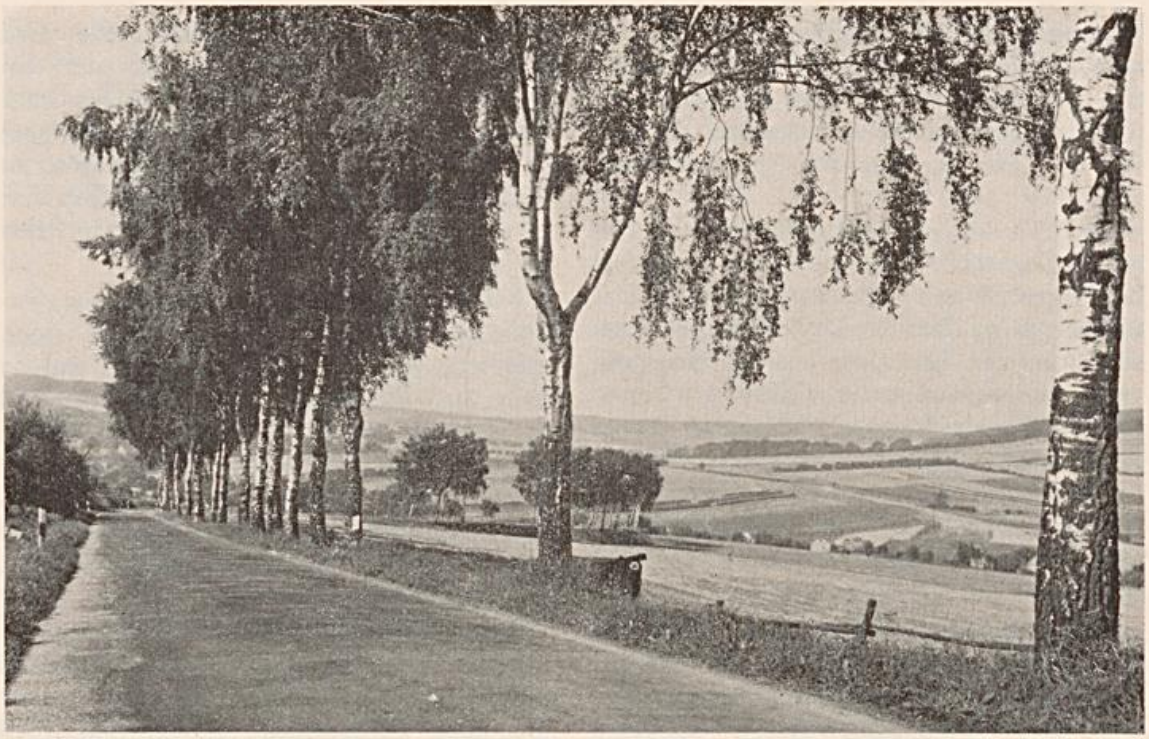
Anläßlich der Bereisung des Naturparkes „Arnsberger Wald" durch die Naturschutzstelle am 29. 9. 1966, an der vom Lippischen Heimatbund Herr Dipl.-Ing. Engels teilnahm, gab Kreisamtmann Schäfer folgenden Bericht über die Arbeit der Naturschutzbehörde im Jahre 1966:

Bericht der Unteren Naturschutzbehörde des Landkreises Lemgo

Von Erwin Schäfer

Landschaftsschutz

Im Berichtsjahr sind die umfangreichen Vorarbeiten für den Erlaß einer neuen Verordnung zum Schutze von Landschaftsteilen im Landkreis Lemgo abgeschlossen. Der Verordnungsentwurf wird in den nächsten Wochen in den zuständigen Ausschüssen beraten und dann dem Kreistag zur Beschlußfassung vorgelegt. Insgesamt sind rund 13 000 Fluren und Flurstücke in den Landschaftsschutz aufgenommen. Um das Landschaftsbild vor verunstaltenden Eingriffen zu bewahren, sind strenge Maßstäbe bei Anträgen auf Veränderungen anzulegen. Die Naturschutzbehörde hat Ausnahmen dort zugelassen, wo eine dringende Notwendigkeit vorlag und das Landschaftsbild nicht beeinträchtigt wurde. Sie hat 27 Anträgen auf Erteilung einer



Birkenallee bei Asendorf *Foto: Kreisbildstelle Lemgo*

Baugenehmigung in landschaftsgeschützten Gebieten zugestimmt und 20 abgelehnt. Zu Anträgen auf Teilung von Grundstücken bei Bauabsicht, Umwandlung von Waldflächen in eine andere Nutzungsart, Um- und Ausbau von Straßen, Errichtung von Überlandleitungen, Anlage von Müllplätzen, Sand- und Kiesgruben u. a. nimmt sie Stellung. Ebenso zu Flächennutzungs- und Bebauungsplänen der Gemeinden. Außerdem erfolgt eine Anhörung im Flurbereinigungsverfahren. Bei allen Angelegenheiten hat der Kreisbeauftragte für Naturschutz und Landschaftspflege beratend mitgewirkt.

Naturdenkmalschutz

Am 11. 2. 1966 ist die neue Verordnung zur Sicherung von Naturdenkmalen rechtskräftig geworden. Sie enthält 245 Eintragungen mit 1 065 Einzelobjekten. Alle Naturdenkmale sind durch ein Schild gekennzeichnet und werden dem Schutz der Bevölkerung empfohlen. Eine Ergänzungsverordnung wird vorbereitet. Die Gemeinden und die Vertrauensmänner für Naturschutz und Landschaftspflege werden eingeschaltet und gebeten, Vorschläge für neu einzutragende Naturdenkmale zu machen. Um das Interesse der Jugend an den Naturdenkmalen zu wecken, ist für das kommende Jahr ein Fotowettbewerb der Schulen unter dem Motto „Unsere Naturdenkmale“ vorgesehen. Die schönsten Aufnahmen werden angekauft, prämiiert und in einem Fotobuch zusammengestellt. An einigen Naturdenkmalen, wie der Grenzeiche in Schönhagen-Dudenhausen und der Linde auf dem Kinderspielplatz in Sonneborn, wurden Erhaltungsmaßnahmen durchgeführt. Die Lindenallee in Wierborn wurde ausgeästet.

Naturschutzgebiet Oelbach, Lipperreihe

An der Ostseite des Naturschutzgebietes haben sich vor dem Damm auf dem Truppenübungsplatz erhebliche Wassermengen gestaut. Bei starken Niederschlägen droht

eine Gefahr des Überlaufens des Dammes oder ein Dammbruch und dadurch eine Überschwemmung des Oelbachtales. Die zuständigen Stellen sind um Abhilfe gebeten.

Vogelschutz

Es ist nicht nur die Aufgabe der Naturschutzbehörde Vogelschutzgehölze zu erhalten, sondern auch die freilebende Vogelwelt im Winter vor Not zu schützen. Ein Aufruf an die Bevölkerung: Futterstellen anzulegen, führte zu einem vollen Erfolg. Besonders erfreulich war die Beteiligung der Schulen. Die Aktion wird in diesem Winter fortgesetzt. Unter der sachkundigen Leitung des Kreisvertrauensmannes für Vogelschutz wurden in Bexten und Linderhofe-Schwelentrup mit den Vogelschutzvertrauensleuten der Gemeinden Vogelstimmen-Exkursionen durchgeführt, um das Vertrautsein mit der Natur unserer Heimat zu fördern und zu vertiefen.

Naturpark Eggegebirge — Südlicher Teutoburger Wald

Das Gutachten über die Ausdehnung und Gestaltung des Naturparkes liegt der Verbandsversammlung vor. Im Kreisgebiet wird in diesem Jahre der Hermannsweg am Tönsberg ausgebaut. Der Ausbau eines Parkstreifens am Ende des Welschenweges in Oerlinghausen ist geplant.

Die Naturschutzstelle, deren Mitglieder der Naturschutzbehörde in Fachfragen beratend zur Seite stehen, führte 2 Tagungen durch. Bei der ersten Tagung wurde eine Reihe von Fragen erörtert, wie sie ständig bei der normalen Arbeit anfallen. Die zweite Tagung wurde in Form einer Bereisung eines Teiles des Naturparkes „Arnsberger Wald" durchgeführt und diente dazu, Anregungen für Anlagen und Maßnahmen im entstehenden Naturpark „Eggegebirge — Südlicher Teutoburger Wald", soweit er sich im Kreise Lemgo befindet, zu bekommen. Der Zweckverband „Naturpark Arnsberger Wald" hatte freundlicherweise 2 sachkundige Herren für die Führung zur Verfügung gestellt. Bereist wurde der nördliche Teil vom Möhnesee bis Arnsberg und die geschaffenen Einrichtungen wie Park- und Rastplätze, Campingplätze, Wanderwege, Wasserhaltebecken, Wildparke, 1 Feriendorf bei Wamel und der Forstlehrpfad im Eichholz bei Arnsberg, die sich hervorragend in das Landschaftsbild einfügen, wurden besichtigt.

Territorialgrenzsteine

Nicht zu den Aufgaben des Naturschutzes im eigentlichen Sinne, aber doch zu den heimatpflegerischen Maßnahmen, gehört die Bestandsaufnahme der alten Territorialgrenzsteine. Dadurch soll deren Schutz als Naturdenkmal vorbereitet werden. Die Erfassung erfolgt durch die grenznahen Schulen. Diese Arbeit ist noch nicht abgeschlossen.

Umschau im Lipperland

Lippische Gedenktage im Januar und Februar

1. 1.	1676	Erster lippischer Kalender erscheint
	1894	Erster Lippischer Dorfkalender erscheint
2. 1.	1908	Gründung des Lippischen Heimatbundes in Detmold
3. 1.	1775	Joh. Wilh. Süvern, Preußens Schulreformer, in Lemgo * († 1829)
4. 1.	1846	Gründung der Detmolder Gewerbeschule
	1856	August Pichler, Schöpfer des Detmolder Hoftheaters †

6. 1. 1919 Rückkehr des Inf.-Reg. 55 aus dem 1. Weltkrieg nach Detmold
8. 1. 1245 Edelherr Bernhard III. bestätigt der Stadt Lemgo ihre von Bernhard II. erhaltenen Privilegien
11. 1. 1727 Graf Simon August zur Lippe, „Vater des Vaterlandes", in Detmold * († 1782)
15. 1. 1934 Theaterintendant Emil Becker in Detmold †
17. 1. 1843 Der Flecken Lage wird zur Stadt erhoben
18. 1. 1811 Regierungsrat Joh. Fr. Wippermann, bevorzugter Berater der Fürstin Pauline, in Detmold † (* 1762)
1871 Friaz Geise, Schulrat und Politiker, Schöpfer der lipp. Berufsschule, in Tintrup *
21. 1. 1769 Joh. Fr. Reinert, Rektor des Lemgoer Gymnasiums, in Wüsten * († Soest 1820)
1849 Zug der Lemgoer Demokraten nach Detmold
1947 Letzte Sitzung des Lippischen Landtages, Anschluß Lippes an Nordrhein-Westfalen
26. 1. 1801 Theodor Heldman, Lipp. Reg.-Präsident, in Lemgo * († 1872)
1840 Heinr. Schacht, Erforscher der lipp. Vogelwelt, in Lemgo * († 1912)
29. 1. 1874 Karl Brandes, Gymnasialdirektor u. Schriftsteller, in Salzuflen † (* 1798)
1882 Dr. Karl Meier-Lemgo, Forscher u. Schriftsteller, in Detmold * (lebt in Lemgo)
30. 1. 1849 „Neue evangelische Gemeinde" in Lemgo gegründet
31. 1. 1788 Alexander Freih. v. Blomberg, Dichter u. Offizier, in Iggenhausen * (gef. Berlin 20. 2. 1813, „das erste Opfer der Befreiungskriege")
1814 Aufruf der Fürstin Pauline zur Bildung des lipp. Landsturms
1. 2. 1752 Graf Simon August gründet die Lipp. Landesbrandkasse
2. 2. 1840 Ernst Klaßmeier, berühmter Orgelbaumeister, in Kirchheide * († 1926)
4. 2. 1683 Hermann Cothmann, der „Hexenbürgermeister," in Lemgo †
1793 Fr. Wilh. Pustkuchen-Glanzow, Schriftsteller, Gegner Goethes, in Detmold * († 1834)
5. 2. 1791 Heinr. Hasse, Geh. Medizinalrat, Gründer des Bades Salzuflen, in Salzuflen * († dort 1868)
1912 Brand des Detmolder Hoftheaters
6. 2. 1854 Dr. Ulrich Volkhausen, Geh. Medizinalrat, plattd. Dichter Korl Biegemann, in Volkhausen b. Schötmar * († dort 1937)
8. 2. 1847 Hermann v. Voechting, Prof. der Naturwissensch., in Blomberg * († Tübingen 1917)
9. 2. 1854 Gleichstellung der katholischen Konfession in Lippe mit der reformierten
12. 2. 1919 Erste Verfassung des Freistaats Lippe
12. 2. 1934 Dr. Emil Peters, Detmolder Oberbürgermeister, in Detmold †
14. 2. 1930 Friedrich Wienke, Zieglerdichter, in Brakelsiek † (* 1863)
15. 2. 1854 Gleichstellung des luth. Bekenntnisses mit dem reformierten
16. 2. 1676 Die Meyersche Hofbuchdruckerei in Lemgo erhält ihr Privileg
1838 Aufruf des Vereins zur Errichtung des Hermannsdenkmals in Detmold an das deutsche Volk
1843 Rudolf Blankenburg, Bürgermeister in Philadelphia und Führer der Deutsch-Amerikaner, in Barntrup * († 1913)
17. 2. 1822 Georg Weerth, erster deutscher Arbeiterdichter, in Detmold * († 1856)
19. 2. 1683 Friedr. Adolf Lampe, ev. Kirchenlieddichter, in Detmold* († Bremen 1729)
1761 Anton Heinr. Pustkuchen, Kirchenmusiker, in Blomberg * († Detmold 1830)
1919 Fürstin Bertha zur Lippe in Detmold † (* 1874)
21. 2. 1952 Ernst Meier-Niedermein, Landschafts- u. Porträtmaler, in Herbrechtsdorf † (* 1869)
23. 2. 1769 Fürstin Pauline zur Lippe in Ballenstedt * († Detmold 1820)
1927 Wilhelm Oesterhaus, plattd. Schriftsteller, in Detmold † († Detmold 1840)
24. 2. 1834 Simon Krücke, Seminarinspektor u. Schriftsteller, in Detmold † († Detmold 1759)
27. 2. 1834 Pastor Fr. Konr. Krüger, „Vorläufer der Erweckungsbewegung", in Langenholzhausen † († Detmold 1772)
28. 2. 1929 Erbohrung des zweiten Thermalsprudels in Bad Salzuflen



Lippische Dukaten

aus dem 18. Jahrhundert



Im Jahre 1966 beging die Kreissparkasse Detmold als traditionelle Nachfolgerin der alten Gräflich Lippischen Leihekasse von 1786 ihr 180jähriges Jubiläum. Aus diesem Anlaß wurden zwei lippische Dukaten des 18. Jahrhunderts neu geprägt, die manche Münzsammlung bereichern und als Geschenk für besondere Gelegenheiten Anklang finden werden. Die Originalstücke befinden sich in der Münzsammlung des Lippischen Landesmuseums: es handelt sich um einen einfachen Dukaten des Grafen Friedrich Adolf zur Lippe aus dem Jahre 1716 und um einen fünffachen Dukaten aus dem Jahre 1715. Dieser fünffache Dukat stellt eine besondere Seltenheit dar, denn er wurde nachweislich nur in zwei Exemplaren geprägt, während von dem einfachen Dukaten 116 Stücke hergestellt worden sind. Sie waren nicht für den normalen Geldverkehr gedacht, sondern diese Goldstücke wurden für die Gräfliche Familie geprägt und zu Paten- und Hochzeitsgeschenken oder zu Trinkgeldern auf Reisen bestimmt. Das entsprach dem repräsentativen Lebensstil des Grafen Friedrich Adolf, dem Detmold das entscheidende städtebauliche Gesicht als typische Residenzstadt verdankt: ließ er doch den Kanal mit der Allee, das Palais mit dem Palaisgarten und das kleine lippische, inzwischen bis auf das „Krumme Haus" wieder verschwundene Versailles am Büchenberg anlegen. Nicht weniger als sechs verschiedene Dukaten ließ Graf Friedrich Adolf prägen, und über 60 verschiedene Medaillen, Gold-, Silber- und Kupfermünzen gingen während seiner Regierungszeit aus der Detmolder Münze hervor. War doch im Jahre 1709 Detmold Kreismünzstadt geworden und ein Jahr darauf der Hildesheimer Münzmeister Hans Lüders für ein Jahresgehalt von 300 Talern nach Lippe geholt worden, zu denen er als zusätzlichen Prägelohn für je hundert Stück Dukaten ein Entgelt von 6¼ Talern erhielt. Die beiden Stempelschneider Ernst Brabant aus Hannover und Tobias Bernard in Paris aber gaben den Münzen und Medaillen jenes künstlerische Gesicht, das sie heute noch als typische Schöpfungen der Barockzeit erscheinen läßt. *W. Hansen*

Alleinvertrieb durch:

KREISSPARKASSE DETMOLD

(Lippische Spar- und Leihekasse)

Sie erhalten diese in 986/000 Dukatengold ausgeprägten Stücke an den Schaltern der Kreissparkasse in Detmold sowie bei den Zweigstellen im gesamten Kreisgebiet.

Weihnachtsbaumarten in Lippe

Von Harry Harms

Wenn die Kerzen an den Weihnachtsbäumen angezündet werden, fragt kaum jemand, woher die Bäume stammen. Und nur die wenigsten wissen, wie vielfältig die Arten dieses Baumes sind. Alle laufen unter der Bezeichnung „Tannenbaum". Aber sind es in Wirklichkeit Tannen? Bei den Weihnachtsbäumen geht es im wesentlichen um unsere europäische Fichte. Vereinzelt werden die Weißtanne, die Douglasie, die Omorikafichte und die Blaufichte im Weihnachtszimmer stehen. Sehr selten sind die Nordmannstannen, die Sitkafichte und die Weißfichte als glänzender Blickpunkt der guten Stube anzutreffen.

Europäische Fichte oder gewöhnliche Fichte
(Picea abies oder excelsa)

Sie ist ein Kind des Gebirges. Erst seit Beginn des 19. Jahrhunderts ist ihr Anbau bei uns stark gefördert worden. Die europäische Fichte ist der klassische Weihnachtsbaum, denn ihr Anteil bei den Festtagskäufen beträgt über 90 Prozent. In den Nadel- und Mischwaldungen unserer lippischen Heimat ist sie überall anzutreffen. — Im Detmolder Palaisgarten stehen prächtige, etwa 200jährige Fichten. Unter ihnen befindet sich auch ein Exemplar mit einer veränderten Wuchsform. Es ist die „Schwedische Hängefichte" (Picea abies viminalis). Die Hauptäste dieses Baumes stehen waagerecht, während die unteren hängen. Die Nebenäste hängen peitschenförmig schlaff herab. Ob diese Fichte von der in Schweden aufgefundenen Wildart stammt, ist nicht bekannt. Gelegentlich tritt diese Spielart auch in Aussaaten auf. Weitere größere europäische Fichten gedeihen beim Haus „Rosenhof" im Ortsteil Nessenberg der Gemeinde Wöbbel. Ein interessantes Exemplar wächst beim Hause Kaese an Horns Mittelstraße. Herr Kaese berichtete während eines Gespräches 1964, daß er 1918 zwei kleine Fichten von 10 und 18 Zentimeter Höhe im nahen Teutoburger Wald ausgegraben und sie dann im Garten angepflanzt hat. Das größere Bäumchen ging leider nicht an; aber die Pflanze mit nur 10 cm Höhe hat es zu einem Baum von rund 22 Metern gebracht. Folgende gewöhnliche Fichten stehen unter Naturschutz: die große Fichte im Hülsgrund in Augustdorf, sechs starke Fichten in Horn, nahe der Kohlstädter Straße, hinter den Externsteinen, die große Armleuchterfichte in Hörste an der Besitzgrenze südwestlich der Höhe 221,2, in der Gemeinde Leistrup-Meiersfeld, die sogenannte „Fuchsfichte" im Hellberg-Distrikt, die Fichte in Asemissen auf Frohnes Berg (Besitzer Hans Kipp), und eine Fichte in Oerlinghausen im Garten der Firma Blume an der Bielefelder Straße.



Hängefichte. Detmold, Palaisgarten

Omorikafichte (Picea amorika)

Sie stammt aus Serbien und wächst säulenförmig, schmal pyramidal und hat etwas hängende Zweige. Mit ihrer glänzend dunkelgrünen Benadelung liefert sie kostbare Weihnachtsbäume für beengte Räume.

Die Omorikafichte oder „Serbische Fichte" wurde im Jahre 1865 entdeckt, und zwar im Quellgebiet der Theiss, etwa 70 km oberhalb von der Einmündung in die Donau. Da liegt das Städtchen Omoravicza, dem — so vermutet man — der Baum seinen Omorikanamen verdankt. Besonders beliebt scheint die

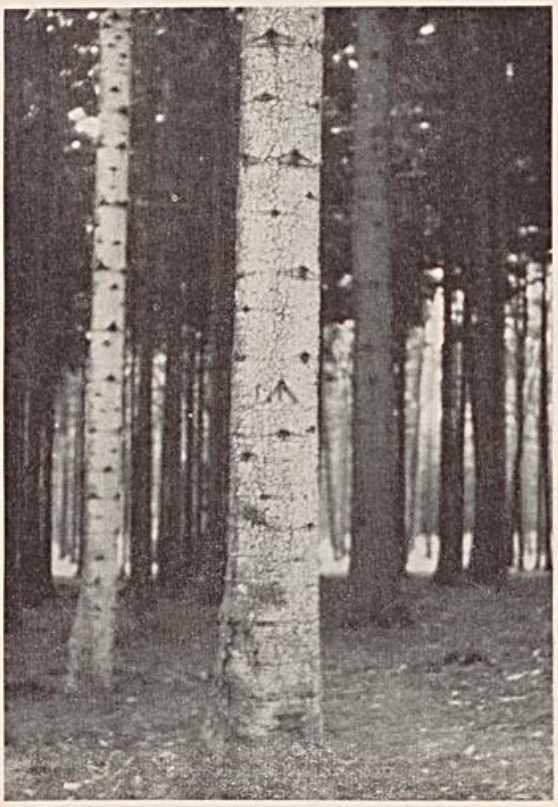
Omorikafichte auf unseren Friedhöfen im Lipperland zu sein, denn überall ist sie auf den Gottesäckern anzutreffen. Ihre himmelstrebende Erscheinung und ihre Standfestigkeit unter Sturm und Eis scheint sie für Friedhofszwecke besonders zu empfehlen. Eine sehr große Omorikafichte steht im Garten des Kreiskrankenhauses in Detmold. In Lemgo wächst bei der Firma Reese und Brand an der Lageschen Straße ein Exemplar, das 1925 gepflanzt wurde. Auch in den Kurgärten von Bad Meinberg, Bad Salzuflen und Schieder sind schöne Einzelexemplare zu finden.

Blaufichte (Picea pungens glauca)

Sie ist heimisch in den USA im Felsengebirge und in Colorado. Dort kommt in den Waldungen natürlich nur die grünnadelige Form vor. Die blaunadeligen Formen sind Spielarten, die zufällig aufgefunden und verbessert wurden. In Lippe ist diese Fichte einfach als Blautanne bekannt. Die Nadeln sind sehr dornig und stechend. Deswegen wird diese Art von den Baumkundlern auch „Stechende Fichte" genannt. Die Blaufichte ist der Inbegriff des edelen und kostbaren Tannenbaumes. Im Gegensatz zu den anderen Arten ist sie sehr teuer, so kostet ein Exemplar von 160 cm Höhe in Detmold etwa 32 DM. Schöne Blaufichten gedeihen auf dem Ehrentruper Friedhof, bei der Burg in Schwalenberg, im Meinberger Kurpark, beim Hause Aldegermann in Schlangen an der Detmolder Straße 15, im Park der Firma Weber & Co. in Oerlinghausen, im Park von Hoffmann's Stärkefabriken in Bad Salzuflen und in weiteren Privatgärten von Lippe.

Douglasie (Pseudotsuga taxifolia)

Die Douglasie ist keine echte Tanne oder Fichte, sondern nimmt eine Mittelstellung zwischen beiden ein. Die Nadeln entfalten beim Reiben und beim Verbrennen einen wohlriechenden Duft, der große Ähnlichkeit mit dem Geruch von Apfelsinen hat. Die Douglasien stammen aus Nordamerika. 1827 wurde das erste Exemplar von dem schottischen Botaniker Divad Douglas mit nach Europa gebracht. Schnittgrün von der Douglasie ist für Dekorations- und Bindereizwecke, insbesondere zu Advent und Weihnachten, sehr geschätzt. Auch diese Art ist in Lippe in großen Exemplaren vorhanden. So steht im Park des Rittergutes Iggenhausen in Pottenhausen eine 110jährige Douglasie. Weitere größere Douglasien wachsen im Park Steinbeck (Besitzer von Lengerke) in Wüsten, im Park Niederbarkhausen bei Oerlinghausen, in den Anlagen der Schwalenberger Burg, bei Drexhage in Bad Salzuflen am Steinbrink 4 (hier als blaunadelige Spielart), im Schloßpark Schötmar, im Baumgarten Rickmeyer in Retzen, im Salzufler Kurpark usw.



Weißtanne im Bad Salzufler Stadtwald

Sitkafichte (Picea sitchensis)

Die Sitkafichte ist die preiswertere Schwester der Blaufichte. Sie ist in Nordamerika heimisch. Die steifen mittellangen Nadeln sind unterwärts silbrig und vorne sehr scharf. Das Holz soll weniger leicht vom Hausbock befallen werden als das unserer Fichte. Da dieser Fremdling tiefer als unsere heimische Fichte wurzelt, ist sie auch sturmfester. Das leichte, aber harte Holz eignet sich im Handwerksbetrieb, in der Flugzeugindustrie und zum Bau von Booten. Der Baum wird bei uns bis etwa 35 Meter hoch, in der amerikanischen Heimat kann er Höhen von 40 bis 60 Metern erreichen. Die jungen Zweige sind verhält-



Omorikafichte
Detmold, Kreiskrankenhaus

nismäßig steif, tief gefurcht, kahl und haben eine bräunliche Färbung. Interessant ist an älteren Stämmen auch die rotbraune Rinde, die sich in Platten vom Stamm löst. Auf der Velmerstot steht ein 29jähriger Bestand von Sitkafichten, der sich ausgezeichnet entwickelt hat. Auch im Salzufler Stadtwald gedeihen Sitkafichten. Schöne Einzelexemplare sind in Rickmeyers Baumgarten in Retzen sowie im Rittergutspark Braunenbruch in Heidenoldendorf anzutreffen.

Nordmannstanne (Abies nordmanniana)

Diese Tanne stammt aus dem Kaukasus und wird deshalb auch oft Kaukasustanne genannt. Es handelt sich bei dieser Tannenart um einen unserer schönsten Parkbäume wegen der wundervollen grünen Benadelung und der tiefhängenden Zweige. Die Nadeln sind an den Lichttrieben bürstenartig aufwärts gerichtet. Oben glänzen sie stark, die Unterseite ist mit zwei weißen Streifen versehen. Die eilänglichen Zapfen werden bis zu 15 Zentimeter lang. Entdeckt wurde diese Nadelholzart von dem Botaniker A. von Nordmann, der in Finnland geboren ist. Nordmannstannen gedeihen in Lippe an verschiedenen Stellen, so in Schötmar bei Hoffmann an der Weinbergstraße 20, in Lemgo bei Eben-Ezer, in Retzen in Rickmeyers Baumgarten, in Heidenoldendorf im Park des Rittergutes Braunenbruch, im Schloßpark Iggenhausen in Pottenhausen, beim Rot-Kreuz-Kurheim an der Sophienstraße in Bad Salzuflen.

Türkische Fichte (Picea orientalis)

Sie wird auch oft „Orientalische Fichte" und „Sapindusfichte" genannt. Die türkische Fichte bildet im Kaukasus und Taurus dichte Wälder. Ein gutes Erkennungszeichen für diese Nadelholzart sind ihre dunkelgrünen, stark glänzenden, nur sechs bis acht Millimeter langen Nadeln. Es sind übrigens die kürzesten Nadeln aller bekannten Fichtenarten. Die bekannte Blaufichte hat 15 bis 30 Millimeter lange Nadeln. Das Holz der orientalischen Fichte enthält soviel Harz, daß früher die Späne im Pontischen Gebirge zum Leuchten verwandt wurde. Die Harztropfen, die aus den Zweigen herausquellen, werden allgemein „Sapindustränen" genannt. Die schuppige Rinde des Stammes hat eine braune Farbe. Die Knospen sind spitzeiförmig, etwa drei Millimeter lang und harzfrei. Die „Türkische Fichte" ist für Friedhöfe und Hausgärten besonders geeignet. Sie braucht allerdings geschützte Lagen, da sie gegenüber kalten Wintern etwas empfindlich ist, wenigstens in der Jugend. Im Kaukasus kann sie Höhen von über 40 Metern erreichen. Bei uns sind wir froh, wenn sie 15 bis 20 Meter hoch wird.

Im Berggarten des Meinberger Kurparks steht ein großes Exemplar der orientalischen Fichte. Weitere Standorte: Wendlinghausen im Schloßpark, Wüsten, Gut Steinbeck, Schötmar, Schloßpark, Oerlinghausen, im Park der Firma Weber & Co. an der Detmolder Straße.

Weißfichte (Picea glauca)

Sie hält die Nadeln besser als alle vorgenannten Fichtenarten und gewinnt darum als Weihnachtsbaum an Beliebtheit. Man nennt die Weißfichte auch Schimmelfichte, da die Nadeln einen bläulichweißen Schimmer haben. Die starken, vierkantigen Nadeln riechen gerieben nach schwarzen Johannisbeeren. An den Schimmelfichten in Lippe sind zur Zeit viele drei bis sechs Zentimeter lange Zapfen zu sehen. Sie sind im Sommer grün, zeigen aber bei der Reife eine hellbraune Färbung.



Blaufichte, Austrieb
Bad Salzuflen, Hoffmann-Park

Die Schuppen der Zapfen sind weich und biegsam. Die Schimmelfichte soll sich für Frostlöcher in Gegenden mit rauhem Klima eignen. In ihrer Heimat, dem östlichen Nordamerika, wird sie bis zu 30 Meter hoch. Einige Standorte in Lippe: Detmold im Palaisgarten, Schuckenbaum — Gut Eckendorf, Bad Salzuflen — Friedhof Obernberg, und Salzufler Kurpark am Seerosenteich im Landschaftsgarten. Auch in Kalldorf, im Garten des Gutes Niedermühle, wächst eine schöne Weißfichte. Eine Zwergform dieser Fichte, die sogenannte „Zuckerhutfichte" ist bei uns verhältnismäßig häufig in Hausgärten sowie auf Friedhöfen angepflanzt. Prächtige Exemplare wachsen auf den Grabstätten Kindsgrab des Friedhofes in Oerlinghausen. Von den Fachleuten wird sie „Zwerg-Säulenfichte" genannt (Picea glauca conica). Diese Nadelholzart wurde 1904 von den Botanikern Rheder und Jack am Laggan-See in Nordamerika entdeckt. Schon 1908 wurde eine Pflanze dieser Art von Amerika nach Europa eingeführt. Da die Zwergsäulen-Fichte in der Form den früher in Lippe verkauften Zuckerhüten ähnlich sieht, hat sie eben den volkstümlichen Namen „Zuckerfichte" erhalten.

Engelbert-Kämpfer-Gedenken in Lemgo

Am 2. November 1966 stand die Alte Hansestadt Lemgo im Zeichen der Erinnerung an den Asienforscher Engelbert Kämpfer, dessen Todestag sich zum 250. Male jährte. Die Zeitungen hatten mit Artikeln und Hinweisen auf den Lemgoer Pfarrerssohn aufmerksam gemacht, der am Ende des 17. Jahrhunderts das damals allen Europäern verschlossene ostasiatische Inselreich erkundete und der Begründer der Japanforschung geworden ist, und auf diese Weise dazu beigetragen, die Öffentlichkeit auf die Gedächtnisfeiern vorzubereiten. Deren Träger und Veranstalter waren das Jungengymnasium, das in der Tradition der alten Lemgoer Lateinschule steht und seit 1938 den Namen des ehemaligen Schülers Engelbert Kämpfer trägt, die Stadt, die seit 1937 im Engelbert-Kämpfer-Zimmer des Heimatmuseums das Andenken an ihren größten Sohn pflegt, und der Ortsverein „Alt-Lemgo" des Lippischen Heimatbundes, zu dessen vielen Aufgaben nicht zuletzt die Wahrung wertvoller Überlieferung gehört.

Daß die Gestaltung der Feier weitgehend dem Gymnasium oblag, mag als selbstverständlich erscheinen, doch darf nicht unerwähnt bleiben, wie groß die Schwierigkeiten waren, die aus dieser Selbstverständlichkeit erwuchsen; denn der Gedenktag fiel genau in jene Phase des arbeitsreichen Kurzschuljahres, in der nach dem Ende der unterrichtsfreien Herbstwoche die Reifeprüfung in wenigen Tagen durchzuführen war, und die Vorbereitung der Gedenkstunde war eine zusätzliche Belastung während der Wochen, in denen es für die Schule eigentlich nur eine vorrangige Aufgabe hätte geben dürfen, die Abiturvorbereitung. So verdient der Einsatz aller Beteiligten Anerkennung. In ganz besonderem Maße gilt das für Oberstudiendirektor Dr. Kemper, der den Festvortrag hielt und sich dazu gründlich mit der seiner Fachrichtung etwas fern liegenden Materie vertraut gemacht hatte. Dieses Sich-Einarbeiten über eine von vornherein durch die Eigenart des Gegenstandes gegebene Distanz hinweg hatte zur Folge, daß der Vortragende bei der Würdigung Engelbert Kämpfers dessen Persönlichkeit eine neue Seite abzugewinnen verstand, wodurch vornehmlich der erste Teil seiner Ausführungen eigenes Leben gewann. Dr. Kemper stellte Kämpfer vor den Hintergrund seiner Zeit, der Zeit der Aufklärung, und unterstrich, daß Kämpfer, dem spekulatives, philisophisches Denken nicht lag, sich mit den Anschauungen und Ideen jener Persönlichkeit, die das geistesgeschichtliche Bild der Epoche formten, nicht auseinandergesetzt hat, sondern ein enzyklopädisch begabter exakter Forscher — als solcher durchaus ein Kind seiner Zeit — war, dessen Lebenswerk bleibende Anerkennung in der wissenschaftlichen Welt gefunden hat. Den zweiten

Teil der Festrede bildete ein anschaulicher Abriß des Kämpferschen Lebensweges.

Dieser Vortrag stand im Mittelpunkt der vormittäglichen Feier, an der neben den Schülern der oberen Klassen geladene Gäste teilnahmen, sowie der öffentlichen Abendveranstaltung. Die Gedenkstunde am Vormittag erhielt durch die Anwesenheit des Ersten Sekretärs der japanischen Botschaft in Bonn, Hashizume, des Begründers der Engelbert-Kämpfer-Forschung, Dr. Karl Meier, und der führenden Vertreter der Stadt Lemgo eine besondere Bedeutung. Herr Hashizume würdigte in einer kurzen Ansprache Engelbert Kämpfer und den vor 100 Jahren verstorbenen Franz von Siebold als die „Erbauer der ersten Brücke zwischen Japan und Deutschland". Auch Dr. Meier ergriff das Wort und wurde von den Anwesenden mit lang anhaltendem Beifall gefeiert. Schon der Anfang der Festrede hatte mit Recht ihm und seiner wissenschaftlichen Leistung gegolten, und klar hatte Dr. Kemper dabei herausgestellt, daß niemand von Engelbert Kämpfer sprechen kann, ohne seines Wieder-Entdeckers dankbar zu gedenken. Auch das Geschenk der Stadt, das Bürgermeister Flohr der Schule überreichte, versinnbildlicht die Tatsache, daß wir die Kenntnis des größten deutschen Forschungsreisenden der Barockzeit den Bemühungen Dr. Meiers verdanken: Die Lebensdaten Kämpfers, die auf Pergament geschrieben (s. „Heimatland Lippe" Nov. 66), fortan die Schüler des Gymnasiums mit dem Namenspatron ihrer Schule vertraut machen werden, sind von Dr. Meier zusammengestellt worden. *Dr. Gorki*

Auf den Spuren Karls des Großen

SCHLANGEN. Der Heimat- und Verkehrsverein (Schlanger Markt-Verein) besichtigte am 6. November 1966 die Ausgrabungsstätten am Dom in Paderborn. Zahlreiche Bürger der Gemeinde waren erschienen. Die Führung übernahm Domvikar Dr. Schmitz, der bisher in Schlangen tätig war. Man sah u. a. die als einmalig zu bezeichnende Ausgrabung einer Thronanlage mit einer Länge von 3,5 und einer Breite von 1,5 Metern. Sie wurde im Jahre 799 errichtet, als Karl der Große in Paderborn den Papst Leo III. empfing. Damals wurde die Kaiserkrönung in Gesprächen vorbereitet. — Die Führung schloß mit einem Rundgang und einem Orgelvortrag im Dom.

Die Heimatfreunde aus Schlangen trafen sich am 29. November 1966 im Anschluß an eine kurze Jahreshauptversammlung zu einem gemütlichen Pickertessen im Gasthof Poppe. „Et draff äuk platt küert wer'n!" stand in der Einladung. Dieser Aufforderung folgte man gern. Vorsitzender Adolf Schäferjohann, Rektor Wilhelm Nebel, Gastwirt Wilhelm Sibille und Landwirt Fritz Haase erzählten ernste und heitere Vorkommnisse aus der Vergangenheit. *Winter*

Neue Bücher

Westfälischer Heimatkalender 1967. 21. Jahrgang. Herausgegeben vom Westfälischen Heimatbund. Münster, Aschendorff 1966. Der Kalender erscheint in der Allgemeinen Ausgabe, 160 Seiten, DM 3,—; in den Ausgaben Münsterland, 208 Seiten DM 3,50; Sauerland, 180 Seiten DM 3,50; und in einer alle Teile umfassenden Gesamtausgabe, kartoniert DM 6,—, gebunden DM 7,50.

Der Westfälische Heimatkalender 1967 will das neue Gesicht unserer Dörfer und Städte zeigen und die Umgestaltung der westfälischen Landschaft in den letzten Jahrzehnten auf vielen Gebieten (z. B. Flurbereinigung, neue Bauernhöfe und Dörfer, Fremdenverkehr, Gartenbau, Bergmannskolonien im Ruhrgebiet einst und heute). Zahlreiche Fotos (unter ihnen viele Luftbilder) und Karten ergänzen ihre Untersuchungen.

Andere Beiträge erzählen aus der Geschichte und dem Volksleben; sie zeigen alte Handwerkssiegel, beschreiben Moorlandschaften und berichten über Wasservögel und die Rastplätze nordischer Zugvögel auf den Rieselfeldern bei Münster. Darüber hinaus bringt der inhaltsreiche Kalender Geschichten und Gedichte in hoch- und plattdeutscher Sprache, die Gegenwartssorgen, Humor und Lebensfreude ausdrücken.

Heiter — ernst — aktuell und immer unterhaltsam — diese Mischung macht den Westfälischen Heimatkalender so beliebt.

Heimatland Lippe, Zeitschrift des Lippischen Heimatbundes. Schriftleitung: Wilhelm Rinne, Detmold, Lessingstr. 9, Fernruf 63 24. Vorsitzender: Landesverbandsvorsteher Dr. Arnold Ebert, Detmold, Allee 4. Geschäftsstelle: Detmold, Bismarckstr. 8. — Bankkonto: Kreissparkasse Detmold 296 03, Postscheckkonto Hannover 230 87.
Die Zeitschrift erscheint zweimonatlich. Auflage 3400. — Druck: Topp & Möller, Detmold, Paulinenstraße 24. Bezugspreis wird nicht erhoben, sondern durch Mitgliedsbeitrag gedeckt.

Veröffentlichungen des Lippischen Heimatbundes

I. Bildbände

Band 1: **Lippische Ansichten aus alter Zeit** von Wilhelm Hansen
(z. Z. vergriffen)

Band 2: **Lippe vor hundert Jahren** von Heinrich Haxel
(z. Z. vergriffen)

Band 3: **Lippe vor 1800** von Erich Kittel
Preis für Mitglieder Band 1: 8,– DM, Band 3: 9,– DM
im Buchhandel 13,50 DM

II. Plattdeutsche Reihe

Band 1: **Plattdeutscher Lesebogen.** Zusammengestellt von Heinrich Wienke
Preis für Mitglieder 1,20 DM, im Buchhandel 2,– DM

Band 2: **Pünjeshagen.** Vertellsel up lippsk Platt van Hennak Hanke
Preis für Mitglieder 2,– DM, im Buchhandel 3,– DM

Band 3: **Döhnkens iutn Lippsken**
Preis für Mitglieder 3,– DM, im Buchhandel 4,20 DM

III. Naturkundliche Reihe

Band 2 in Vorbereitung: **Die Naturschutzgebiete des Lipperlandes**

IV. Geschichtliche Reihe

Quellen zur lippischen Geschichte und Heimatkunde

Band 1: **„Das Güterverzeichnis des Klosters Möllenbeck bei Rinteln von 1465"**
Bearbeitet von Franz Engel und Heinrich Lathwesen, Rinteln 1963

Band 2: **Lippische Landschatzregister von 1590 und 1618**
Von Herbert Stöwer

Weitere Hefte sind in Vorbereitung. Jahresabonnement 12,– DM

Geschichte der Volksschule Langenholzhausen
Von Wilhelm Süvern. Preis 3,50 DM

V. Volksliederhefte des Lippischen Heimatbundes

Heft 1: **Fünfzig alte Lieder.** Preis 2,– DM

VI. Erzählende Reihe

Nassensand. Roman einer lippischen Glashütte
Von August Krawinkel
Preis für Mitglieder 4,– DM, im Buchhandel 5,40 DM

VII. Sammelband

Zeitschrift „Heimatland Lippe" Jahrgang 1965 u. 1966
In Halbleinen gebunden. Preis je Band 9,50 DM



Graf Simon August zur Lippe hat durch Gesetz vom 1. Februar 1752

„aus Landesväterlicher Vorsorge für gut gefunden, eine algemeine Brand-Assecurations-Societät in Unserer Grafschaft zu errichten, von welcher, wenn ein Brandschade auf dem platten Lande und in denen Städten entstehet, demjenigen, der ihn erleidet, selbiger ersetzet, und das dazu nöthige Geld gemeinschaftlich aufgebracht und beigetragen werden sol, damit die Noth der Abgebrandten vermindert, und der algemeine Credit zugleich mit gefördert werden möge . . ."

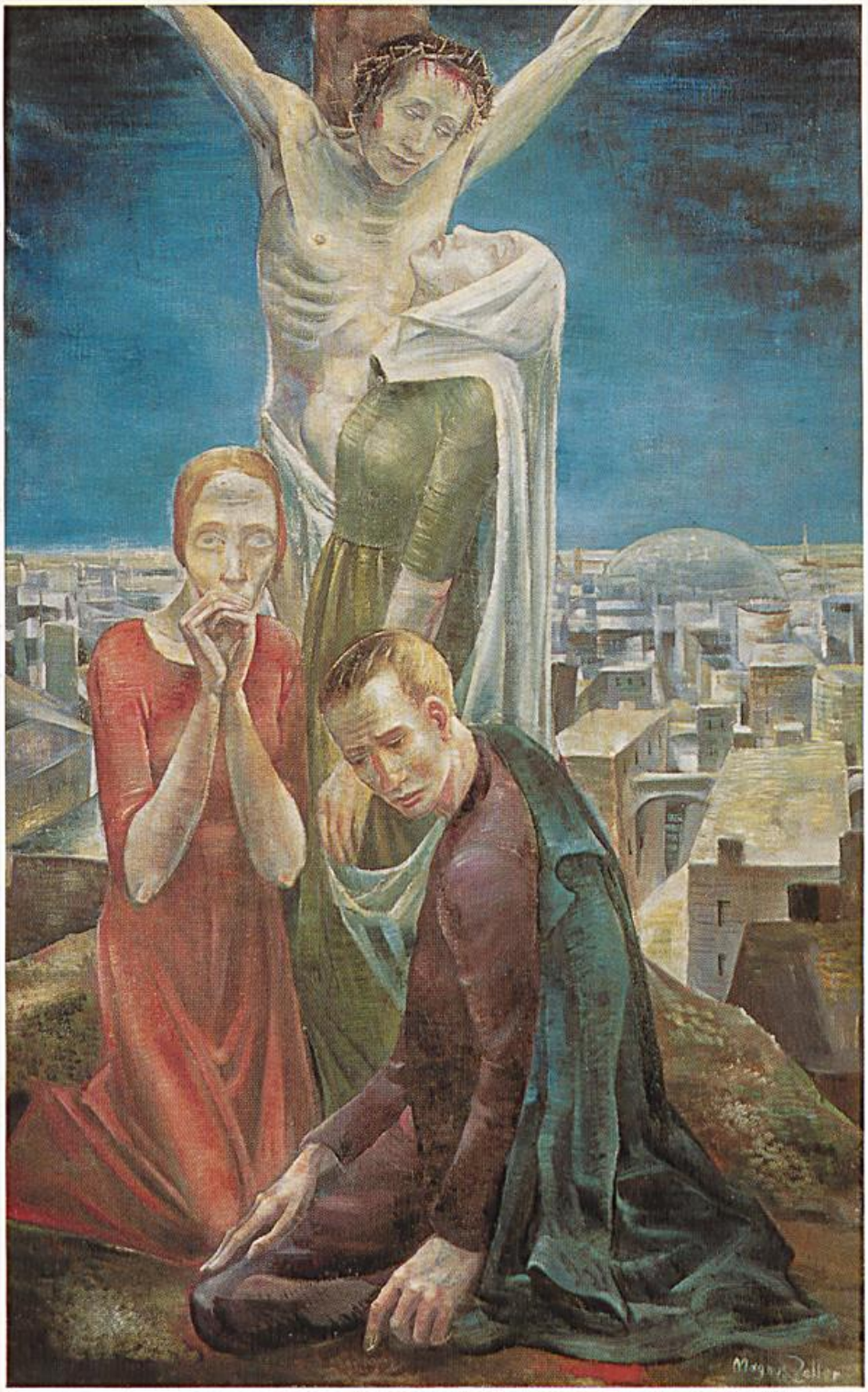
Aus dieser Brandkasse entwickelte sich in mehr als 200 Jahren als großes und beliebtes Versicherungsunternehmen unsere

Lippische Landes-Brandversicherungsanstalt

SEIT 1752

Unfall - Haftpflicht - Kraftverkehr
Feuer - Einbruch - Wasser - Glas

Heimatland Lippe



60. JAHRGANG - NR. 2 VERLAGSORT DETMOLD - 1 D 20928 F MÄRZ 1967

Zeitschrift des Lippischen Heimatbundes

INHALT

Dr. H. Th. Wrege: Das Kreuzigungsbild in der Blomberger Friedhofskapelle — Eine Erläuterung des Titelbildes 41

G. Silz: Verständnisvolle Großgemeindebildung 42

H. Winter: Wohin des Wegs?
Gedanken zur Verwaltungsreform aus der Sicht des Dorfes . . . 44

Dr. H. F. Gorki: Verwaltungsreform in Lippe
Überlegungen zu einem nicht nur verwaltungstechnischen Fragenkreis 52

W. Jahnke: Ein unvergeßlicher Tag am Hachholz 68

W. Süvern: Die Spruchweisheit der Lipper
I. Das alte Volksgut und seine Bewahrer 71
Das Lipperland im Spruchschatz der Heimat 74

Umschau im Lipperland
Neue Sendemasten in Lippe 78
Ausstellung „Lebendiges Lippe“ 79
Neues heimatliches Schrifttum 79
Erweiterung des Vortragswerkes 80

Umschlag: Lippische Gedenktage im März und April

Heimatland Lippe
DETMOLD
MÄRZ 1967
NUMMER 2
ZEITSCHRIFT DES LIPPISCHEN HEIMATBUNDES

Das Kreuzigungsbild in der Blomberger Friedhofskapelle

Eine Erläuterung des Titelbildes von Dr. Hans-Theo Wrege

Die Blomberger Friedhofskapelle hat als wertvollsten Schmuck ein großes Ölgemälde der Kreuzigung, das von der Stirnseite her den Raum im ganzen beherrscht. Magnus Zeller, geb. 1888, Schüler von Lovis Corinth 1908—1911, dem wir dies Gemälde verdanken, hat das Motiv der Kreuzigung dreimal gestaltet. Immer ist es dabei der Leib des Gekreuzigten, der am Stamm des Kreuzes aus der Gruppe der Mutter Maria, der Maria Magdalena und des Johannes bestimmend herausragt. Die beiden letzteren Gestalten knien, wobei der Johannes aus dem blau-grau getönten Untergrund herauszuwachsen scheint, während sich die Maria Magdalena durch ihre gedämpft rote Gewandung von diesem abhebt. Ihre gefalteten Hände sind auf dem Blomberger Bild bis zur Höhe des Mundes geführt. Der Gesichtsausdruck ist ganz durch die Hinrichtung Jesu bestimmt, der Blick trifft den Betrachter des Bildes voll. Magnus Zeller hat dieser Maria Magdalena das Portrait seiner ersten Frau gegeben, die er als Tochter des Amtsgerichtsrates Zimmer in Blomberg kennenlernte. Hier ist auch das Gemälde entstanden. Die junge Frau begleitete den Künstler nach Paris, wo er sich weiter ausbildete. Sie ist dort an einer Typhus-Erkrankung verstorben. Wie nahe Zeller die Gestaltung dieser Maria Magdalena gegangen ist, zeigt wohl am meisten die Fassung des Bildes in der Ev. Kirche in Neustadt/Rbg.: dort ist sie weitaus stärker als in Blomberg idealisiert, verschönt. Die Gestalt des Johannes erscheint in der Limburger Fassung (Ev. Kirche) am meisten gebeugt vom Kummer, während sie in Blomberg mehr jener edlen Trauer entspricht, wie wir sie aus griechischen Werken und solchen der Rennaissance kennen. Der Ausdruck des Gesichtes ist nicht nur äußerlich abgewandt, fast enttäuscht. Maria, die Mutter Jesu, reicht stehend bis zur Brust des Gekreuzigten, diesen zum Teil verdeckend. Durch die Nähe der Gesichter Jesu und der Maria hat Zeller wohl eine besondere Verbundenheit der beiden Gestalten ausdrücken wollen. Insbesondere in der Limburger Fassung scheint Jesus den Blick seiner Mutter zu suchen, der aber steil nach oben gerichtet an dem Gekreuzigten vorbeigeht, Gott suchend? Oberkörper, Arme und der Kopf Jesu heben sich in ihrer Totenblässe stark von dem dunkelblauen Himmel ab. Während auch hier die Neustädter Fassung dem Verlangen nach Idealisierung am meisten nachgegeben hat, ist auf dem Blomberger Gemälde die Rippenpartie stark herausgearbeitet, so daß die Schwäche Jesu und seine Qualen besonders betont werden. Ein Lichtglanz hellt, am Horizont über Jerusalem liegend, die Gestalt des Gekreuzigten auf — ein malerischer Ausdruck für die Hoheit des leidenden Gottessohnes, dessen Gestalt Magnus Zeller immer wieder zum künstlerischen Ausdruck gebracht hat.

Der Rat der Stadt Blomberg hat sich die Aufstellung dieses starken Gemäldes auf Anregung des Herrn Stadtdirektors Eggert und von Herrn Architekten Vollpracht angelegen sein lassen.

Verständnisvolle Großgemeindebildung

Von Günter Silz

Seit geraumer Zeit bemühen sich die beiden lippischen Kreisverwaltungen mit einer erfreulichen und lobenswerten Aktivität um eine sinnvolle gebietliche Neugliederung unseres Heimatlandes Lippe. Nach dem Stadium vorsichtig tastender Denkschriften zeichnen sich mehr und mehr praktische Lösungen ab.

Es gilt, möglichst bald auch in unserem Raum die Voraussetzungen dafür zu schaffen, daß die wirtschafts-, kultur-, sozial- und entwicklungspolitischen Aufgaben und die Probleme der Dorf-, Stadt- und Landschaftsgestaltung zukunftsträchtig gelöst werden können.

Da es sich hierbei um eminent wichtige komplexe Fragen unseres Lebensraumes und unserer Lebensordnung handelt, fühlen sich nicht zuletzt auch Mitglieder des Lippischen Heimatbundes verpflichtet, mitzudenken und durch die folgenden Diskussionsbeiträge von Stadtdirektor Silz (Lage), Gemeindedirektor Winter (Schlangen) und von dem Geographen Dr. Gorki (Lemgo) mitzuhelfen bei der Verwirklichung eines großen, für unser Heimatland Lippe und seine Bewohner lebenswichtigen Werkes. *W. Rinne*

Seitdem die Pläne für eine Gebiets- und Verwaltungsreform in den Kreisen Detmold und Lemgo der Öffentlichkeit unterbreitet worden sind, wird hierüber eine eingehende Diskussion geführt. An ihr beteiligen sich nicht nur die Mitglieder der Räte und die Angehörigen der Verwaltung, sondern auch die interessierten Bürger, die sich für eine Neuordnung ihres „Heimatlandes Lippe" einsetzen. Wenn statt von einer Verwaltungsreform auch von einer kommunalen Neugliederung (Nr. 1, Januar 1967, S. 4) gesprochen wird, so besagt dies, daß hiervon sowohl ländliche Gemeinden als auch die Städte betroffen werden. Beide Partner sollten nun verständnisvoll an eine Lösung der gestellten Probleme herangehen. Eine Reform soll nämlich nicht nur um- oder neugestalten, sondern vor allem verbessern. Die notwendige Ausdehnung der Städte, die für sie lebenserhaltend ist, kommt dabei nicht nur ihnen, sondern auch den jetzigen Nachbargemeinden zugute.

Bei einer Verwaltungsreform können hierbei zwei Wege beschritten werden, einmal die Verbesserung der Leistung und zum anderen die der Organisation. Beides hat zum Ziel, die Verwaltung wirtschaftlicher zu gestalten, d. h., sie soll sparsam arbeiten. Wie in der Volkswirtschaft der gewünschte Erfolg mit dem geringsten Einsatz von Produktionsfaktoren erzielt werden muß, so soll die öffentliche Verwaltung bestrebt sein, durch eine umfassende Vereinfachung und Verbilligung in organisatorischer, sachlicher und personeller Hinsicht den größtmöglichen Verwaltungserfolg zu erreichen. Er bietet sich ohne Zweifel bei der Bildung von Großgemeinden an, doch muß sie verständnisvoll durchgeführt werden. Verständnis für die zweckmäßige Führung neuer Gemeindegrenzen haben nicht nur die Landgemeinden, sondern auch die Städte aufzubringen. Sie sollten nicht rigoros die Aufgabe aller ortsgebundenen Eigenständigkeit verlangen und dabei gefühlsmäßige Widerstände hervorrufen, wie sie bei der Bildung von Großgemeinden verständlich sind. Deshalb muß nach dem Zusammenschluß zu einer Einheitsgemeinde eine gewisse Mitwirkung der Bürger und eine abgewogene Berücksichtigung aller Gemeindeteile gewährleistet bleiben, ohne daß das mit der Neugliederung angestrebte Ziel einer Leistungssteigerung der kommunalen Selbstverwaltung gefährdet wird.*)

Für eine solche „verständnisvolle Großgemeindebildung" gibt es insbesondere das Beispiel Berlins aus dem Jahre 1920:

Es war zunächst nicht einfach, die mit Berlin zu einer Wirtschafts- und Verkehrseinheit zusammengewachsenen Vorortgemeinden auch kommunalpolitisch zu einer Einheit zusammenzufassen. Wenn das Staatsministerium die Eingemeindung betrieb, verhielt sich Berlin ablehnend und umgekehrt. Die Arbeitergemeinden im Südosten, Osten und Norden der Stadt hatten zwar hohe Wohlfahrts- und Schullasten zu tragen, jedoch nur niedrige Steuereinnahmen. In den Villenorten des Südwestens und Westens lagen die Verhältnisse umgekehrt. So *brachte das Zweckverbandsgesetz Groß-Berlin vom 19. Juli 1911 zwar eine gewisse Vereinheitlichung, nicht aber den eigentlichen Lastenausgleich. Das Gebiet des Verbandes umfaßte außer Berlin und den angrenzenden Großstädten die Gemeinden des Kreises Teltow und Niederbarnim, war also größer, als das spätere Groß-Berlin. Die Aufgaben des Verbandes beschränkten sich auf die Vereinheitlichung der Verkehrs-, Siedlungs- und Grünflächenfragen, und nur insoweit war die Zuständigkeit der einzelnen Stadt- und Landgemeinden sowie der Kreise auf den Zweckverband deligiert. So konnte dieses Zweckverbandsgesetz nur eine Notregelung sein, denn es erwies sich immer mehr als unzulänglich.* In den verschiedenen politischen Parteien der damaligen Zeit wurde die Notwendigkeit erkannt, an die Stelle der kommunalen Zersplitterung eine planvolle Verwaltungsgemeinschaft zu setzen. Während der Bürgerausschuß Groß-Berlin, der im wesentlichen die Auffassungen der nichtsozialistischen Parteien vertrat, die bisherigen Einzelgemeinden aufrechterhalten und sie nur durch eine Gesamtgemeinde zur Erfüllung der Gemeinschaftsaufgaben ergänzen wollte, setzten sich die Linksparteien (SPD und USP) für einen straffen Zusammenschluß zu einer Einheitsgemeinde ein. Der Streit zwischen den Anhängern der Gesamtgemeinde und denen der Einheitsgemeinde endete schließlich mit einem Kompromiß.

Durch das Gesetz über die Bildung einer neuen Stadtgemeinde Berlin vom 27. 4. 1920, das am 1. Oktober des gleichen Jahres in Kraft trat, wurden 8 Städte, 59 Landgemeinden und 27 Gutsbezirke, insgesamt also 94 kommunalpolitische Gebilde, zu einer Einheit zusammengeschlossen. Die bisherigen Einzelgemeinden (und -gutsbezirke) hörten auf, zu bestehen. Das Gesetz beseitigte den Mißstand, daß ein in sich geschlossener Wirtschafts- und Verkehrskörper in voneinander unabhängige Stadt- und Landgemeinden (sowie Gutsbezirke) zerlegt ist, obwohl gleiche öffentliche Aufgaben mit gleichen Mitteln gelöst werden mußten.

Das Gesetz, das heute noch fortwirkt, sieht nun die Aufteilung des Gebietes der Stadt Berlin in 20 Verwaltungsbezirke vor. Diese sind zwar keine Körperschaften mit eigener Rechtspersönlichkeit oder Finanzhoheit, aber doch in ihrem Bestand und Gebiet gesetzlich bestimmt und geschützt. Es handelt sich also nicht nur um Stadtbezirke im Sinne der Städteordnung von 1853, die ohne weiteres ein Gemeindebeschluß ändern oder völlig beseitigen könnte, sondern um eine regionale Untergliederung. Durch die Bildung solcher Verwaltungsbezirke entstand eine Zweistufigkeit der Selbstverwaltung:

> Die obere Stufe bildet die Stadt in ihrer Gesamtheit (in der Gesetzesnovelle von 1931 auch „Stadtgemeindeverwaltung" genannt) mit der Stadtverordnetenversammlung und dem Magistrat als Selbstverwaltungsorgan;
>
> die untere Stufe stellten die Verwaltungsbezirke mit der Bezirksversammlung und dem Bezirksamt als Selbstverwaltungsorgan dar.

Das Gesetz von 1920 stellte also den Grundsatz der Dezentralisation der Berliner

Selbstverwaltung auf. Über die Verteilung der Aufgaben im einzelnen sagte es nichts. Zur Regelung dieser Kompetenzfragen ist später ein Verwaltungszuständigkeitsgesetz erlassen worden. Die Hauptverwaltung hatte aber von Anfang an nicht nur auf allen Arbeitsgebieten planende, lenkende und beaufsichtigende Befugnisse, sondern auch die Möglichkeit der Einzeldurchführung auf Arbeitsgebieten, deren Natur eine Dezentralisation nicht oder nur schwer zuließ (z. B. auf den Gebieten des Verkehrs, der Versorgungsbetriebe, des Forst- und Güterwesens, sowie der Müllbeseitigung).

Dem Stadtverfassungsgesetz von 1920 folgten zwar noch Gesetzesnovellen und Neuordnungen in der nationalsozialistischen und Nachkriegszeit, jedoch ist bis zum heutigen Tage die Finanzhoheit Berlins der Hauptverwaltung (Senatsverwaltung) vorbehalten. Und das ist das Entscheidende, daß das Etatrecht bei nur e i n e m Parlament liegt. Mit seiner Hilfe können einheitliche Planungen und dem Gesamtwohl der Einheitsgemeinde dienende Aufgaben durchgeführt werden.

Nun läßt sich die Gebietsreform und Verwaltungsneugliederung in den Kreisen Detmold und Lemgo sicher nicht mit der Bildung einer Stadtgemeinde Berlin im Jahre 1920 vergleichen, doch kann sie als Anhalt in die Überlegungen, die im hiesigen Raum anzustellen sind, durchaus einbezogen werden.

So bietet auch die Sachverständigenkommission für die kommunale und staatliche Neugliederung des Landes Nordrhein-Westfalen in ihrem Gutachten als Variante eine Einheitsgemeinde mit Ortschaftsverfassung an. Hierbei sind die „Ortschaften" keine rechtlich selbständigen Körperschaften, sondern unselbständige Teile, eben „Ortschaften" der einheitlichen neuen Gemeinde. Die Ortschaft erhält einen Ortsgemeinderat, den der Rat der Gemeinde für die Dauer seiner Wahlzeit aus den Ortsbewohnern wählt. Der Ortsgemeinderat sollte mindestens drei, höchstens sieben Mitglieder haben. Er soll bei Angelegenheiten, die sich auf die Ortschaft beziehen, anregend und beratend mitwirken. In den Ortschaften darf jedoch weder eine hauptberufliche noch eine ehrenamtliche besondere Verwaltung eingerichtet werden. Die Durchführung der Beschlüsse des Ortsgemeinderates muß stets Sache des Gemeindedirektors sein.*)

Möge dieser Beitrag zum aktuellen Thema „Verwaltungsreform" helfen, die manchmal hochgehenden Wogen der Diskussion zu glätten, um zum Schluß doch zu einer verständnisvollen Großgemeindebildung zu gelangen.

*) Vgl. Mitteilungen des NW-Städtebundes, Nr. 24, S. 288 ff.

Wohin des Wegs?

Gedanken zur Verwaltungsreform aus der Sicht des Dorfes

Von Hans Winter

Was war?

Wenn das Wort „Dorf" fällt, dann denken wir meist an schöne alte Fachwerkhäuser, umgeben von hohen alten Bäumen, an Pferde, an sonnige Triften mit weidendem Rindvieh, an Ruhe und ein gemächliches Dasein ohne Hast und Eile. Wir wünschen uns, ausspannen zu können und einzukehren in das geruhsame Leben auf dem Lande.

Zweifellos hat der Mensch früherer Zeiten aus einem viel sicheren Empfinden für Form und Schönheit die Bauten aus Holz und Lehm geschaffen, die wir

heute immer wieder bewundern und die dennoch immer weniger werden. Das aber gilt nicht nur für die Bauten auf dem Lande, sondern auch für die Häuser in den Städten. „In ihrem konstruktiven Gefüge, in der Beherrschung der Baustoffe stellen sie meisterliche Lösungen dar." (Kulke)

Der Mensch lebte in den Dörfern in einer festen Ordnung. Dabei war nicht nur das Verhältnis zwischen Herr und Knecht ausschlaggebend, sondern das Bewußtsein, in einer festen Schicksalsgemeinschaft zu leben. In dieser Gemeinschaft konnte keiner dem anderen etwas vormachen. Man kannte sich genau, und gegenseitige Hilfe war eine Selbstverständlichkeit. Die Landwirtschaft war Gestalterin dieser Gemeinschaft und damit des Dorfes und des ländlichen Raumes.

Aber ganz so in Ruhe und Frieden, ganz ohne Probleme, wie wir das heute gern sehen möchten, lebte auch diese festgefügte Ordnung nicht. Diese Ordnung garantierte längst nicht allen Kindern Arbeit und Brot und deshalb sehen wir die Menschen vom Lande in der Geschichte unseres Volkes immer wieder auf Wanderschaft. In langen Zügen verließen sie zu Lande und zu Wasser das Vaterland, um in der Fremde ihr Brot zu suchen. Die Not trieb sie. In den heimischen Wäldern rodeten sie, auch wenn der Boden nicht das versprach, was man erhoffte. Krieg und Seuchen taten das Ihre dazu, daß die Not nicht von den Herdfeuern in den Dörfern vieler Landstriche wich.

Wir haben uns eine Klischeevorstellung vom alten Dorf geschaffen. Wir haben das Dorf zu einem Idyll gemacht. Vergessen haben wir dabei das Geräusch der Dreschflegel, die von früh „in der Uchte" bis tief in die Nacht hinein geschwungen werden mußten, vergessen die schwere körperliche Arbeit bei Saat und Ernte. Vergessen haben wir den schweren Dienst der Frauen und Mägde. Wenn wir an das Dorf denken, sind wir stets Herr und niemals Knecht und wir betreten das Dorf immer nur im Sonntagsgewand oder als Urlauber in Ferienstimmung.

Herr Stöwer hat im Januar-Heft 1967 dieser Zeitschrift über die 125 Jahre Selbstverwaltung im ländlichen Bereich berichtet. Die Aufhebung der Leibeigenschaft und die Ablösung der Dienste, Korn- und Viehabgaben brachte den Bauern Freiheit. In den Dorfversammlungen wurden später aber nur die Bauern und Landbesitzer stimmberechtigt. Dabei gab es Unterschiede von „Groß" und „Klein" und dazu kamen die nicht stimmberechtigten Einlieger und Neuwohner.

Aus meiner Heimatgemeinde Schlangen berichtet der Lehrer Adolf Rebbe ein Erlebnis aus dem Revolutionsjahr 1848. Damals seien die Einlieger und Neuwohner, die bisher in der großen „Gemeinheit" (Allmende) ihr Vieh mitgehütet hatten und bei der Senneteilung (Aufteilung der Gemeinschaftsflächen in Privatbesitz) leer ausgegangen waren, so aufgebracht gewesen, daß sich die Bauern bedroht fühlten und bewaffneten.

Zum Bild unserer Dörfer im vorigen Jahrhundert gehört auch der Zug der Wanderarbeiter, der Holland- und Friesländgänger, der Grasmäher, der Ziegler und Maurer, die in die Ferne zogen, um für die Familie daheim das Geld zu verdienen. Arbeit konnte ihnen das heimische Dorf nicht bieten.

Hier zeichnen sich Spannungen ab, die das Dorfleben mitgestalten. War das Dorf damals noch eine intakte Lebensgemeinschaft, eine funktionierende und deshalb gute Ordnung?

Was ist?

Um bei der Vorstellung vom idyllischen Dorf zu bleiben: Das Bild zerstiebt heute vor dem Lärm der Traktoren. Die lange Reihe der Schnitter ist abgelöst durch den Mähdrescher. Das heutige Dorf ist gekennzeichnet durch eine Wandlung, die sich auf allen Gebieten des dörflichen Lebens vollzieht. Die alten Ordnungen

bestehen nicht mehr. Technik und Industrie scheinen alle Maßstäbe gesprengt zu haben.

Das Bild des Dorfes, der Landgemeinde, ist schon lange nicht mehr einheitlich. Wir kennen die Kleinstgemeinde, das kleine Bauerndorf, welches dem Bild des idyllischen Dorfes noch am ehesten nahe kommt. Es ist nach wie vor eine rein landwirtschaftliche Siedlung. Andere Gemeinden haben sich aus dem alten bäuerlichen Ursprung zu Arbeiterwohngemeinden entwickelt, die sich in ihrer baulichen Substanz an den alten bäuerlichen Kern anlehnen oder ihn umgeben. Andere Ortschaften wiederum kennen nur eine lokkere Streusiedlung oder die Bebauung erfolgte entlang einer Straße ohne jeden Mittelpunkt, der zur Entwicklung eines kommunalen Gemeinschaftslebens erforderlich ist.

Dieses Gemeinschaftsleben, welches auf einem entsprechenden Gemeinschaftsgefühl basiert, ist aber fast überall gelockert, wenn nicht sogar weitgehend abhanden gekommen. Selbst in den kleinen Gemeinden ist es nicht mehr die Kraft, die es einmal war. „Die Technik läßt den Bürger mehr oder weniger beziehungslos werden." (Naunin)

Oft hat der Bürger überhaupt kein Verhältnis mehr zur Gemeinde, auch nicht in der Landgemeinde. Er hat sich immer mehr zum „Individuum", zum Einzelwesen entwickelt, welches sich nur noch im Familienverband als Gemeinschaftswesen empfindet und auch da lockern sich die Bande.

Spricht man aber nicht davon, daß sogar der Mensch in der Großstadt ein gewisses „Heimatgefühl" entwickelt hat, daß er an seiner Stadt hängt? (Ich möcht zu Fuß nach Kölle jon!) Echtes Heimatgefühl schließt immer ein gewisses Gemeinschaftsgefühl mit ein und birgt die Kraft zur Gestaltung tatkräftigen Gemeinschaftslebens. Das läßt uns hoffen.

Was aber ist überhaupt Gemeinschaftsleben, wodurch stellt es sich dar? Ist es eine unverbindliche Zuneigung zu einer Ortschaft, weil sie in einer schönen Landschaft liegt oder ist es eine undefinierbare Empfindung, die uns aus diesem oder jenem Grunde, aus Gewöhnung, zu einer Gemeinde und ihren Menschen hingezogen fühlen läßt?

Echtes Gemeinschaftsleben besteht aus einer Bereitschaft zu tätiger Mitarbeit, zum Mitwirken bei der Gestaltung des täglichen Lebens in einer Gemeinde. Man „kümmert sich um die Belange der Gemeinschaft". Das erschöpft sich nicht in einem guten Kontakt zum Nachbarn oder in einer gelegentlichen Hilfeleistung, wenn es hier und da zu helfen gilt. Man fühlt sich mit verantwortlich für das Schicksal der gesamten Gemeinde und handelt danach.

Auch das Gemeinschaftsleben hat sich gewandelt. Es hat heute einen anderen Inhalt als vor 100 Jahren. Trotz Massengesellschaft ist das Gemeinschaftsleben heute differenzierter. Ein gesundes und reges Gemeinschaftsleben ist an gewisse Voraussetzungen gebunden. Diese Voraussetzungen sind und können in der Vielzahl der kleinen Gemeinden nicht gegeben sein.

Die Gemeinde als trautes Dorf ist in der Eile der Zeit, in Drang und Fülle der Menschen, die besonders nach dem letzten Weltkrieg herbeiströmten, zerflossen und hat sich mit seinen Häusern meist völlig ungeordnet in die Feldflur gedrängt, Landschaft zerstört, ja oft das eigene Bild zerstört, hat damit seinen Charakter verloren. Der Anblick der ausgefransten Ortsränder erschreckt. Im Nahbereich der Ballungsräume sind die Gemeinden vielfach zu reinen Wohn- und Schlafstätten herabgesunken, die keine Lebensgemeinschaft mehr darstellen.

Gott sei Dank ist der Zustand, in dem sich unsere Orte befinden, noch sehr unterschiedlich. Aber auch die lippischen Dörfer haben sich immer mehr von ihrem bäuerlichen Ursprung hinwegentwickelt und städtische Attribute übernommen. Große Miethäuser findet man immer mehr

auch auf dem Lande. Die Gewerbesteuer hat auch die kleine Gemeinde veranlaßt, sich um die Ansiedlung eines Gewerbebetriebes zu bemühen. Das Wort „Dorf" paßt nicht mehr und wird durch die Bezeichnung „Gemeinde" ersetzt.

Der bäuerliche Kern der Gemeinde gehört nicht mehr in das derzeitige Gefüge. Er soll ausgesiedelt werden. Riesige Summen sind schon für die Aussiedlung der alten Bauernhöfe in die Feldmark ausgegeben worden. Dieser Prozeß ist noch lange nicht abgeschlossen. Der Bauernhof befindet sich selbst in einer grundlegenden Wandlung. Er wird zum landwirtschaftlichen Betrieb, zur Produktionsstätte landwirtschaftlicher Erzeugnisse.

In unserem Gebiet kommt dem Fremdenverkehr eine wichtige wirtschaftliche Bedeutung zu. Auch er beeinflußt die betreffenden Orte und ändert ihr Bild.

Der Deutsche Heimatbund führt eine „Dorfinventarisation" durch, eine Bestandsaufnahme. Sie umfaßt einen Plan des ganzen Dorfes mit den Gebäuden, den Dachformen, Einfriedigungen, Flächennutzungen, Bäumen, Hecken, Bildstöcken und dergleichen, eine Beschreibung jedes einzelnen Hauses sowie eine fotografische Darstellung, die jedes Haus in einem oder mehreren Fotos festhält. Bisher wurden etwa 20 Dörfer in der Bundesrepublik, die jeweils für ihre Siedlungsform typisch sind, bearbeitet. Der Deutsche Heimatbund schreibt: „Vor unseren Augen schwinden die baulichen Äußerungen des untergehenden alten Bauerntums — Haus, Dorf und Landschaft — dahin. Die materielle und geistige Entwicklung in unserem Jahrhundert läßt den vergehenden Formen keinen Lebensraum mehr. Man mag das bedauern oder nicht."

Läßt sich die derzeitige Situation besser kennzeichnen? Vor der endgültigen Vernichtung der überkommenen dörflichen Struktur will man das landschaftlich so verschieden gewachsene Bild unserer Dörfer festhalten. Wir sind offenbar also bereits am Ende des Wandlungsprozesses angelangt.

Aber noch eine Tatsache ist festzuhalten: Der ländliche Raum ist trotz aller Wandlungen gegenüber den städtischen Gebieten in der Entwicklung zurückgeblieben. Er wurde zum förderungswürdigen Gebiet. Man hat das erst sehr spät erkannt, denn im ländlichen Raum werden ungünstige Tendenzen nicht so leicht sichtbar wie derartige Entwicklungen in den Städten.

Haben aber die Gemeinden, auch die kleinen Gemeinden, ihre Aufgaben nach dem Kriege, diese schwere Aufbauarbeit, nicht gut gemeistert? Diese Leistung steht außer jedem Zweifel. Und doch kommt die jetzige Aktion um 15 bis 20 Jahre zu spät, denn die Entwicklung ist in mancher Hinsicht in falsche Bahnen gelaufen. Man mag dafür verantwortlich machen und kritisieren wen man will. Die Leistung ist vielfach am falschen Standort erbracht. Sie war von Zufälligkeiten abhängig. Sie würde ganz andere und stärkere Wirkungen aufweisen können.

Tatsache ist, daß wir, aus der Gesamtschau betrachtet, die Entwicklung nicht recht im Griff gehabt haben. Im ländlichen Raum fehlt eine gewisse Ordnung, die positivere Entwicklungen mit größerem Effekt ermöglicht. Jede Gemeinde hat sich nach ihrem eigenen Konzept entfaltet, sofern ein Konzept vorhanden war. An anderen Gemeinden wiederum scheint der Fortschritt überhaupt vorbeigegangen zu sein. Es fehlt im ländlichen Raum vor allem an einer zielstrebigen und bewußten Entwicklung von Schwerpunkten, die allein die Gewähr dafür bieten können, daß auch im ländlichen Bereich die Gemeinschaftseinrichtungen geschaffen werden, die unseren Ansprüchen genügen.

Man wird sagen, die Gemeinden hätten sich auch um diese Dinge mit viel Erfolg bemüht. Man wird auf die Schulbauten zeigen. Doch gerade da war die Entwicklung, vor allem in Nordrhein-Westfalen, allerdings ohne Schuld der Kommunen,

auf völlig verkehrte Geleise geraten. Viele Gemeinden bangen jetzt um ihre Schule. Sie verweisen auf die Bedeutung dieser Einrichtung für das örtliche kulturelle Leben. Sind die Schulen aber oft nicht nur noch reine Lernanstalten, die über den schulischen Bereich überhaupt nicht mehr ausstrahlen? Das ist zwar immer schon, auch in früheren Zeiten, eine Frage der Persönlichkeit des Schulleiters und Lehrers gewesen. Aber für das kulturelle Leben einer kleinen Gemeinde, insbesondere für die schulentlassenen Menschen, kann ein gut geführter Gesangverein weit mehr Bedeutung haben als die Schule. Leider!

Noch ein Beispiel gehört zum Bild der Wandlung: Die modernen Verkehrsmittel lassen die Räume zusammenwachsen. Das ist von so entscheidender Bedeutung für alles, was wir für die Zukunft planen, daß es als Letztes vor dem nächsten Kapitel stehen soll.

Was soll werden?

Zunächst muß aus dem Nebeneinander ein Miteinander der Gemeinden werden. Von den bisherigen Möglichkeiten zu einem Miteinander machten die Gemeinden ohne eigene Not kaum Gebrauch. Nun geht die Entwicklung über sie hinweg. Es ist kein gutes Zeugnis für Größe und umfassenden Weitblick der Selbstverwaltung. Man hat offensichtlich immer zu sehr nur an sich selbst gedacht.

Wenn wir uns fragen, was werden soll, dann gewinnen vorweg die Fragen einer sinnvollen Planung für den ländlichen Raum besondere Bedeutung. Über die bisherigen Gemeindegrenzen hinweg muß die zukünftige Entwicklung geplant werden. Wie hinderlich sind oft Gemeindegrenzen für die zweckmäßigste Ansetzung von Gewerbe und Industrie gewesen. Zur Zeit besitzt aber noch jede kleine Gemeinde ihre eigene Planungshoheit. Schon allein aus diesem Grunde denkt man bei einer Reform an größere Gemeinden, an Großgemeinden. „Eine Konservierung vorhandener Strukturen wird in manchen Gebieten dem ländlichen Raum langfristig mehr schaden als nützen." (Schnieders in „Porträt des Dorfes".)

Wir wollen also mit Hilfe einer Verwaltungsreform den ländlichen Raum neu ordnen, wobei den einzelnen Teilen ganz spezielle Aufgaben zufallen. Praktisch ist die Neuordnung der Verwaltung die Voraussetzung für die Erfüllung der Gesamtaufgabe. „Es ist kein Zufall, daß die Erörterung über die Schaffung von Strukturverbesserungsregionen in Nordrhein-Westfalen auch den Ruf nach einer organisatorischen Verwaltungsreform neu belebt hat." (Loschelder)

Sind wir uns aber auch über das Ziel der Planung einig? Die Skepsis ist weit verbreitet. In der Sitzung der Fachgruppe „Neues ländliches Bauen" des Deutschen Heimatbundes am 3. und 4. Mai 1966 in Düsseldorf sagte Regierungsbaurat Albrecht: „Außerdem schreitet die Zeit schneller fort, als die Planung mitkommen kann. Was man heute für vernünftig hält, kann in wenigen Jahren schon wieder ganz anders aussehen. Im Grunde genommen stürzt sich jedes Dorf in ein Abenteuer; denn es gibt ja für das Dorf kein eigentliches Vorbild. Allein schon wegen der Dynamik des Fortschritts sind wir angewiesen auf das Mitdenken und die Mitarbeit der Bürger."

Was will man nicht alles! Man spricht von Dorfsanierung, von Strukturverbesserung, von Verwaltungsreform und Großgemeinden. Die kommunalpolitische Vereinigung der CDU hat in ihren Leitsätzen folgendes formuliert:

„2 a) Ziel a) Leistungfähige Körperschaften, die in der Lage sind, die für die Daseinsvorsorge notwendigen Maßnahmen finanziell und verwaltungsmäßig in eigener Verantwortung zu erledigen.

b) Qualitative Stärkung der bürgerschaftlichen Selbstverwaltung."

Vilma Sturm aber schreibt in ihrem Buch „Deutsche Naturparke“: „Entschieden zu weit geht man, wenn man jetzt, wie ich es in einigen Dörfern beobachten konnte, anfängt. „Dorfparke“ zu schaffen, gärtnerische Anlagen mit Rasen, Blumenbeeten und städtischen Ziersträuchern, womöglich mit einem Springbrünnchen, einer höfischen Wasserkunst, die sich so rührend falsch ausnimmt in der dörflichen Umgebung. Im Dorf einen Feierabendplatz herzurichten, wo die Alten im Schatten sitzen und die spielenden Kinder beaufsichtigen können (weil Alte und Kinder ja auch und gerade auf der Dorfstraße, vor der Haustür, ihres Lebens nicht mehr sicher sind), ist gewiß eine Notwendigkeit. Aber dieser Platz müßte keine Nachahmung städtischer Anlagen sein, sondern müßte aus den ehemaligen Obstgarten- und Wäschebleichzonen vor den Toren heraus gestaltet werden — würden nicht oft ein paar Bänke unter Apfelbäumen genügen, den angestrebten Zweck zu erreichen? Solange es uns noch nicht gelungen ist, zu neuen Formen gemeinschaftlicher Siedlung vorzustoßen, ist das schöne Dorf das bewahrte Dorf — bewahrt vor Reklame, bewahrt vor modischen Unsitten der Dekoration.“

Wohin soll man mit all diesen Wünschen, Forderungen und Vorschlägen? Gehört das alles zum Ziel unserer Pläne? Haben solche Vorstellungen, wie sie Vilma Sturm entwickelt, in unserer Zeit überhaupt noch Platz? Ich meine, wir hätten bei uns in Lippe noch die Möglichkeit, allen Forderungen gerecht zu werden.

Bei einer guten und sinnvollen Neuordnung können wir auch die Wünsche Vilma Sturms noch berücksichtigen und in den entsprechenden Gliedern der kommenden Großgemeinden gut placieren. Dem Dorf als rein bäuerlicher Siedlung, dem Dorf im traditionellen Sinne, der bisherigen Kleinstgemeinde, muß und kann in dieser Planung ein fester und ungestörter Platz, bei Erhaltung der bisherigen Funktion, der rein landwirtschaftlich ausgerichteten Produktion, zugewiesen werden, wobei selbstverständlich die Fragen der Modernisierung und Anpassung des landwirtschaftlichen Betriebes an die fortschreitende Entwicklung der Technik und des Marktes stets zu beachten und zu fördern sind.

Auch Fragen des Fremdenverkehrs und der Erholung müssen dabei beachtet werden. Ein Teil des lippischen Raumes ist Naturpark und es laufen Bestrebungen, dem Naturpark weitere Gebietsteile zuzuführen. Deshalb wird man sich mit den Wünschen der Vilma Sturm beschäftigen müssen.

Aber wird in den anderen Orten die Nivellierung, die Angleichung des Dorfes an die Stadt, durch die Bildung der Großgemeinden nicht noch schneller vorangetrieben werden? Soll die Verstädterung des Landes nun auch noch mit Hilfe der Verwaltungsreform staatlich organisiert werden?

Die Verstädterung, die Wandlung des Dorfes zur Wohngemeinde, ist bereits durch die bisherige Entwicklung in gewissem Umfang gegeben. Die Siedlungsdichte verträgt in manchen Bezirken des ländlichen Raumes durchaus noch eine Verstärkung der Bevölkerungszahl, wenn diese Zunahme an der richtigen Stelle angesetzt wird, wenn man sie richtig konzentriert. Durch eine sinnvolle Konzentration und Ordnung kann man gerade die befürchtete „Verstädterung“ und die Zersiedlung der Landschaft von den übrigen Bereichen fernhalten. Unter Verstädterung darf sowieso nicht eine Modernisierung unserer Lebensverhältnisse auf dem Lande verstanden werden, denn die ist nicht aufzuhalten und darf nicht gebremst werden. Im Gegenteil, sie bedarf jeder Förderung. Wenn man aber unter Verstädterung die bedenkenlose und gedankenlose Übernahme großstädtischer Lebensäußerungen, sei es in den Reklame, im Wirtshausbetrieb oder ähnlichem versteht, dann sollte

man versuchen, ihr im ländlichen Bereich energisch Einhalt zu gebieten.

Was aber soll die Dorfsanierung? Für die modernen Betriebsmittel des Landwirtes sind die alten Hoflagen in der Enge der Dörfer vielfach zu klein. Dazu kommt ein überalterter Baubestand, der eine Modernisierung der Viehställe nicht mehr zuläßt. Ausschlaggebend ist aber oft der Verkehr auf den Straßen. Die Bauern sind geradezu gezwungen, auszusiedeln. Die Gestaltung der Aussiedlerhöfe in der freien Landschaft ist ein besonderes Kapitel. Wie aber will man die verlassenen Hofstellen verwenden? Hier bieten sich für die Gemeinden oft ganz ausgezeichnete Möglichkeiten, ihre Entwicklung zu fördern. Dabei sollte wertvoller Baubestand selbstverständlich erhalten bleiben.

Von Strukturverbesserung war die Rede. Eine Verwaltungsreform, die nicht auch die Fragen der Strukturverbesserung berücksichtigt, wäre sinnlos. Bisher verstand man unter Strukturverbesserung die Ansiedlung von Industrie. Damit ist es aber allein nicht getan, denn die Ansetzung von Industrie verlangt viele Voraussetzungen.

„Strukturverbesserung ist heute eine vielschichtige und umfassende Maßnahme der Regionalpolitik. Sie erstreckt sich vom Verkehrswegebau über die Versorgungseinrichtungen bis zum Ausbau des Schulwesens, der Kulturpflege, des Volksbildungswesens und der Freizeit- und Erholungsmöglichkeiten; sie soll der gewerblichen Wirtschaft Entwicklungsmöglichkeiten und Anreize zur Niederlassung geben und schließlich die Anpassungsfähigkeit der Bevölkerung an wechselnde erwerbsgesellschaftliche Bedingungen fördern.

Nur in der örtlichen Konzentration möglichst vieler Funktionen des menschlichen Lebens sind ausreichende Bedingungen für die Entfaltung des einzelnen wie auch eines Wirtschaftsunternehmens gegeben. — Je mehr Einwohner, desto mehr Berufe und Berufsmöglichkeiten, umso mehr Konfrontation des einzelnen mit der Vielfalt und damit Anpassungsfähigkeit, umso mehr Verbund auch der arbeitsteiliegen Wirtschaft und Dienstleistungen, umso größer das Angebot an Bildungsstätten, Versorgung jeder Art, umso anziehungskräftiger und leistungsfähiger der Ort.

Mit dem System der „Zentralen Orte" besteht eine Möglichkeit, den gesellschaftsbedingten Rückzug des Menschen aus der Fläche in der Region aufzufangen." (A. Kersting im „Westkurier")

Erklärtes Ziel der Verwaltungsreform ist die Großgemeinde. In ihr sollen alle Kräfte zur Erfüllung der Aufgaben gesammelt werden. Im Zentrum dieser Großgemeinden, in den Mittelpunktgemeinden (hier haben nicht nur reine Landgemeinden, sondern auch unsere lippischen Städte eine echte Chance), werden sich die Gemeinschaftseinrichtungen befinden, die ein zeitgerechtes Leben auch für den ländlichen Bereich erfordert. Die Pläne und Vorschläge sprechen u. a. von vollausgebauten Schulsystemen mit Turnhalle und Lehrschwimmbecken, von der zentralen Wasserversorgung und Abwasserbeseitigung mit Kläranlage, von der Müllabfuhr, von Freibad und Sportplätzen, von Kindergärten oder Kindertagesstätten, von Jugend- und Altenheimen, von Büchereien und Einrichtungen der Erwachsenenbildung, von Feuerwehr und Friedhof mit Leichenhalle. Man sollte in unserem Lande aber auch nicht die Gemeinschaftshäuser vergessen, die im Nachbarland Hessen dem Gemeindeleben neue Mittelpunkte und neue Impulse gegeben haben, denn „an die Stelle des passiven Kulturkonsums soll die individuelle und aktive Betätigung des einzelnen in einer sehr vielfältigen Form treten." (Winterberg)

Viele der genannten Einrichtungen sind schon in den vergangenen Jahren mit großer Opferbereitschaft und hohem Verantwortungsbewußtsein auch in den Gemeinden geschaffen worden, die jetzt in dem größeren Ganzen aufgehen sollen. Das gibt Anlaß, die neuen Ordnungsvorstellungen

nicht schematisch anzuwenden, sondern sehr behutsam vorzugehen.

Neben die Schaffung eines anziehenden Zentrums tritt die besondere Aufgabe, auch die Ortsteile mit Leben zu erfüllen. Besonders im Osten unseres Landes befinden sich bereits geschlossene Siedlungen mit echtem Eigenleben. Man würde der Aufgabe nicht gerecht und die gesteckten Zeile nicht erreichen, wenn man im Blick auf die Zentrale die übrigen Gemeindeteile vernachlässigt. Die Großgemeinden werden aus Haupt und Gliedern bestehen. Krankt das eine, leidet auch das andere. Gerade darum gilt es, auch das Detail zu pflegen. Selbstverständlich wird man differenzieren müssen. Die Zentrale kann zukünftig ganz andere Hilfen geben, als das bisher der einzelnen kleinen Gemeinde möglich war. Eine gut geleitete Großgemeinde wird die echten Chancen erkennen und eine Förderung nicht versagen.

Im Lipperland haben viele kleine Gemeinden eine eigene Volksbücherei. In der Großgemeinde wird es möglich sein, diese Büchereien in den verschiedenen Ortsteilen durch eine ständige Auswechslung der Buchbestände noch interessanter zu machen.

Das Lippische Volksbildungswerk hat die Arbeit der Erwachsenenbildung auch in den Landgemeinden stark gefördert. Es gibt bereits Schwerpunkte, von denen aus Nachbarorte mit betreut werden. Eine Großgemeinde, die nicht den Ehrgeiz besitzt, eine eigene Organisation der Erwachsenenbildung mit mehreren Nebenstellen in den Gliedern der Großgemeinde zu schaffen, hat den Umfang ihrer Aufgaben noch nicht richtig erkannt.

Die Zentrale muß bestrebt sein, Möglichkeiten zu schaffen, die bisher in diesem Bereich des ländlichen Raumes überhaupt nicht gegeben waren. Sie wird dann ganz natürlich zum Sammelpunkt für die Glieder der Großgemeinde. Sie muß attraktiv werden. Das trifft nicht nur zu für die kulturellen Belange, sondern für alle Bereiche des öffentlichen und des Geschäftslebens. Die Leitung der Großgemeinde muß die mannigfaltigsten Dinge im Auge haben. Der Erfolg wird wesentlich davon abhängen, ob es gelingt, jetzt gleich zu Beginn in den Zentren Kräfte zu sammeln, die bisher nur in den Städten zu finden waren, Kräfte, die sich in Qualität und Aktivität besonders auszeichnen und die noch den Schwung und den Idealismus besitzen, sich für eine schöne und große Aufbauarbeit mit nimmermüdem Eifer einzusetzen. Diese Kräfte sind nicht nur für die Verwaltung erforderlich. Aufgabe der Verwaltung wird es vielmehr sein, aus allen Berufssparten derartige Kräfte in die Zentren der Großgemeinden zu locken und festzuhalten. Die Zentren müssen Strahlungskraft und Anziehungskraft zugleich erhalten.

Es wäre falsch, wollten jetzt die Menschen in den Gemeinden, die in der größeren Ordnung aufgehen, und die sich bisher redlich und mit Erfolg um die Belange der Gemeinschaft, um die Entwicklung ihrer Gemeinde bemüht haben, resignieren und sich schmollend in die Ecke setzen. Gerade sie sind berufen, an dem neuen Werk mitzuarbeiten. Die Ortschaftsverfassung gibt ihnen auch in den zukünftigen Gliedern der Großgemeinden die Möglichkeit dazu. Kindergärten wird man nicht nur im Zentrum der Großgemeinde brauchen. Man wird sie auch in Zukunft in den größeren Ortschaften der Großgemeinde bauen. Das nur als Beispiel! Es kann nur sinnvoll und vernünftig sein, die Möglichkeiten der Ortschaftsverfassung voll auszuschöpfen. Der Bürger wird es zu werten wissen.

Schlußbemerkung:

Verwaltung ist immer abhängig vom Menschen. Sie wird meist als lästig empfunden, weil sie das Leben in der Gemeinschaft reglementiert und dem einzelnen immer wieder Schranken setzt. Verwaltung ist aber immer dann eine lok-

kende Aufgabe, wenn sie in besonderem Maße berufen ist, Neues zu gestalten. Hier ist eine solche Aufgabe! „Unter der Hast des Alltags machen wir uns nur selten klar, wie großartig die Zeit ist, in der wir leben." (Landzettel)

Auch für die Mitglieder des Lippischen Heimatbundes wird es darauf ankommen, sich nicht gegen die ja längst Tatsache gewordene Wandlung des Lebens auf dem Lande zu stemmen, sondern mitzuhelfen, daß diese Wandlungen richtig geleitet werden. Helfen wir mit an der Neugestaltung unseres ländlichen Raumes. Schließen wir uns zusammen zu neuen Ortsvereinen in den kommenden Großgemeinden und ihren Gliedern. Wo bisher Brauchtumspflege nicht möglich war, weil der Kreis der Interessenten zu klein war, bieten sich neue Möglichkeiten in der größeren Ordnung der Großgemeinde. Helfen wir mit, daß gutes Altes nicht in Vergessenheit gerät, daß sowohl in der Zentrale als auch in den künftigen Gliedern der Großgemeinden, den Ortschaften, Erhaltenswertes erhalten bleibt. Die Zukunft fordert auch von uns vollen Einsatz. Er wird sich lohnen. Der Erfolg hängt nur von uns ab, von uns selbst und unserem Willen, die Zukunft mitzugestalten.

Verwaltungsreform in Lippe

Überlegungen zu einem nicht nur verwaltungstechnischen Fragenkreis

Von Dr. Hans Friedrich Gorki

Die folgenden Ausführungen haben eine doppelte Aufgabe. Zunächst soll ein gedrängter Überblick über die sich bis jetzt abzeichnenden Planungen zur Neuordnung der Verwaltung im Bereich der Kreise Lemgo und Detmold gegeben werden. Der Verfasser will sich jedoch nicht auf teilnahmslos-neutrales Referieren beschränken, sondern darüber hinaus den Versuch wagen, die Vorhaben zu beurteilen. Da Beurteilung nicht von Bewertung zu trennen ist und diese nur von bestimmten Vorstellungen her erfolgen kann, ist es nicht zu umgehen, auch diese darzustellen und zu begründen. Im Vordergrund der Betrachtung steht zwar die räumliche Seite der Verwaltungsreform, doch gerät mit der Abgrenzung möglicher kommunaler Raumgebilde zugleich die Frage nach deren verwaltungstechnischer Organisationsform ins Blickfeld.

1. Bislang entwickelte Konzeptionen

Die im November 1966 bekanntgewordenen Reformvorschläge sind nicht die ersten. Der jetzigen Konzeption sind zwei andere im Kreise Lemgo vorausgegangen, dessen Verwaltung bereits früh Überlegungen darüber anstellte, auf welche Weise die kommunalen Behörden den berechtigten Ansprüchen der Bevölkerung am besten entsprechen, die damit verbundene vielfältige Arbeit möglichst rationell leisten und allen jetzt und später auf sie zukommenden Aufgaben gerecht werden könnten. Ein im Mai 1963 unter der Arbeitsbezeichnung „Variante 1" veröffentlichter Vorschlag zur Neugliederung des Kreisgebietes sah 6 Ämter mit Einwohnerzahlen zwischen 10364 (Barntrup) und 31769 (Schötmar) vor; Lemgo und Bad Salzuflen sollten amtsfrei bleiben (Karte in „Landkreis Lemgo — Landschaft, Geschichte, Wirtschaft", Oldenburg i. O. 1963). Die Diskussion über das damit angeschnittene Thema führte nicht zu anderen Varianten, sondern brach ab, da der damalige Oberkreisdirektor Dr. Günther Rabus bald sein neues Amt als Regierungspräsident in Hildesheim antrat.

Im Januar 1965 legte Oberkreisdirektor

Hellmuth Krüger die fundierte „Denkschrift über eine Verwaltungsreform im Landkreis Lemgo“ vor (Rezension: „Heimatland Lippe“ 3/1965). In deren erstem Teil erörtert Dr. Frido Wagener (Düsseldorf) Möglichkeiten zur Verbesserung der gemeindlichen Verwaltungskraft und kommt zu dem Schluß, daß die optimale Reform in der Schaffung von Großgemeinden mit Ortschaftsverfassung bestehe, daß mit dieser Lösung z. Z. aber finanzielle Nachteile verbunden seien und ihr auch große formelle Schwierigkeiten im Wege stünden und daß daher zunächst Ämter mit mindestens 5000 Einw. gebildet werden sollten. Deren Bereiche müßten von vornherein so abgegrenzt werden, daß sie später in Großgemeinden umgewandelt werden könnten. Im zweiten Teil der Denkschrift unterbreitet OKD Krüger Vorschläge für die Ämterbildung. Auch er bezeichnet Großgemeinden als letzten Endes wünschenswert, weil wirksam strukturverbessernd, hält aber die Ämterbildung für die notwendige Vorstufe: „Es gilt auch hier das Sprichwort: ‚Man soll den zweiten Schritt nicht vor dem ersten tun‘, denn die Aufgaben einer Großgemeinde sind leichter — besonders wegen der bestehenden Ausgleichsaufgaben — von einer Verwaltung zu bewältigen, die bereits diejenigen Gemeinden durch ihre Tätigkeit als Amtsverwaltung kennt, welche später in Großgemeinden zusammengefaßt werden sollen.“ Krüger kommt zu einer Konzeption, nach der die 5 Städte amtsfrei bleiben und die Landgemeinden zu 12 nicht zu großen und mithin räumlich gut überschaubaren Ämtern mit Einwohnerzahlen zwischen 4651 (Barntrup-Land) und 10429 (Schötmar-Land) zusammenzuschließen seien. Im dritten Teil der Denkschrift werden die Vorschläge für die Ämterbildung von vier führenden Beamten der Kreisverwaltung konkretisiert. — Der in der Denkschrift entwickelte Plan, dessen die Bereichsabgrenzung betreffende kleine Schwächen sich leicht hätten korrigieren lassen, stieß auf weitgehende Ablehnung. Der Vorstand des Kreisgemeindetages Lemgo z. B. bejahte eine Verwaltungsreform nur „bis zu einem gewissen Grade“, bezeichnete Ämter nach der Art der vorgeschlagenen als zu groß, betonte, Gemeinden mit 1500 bis 2000 Einw. könnten durchaus eine gut geführte Gemeindeverwaltung einrichten und finanziell tragen, und erklärte Zweckverbände und Verwaltungsgemeinschaften als Schritte auf dem Wege zur Verwaltungsreform. Der Vorsitzende des Kreisgemeindetags, Landrat Fritz Winter (Silixen), warnte vor einer Verwaltungsreform gegen den Willen der Gemeinden sowie vor übereilten Beschlüssen. — Bald wurde es still um den Plan vom Januar 1965.

Angesichts des starken Widerstandes gegen diesen Vorschlag, der im Organisatorichen auf verhältnismäßig behutsames Vorgehen angelegt war, ist es erstaunlich, daß dem neuen Plan der Kreisverwaltung ein anderes Schicksal beschieden zu sein scheint, obgleich er eine ungleich umfassendere Neuordnung vorsieht. Im November 1966 wurde er im Schloß Brake auf einer Pressekonferenz bekanntgegeben und von Landrat Winter als „eines der größten Reformwerke für Lippe“ gepriesen. Der Landrat gab bekannt, „daß die drei Kreisags-Fraktionsvorsitzenden und deren Stellvertreter in einer interfraktionellen Besprechung die von der Kreisverwaltung ausgearbeitete Konzeption in ihrer Gesamtheit befürwortet haben; daß der Kreisausschuß in seiner Sondersitzung . . . . . keine wesentlichen Bedenken geltend gemacht und OKD Krüger auf Anforderung der Landesregierung in Düsseldorf seine Vorschläge für die Verwaltungsreform dem Innenministerium . . . übersandt hat“ (Lippische Rundschau, 19. November 1966). Diese Verlautbarung läßt ebenso wie die seither erfolgten Schritte erkennen, daß die Verwirklichung des neuen Plans forciert werden soll. Es ist vorgesehen, den Kreis unter Einbeziehung der Städte in 11 Großgemeinden zu gliedern, deren Einwohner-

zahl zwischen 7603 (Dörentrup) und 28 365 (Lemgo) schwankt und nur in drei Fällen unter 10 000 liegt (Abb. 1, Heftmitte). Die Begründung dieser Vorstellung erfolgt in einer neuen Denkschrift, deren Teil I der Tatsache Rechnung tragen wird, „daß nicht nur das Gebiet einer Gemeinde, einer Großgemeinde, sondern auch das eines Kreises usw. auf den Nachbarraum übergreift"; diesem Teil ist „auch eine Beschreibung des Landkreises im Gefüge des Ganzen vorbehalten." „Darüber hinaus wird es die Aufgabe des Teils I sein, die allgemeinen Vorteile der Planungshoheit in einem größeren Raum aufzuzeigen und ein Leitbild einer Großgemeinde zu entwickeln, das mit den Gegebenheiten des Landkreises vereinbar ist." Leider ist dieser grundlegende Teil I noch nicht vorhanden. Was vorliegt, das sind Abteilungen des Teils II „Struktur der Großgemeinden und ihre Entwicklungsplanung", aus deren Vorwort die Vorschau auf den Teil I hier zitiert wird. Bis dieser erarbeitet sein wird, muß man hinsichtlich der allgemeinen und grundsätzlichen Gesichtspunkte für die angestrebte Reform sich wohl an die beiden ersten Teile (A und B) der Denkschrift von 1965 halten. Die bislang vorliegenden Abteilungen des Teils II gelten jeweils einer der projektierten Großgemeinden und bieten über deren Bereiche ein umfangreiches Material in gut aufgearbeiteter Form dar: allgemeine Charakterisierung des Gemeindegebiets; historische Gegebenheiten; Kultur; Ordnungs-, Sozialwesen und Versorgung; bauliche Gesichtspunkte; Wirtschaft; Verkehr; Verwaltung; Zusammenfassung (Schlußfolgerungen und einzuleitende Maßnahmen und Planungsvorhaben nach dem Zusammenschluß). Die neue Gliederungskonzeption hat mit den beiden vorangegangenen gemeinsam, daß sie auf die konsequente Anwendung einheitlicher Grundsätze für das gesamte Kreisgebiet abgestellt ist.

Völlig anders sieht der im November 1966 dem Detmolder Kreistag vorgelegte, zunächst als Gesprächsgrundlage bezeichnete Neugliederungsplan aus, der vom Verwaltungs-Organisations-Ausschuß des Kreistags erarbeitet worden ist. Unter Verzicht auf die sofortige Durchsetzung eines einzigen Prinzips sind hier einstweilen Ämter und Großgemeinden neben der unveränderten Beibehaltung bestehender einwohnerstarker Gemeinden vorgesehen (Abb. 1). Allerdings wurde vom Ausschußvorsitzenden Wegener festgestellt, der Ausschuß bekenne sich zur Bildung von Großgemeinden als der optimalen Lösung, und auch Oberkreisdirektor Hilmar Lotz hat in einem an die betroffenen Gemeinden gerichteten Schreiben betont, als eigentliches Ziel der Neugliederung seien Großgemeinden auzustreben („Freie Presse" vom 29. und 30. Dez. 1966). Die Einwohnerzahl der außer dem vorhandenen Amt Detmold-Land geplanten 3 neuen Ämter liegt zwischen 3330 (Großenmarpe) und 8033 (Horn). Größer sind die Unterschiede zwischen den 9 Großgemeinden; die Spannweite reicht von 2880 (Heiden) bis 11 078 (Blomberg). Für Detmold, Lage, Augustdorf, Heidenoldendorf und Hiddesen sind Veränderungen nicht in Aussicht genommen. Dieser Plan weist teils Übereinstimmung mit, teils Abweichung von dem Gliederungsvorschlag auf, der das Ergebnis eines im Februar 1966 von Kreisoberbaurat Rolf Pöschel (Höxter) erstatteten Gutachtens zur Verwaltungsreform im Kreise Detmold ist. Auch Pöschel schlägt das Nebeneinander von Ämtern und amtsfreien Gemeinden vor, die hinsichtlich ihrer Größenordnung erheblich voneinander differieren, doch sieht er weniger Großgemeinden und dementsprechend 8 neue Ämter vor. Ein weiterer Unterschied besteht darin, daß er die beiden innerhalb enger Gemarkungsgrenzen eingezwängten Städte vergrößern möchte; Detmold um Jerxen-Orbke und Hakedahl, Lage um Hardissen. Auch Pöschel scheint als letztes Ziel die Großgemeindebildung befürworten zu wollen, indessen lehnt er ein dogmatisches

Vorgehen ab und stellt fest: „Die Amtsverwaltung . . . ist da angebracht, wo die Neigung zur Vereinfachung in der Großgemeinde nicht oder noch nicht besteht. Sie als Übergangsform zu bezeichnen wäre jedoch schon tendenziös. Sie hat durchaus praktikable Eigenschaften, die mit der Delegierung von Aufgaben, Bildung von Planungsverbänden beispielsweise, noch gekräftigt werden können." Er ist um eine zwischen den auseinandergehenden Interessen vermittelnde Kompromißlösung bemüht und kommt so zur Konstruktion von Raumgebilden, deren Qualität er selbst als „unterschiedlich und oft verbesserungsbedürftig, immer jedoch verbesserungsfähig" bezeichnet, ein Urteil, das uneingeschränkt auch für die vom Verwaltungs-Organisations-Ausschuß geplanten räumlichen Einheiten gelten muß.

Da zumindest theoretisch Einigkeit darüber herrscht, daß die unterhalb der Kreisebene zu erstrebenden Verwaltungseinheiten den Versorgungsbereichen von Orten mit zentralen Funktionen zumindest der unteren Stufe entsprechen sollen, liegt es nahe, die beiden Konzeptionen mit der Vorstellung der Landesregierung zu vergleichen. Sie zeichnet sich in der kartographischen Darstellung des Landesentwicklungsplans I ab (Abb. 1). Diese ist als Anlage dem jüngst im Druck erschienenen Gutachten „Die Neugliederung der Gemeinden in den ländlichen Zonen des Landes Nordrhein-Westfalen" — im folgenden kurz als „Landesgutachten" zitiert — beigegeben, das von einer durch die Landesregierung eingesetzten zwölfköpfigen Sachverständigenkommission im November 1966 vorgelegt wurde. Zwar ist der Plan nicht so detailliert, daß er die vorgesehenen kleinsten kommunalen Einheiten gegeneinander abgrenzt, doch werden diese insofern sichtbar, als ihre Mittelpunkte ausnahmslos kenntlich gemacht sind. Für beide Kreise bezeichnet der Landesentwicklungsplan je 9 Gemeindemittelpunkte, wenn wir — was in diesem Fall zulässig zu sein scheint — das städtische Verflechtungsgebiet Detmolds als gemeindliche Einheit auffassen. Dem stehen im Kreise Lemgo 11 projektierte Großgemeinden gegenüber, im Kreise Detmold hingegen 18 geplante Verwaltungseinheiten. Das bedeutet, daß man sich z. Z. im Braker Schloß hinsichtlich der regionalen Gliederungsabsichten in erheblich größerer Übereinstimmung mit den Düsseldorfer Planungsvorstellungen befindet als in Detmold. Das gleiche gilt in bezug auf die Verwaltungsorganisation, denn das Landesgutachten kennt unterhalb der Kreisverwaltung ausschließlich Gemeinden.

2. Organisatorische Form der Neugliederung

Wie die vorangehende Darstellung erkennen läßt, ist die Neuordnung nicht nur eine Frage der räumlichen Gliederung, sondern zugleich eine solche der Verwaltungsorganisation. Man darf von der Tatsache ausgehen, daß sich aus der ehemaligen Ordnungs- oder Eingriffsverwaltung eine moderne Leistungsverwaltung entwickelt hat und daß dabei kleinere, auf sich allein gestellte Gemeinden insofern benachteiligt sind, als es ihnen schwerfällt, z. T. auch unmöglich ist, ihren Bürgern einen den städtischen Verhältnissen wertgleichen Lebensstandard zu sichern, und man wird demzufolge die Schaffung leistungskräftiger, auf entwicklungsfähige Zentren orientierter kommunaler Raumgebilde in den Kreisen bejahen müssen. Damit erhebt sich die Frage: Großgemeinden oder Ämter? „Großgemeinde" ist eigentlich nur ein Arbeitsbegriff zur Bezeichnung einer Gemeinde, die aus dem Zusammenschluß kleinerer, ihre Selbständigkeit aufgebender Gemeinden entsteht und die auf Grund von Einwohnerzahl und Finanzkraft eine fachlich geschulte Verwaltung sowie für einen zentralörtlichen Bereich unterer Ordnung jene Ordnungs-, Gestaltungs- und Versorgungsleistungen tragen kann, wie sie heute von der weitgehend urbanisierten,

d. h. in ihrer Lebenshaltung am städtischen Vorbild orientierten Bevölkerung als selbstverständlich erwartet werden. Bei einem Amt handelt es sich um einen in Westfalen und im Rheinland bewährten Gemeindeverband, der als Träger der öffentlichen Verwaltung — ebenfalls mit geschulten Kräften — die den Gemeinden übertragenen Auftrags- und Pflichtaufgaben erfüllt und mit Einwilligung der Gemeinden zusätzlich Aufgaben der eigentlichen gemeindlichen Selbstverwaltung übernehmen kann.

Die Frage nach der Verwaltungsorganisation für die zu schaffenden funktionsgerechten kommunalen Einheiten wird im Landesgutachten eindeutig zugunsten der Großgemeinde beantwortet. Für diese Entscheidung ist die Vorstellung maßgeblich, daß eine Gemeinde nicht nur mit einer hauptberuflichen, spezialisierten Verwaltung alle Selbstverwaltungsangelegenheiten der örtlichen Ebene erfüllen, sondern nach Einwohnerzahl und Gebiet auch in der Lage sein soll, „in eigener Trägerschaft oder durch andere, im örtlichen Bereich tätige Institutionen folgende Grundausstattung bereitzuhalten: vollausgebaute Volksschule mit Lehrschwimmbekken und Turnhalle, Wasserversorgung, Kanalisation und Kläranlage, Müllabfuhr, Bücherei, Sportplatz, Freibad, Kindergarten, Kinderhort, Kinderspielplätze, Jugendheim, Gemeindepflegestation, Altenheim, Feuerwehr, Friedhof mit Leichenhalle, Verwaltungsgebäude.“ Eine solche Gemeinde — im Landesgutachten als „Grundtyp A“ bezeichnet — soll in der Regel mindestens 8000 Einw. haben, bei ungünstigen Bedingungen könne die Einwohnerzahl geringer sein, solle aber die Zahl 5000 nicht unterschreiten. „Die Fläche soll so bemessen sein, daß alle Einwohner die kommunalen Einrichtungen von der Wohnung aus unter Benutzung öffentlicher Verkehrsmittel in höchstens einer halben Stunde erreichen können.“ Dazu heißt es an anderer Stelle des Gutachtens: „Wenn man hierfür z. B. eine äußerste Entfernung von 7 km zugrunde legt, so entspricht das — wenn das Gebiet der Gemeinde in sich abgerundet ist — einer Fläche von etwa 150 qkm.“ Neben diesem Normaltyp der Landgemeinde sieht das Gutachten Gemeinden vor, die über die Grundausstattung hinaus Einrichtungen höherer Art für ihr Gebiet und für einen aus mehreren Verwaltungseinheiten des Typs A bestehenden überörtlichen Versorgungsbereich bereitstellen, „zum Beispiel: Gymnasium (zweizügig), Realschule (zweizügig), Sonderschule, Hallenbad, Schlachthof, größeren Raum für kulturelle und andere Veranstaltungen.“ Eine Gemeinde dieses Typs — „Grundtyp B“ genannt — muß eine wesentlich höhere Einwohnerzahl haben als Gemeinden des Typs A; denn sie „soll in der Lage sein, aus eigenen Einnahmen oder durch Zuweisungen des Landes ihre Verpflichtungen gegenüber dem Versorgungsbereich ohne Inanspruchnahme der Nachbargemeinden zu erfüllen. Der Bereich, für den die Gemeinde des Typs B zentrale Aufgaben erfüllt, muß mindestens 30000 Einw. umfassen.“

Das Leitbild ist also eine Gemeinde, die sich räumlich mit einem Versorgungsbereich deckt und für diesen wenigstens eine Grundversorgung erfüllt. Der Konstruktion dieses Leitbildes hat man einen der funktionalen Siedlungsgeographie seit Jahrzehnten gut bekannten Sachverhalt in simplifizierter Form zugrunde gelegt, die Tatsache nämlich, daß der Lebensraum jeder arbeitsteiligen Gesellschaft ein vielgliedriges Gefüge ist, dessen Ordnung durch ein mehrstufiges System zentraler Orte bewirkt wird. Neu ist nur die im Landesgutachten vertretene Auffassung, einem zentralörtlichen Bereich der untersten Stufe müsse unbedingt eine Gemeinde entsprechen und die förderative Vereinigung der bisherigen Gemeinden sei als in sachlicher Hinsicht ungenügend abzulehnen.

Dabei wird folgendermaßen argumentiert. Es komme auf Einheitlichkeit der Verwaltung an, und die sei durch die Ämter ohne verfassungsrechtliche Änderung nicht gewährleistet. Zwar sei es wohl möglich, die Angelegenheiten der örtlichen, d. h. der gemeindlichen Verwaltung durch gesetzliche Übertragung auf Gemeindeverbände, also auf Ämter, zu beschränken, doch werde dabei leicht der verfassungsrechtlich geschützte Kernbereich der gemeindlichen Selbstverwaltung betroffen und somit „der Bestand der amtsangehörigen Gemeinde als Gemeinde im Sinne der geltenden Kommunalverfassung in Frage gestellt." Wenn auch „der politische Gestaltungswille in kleineren Gemeinden durchaus hoch" einzuschätzen sei und durch gemeindliche Zusammenlegung „leicht verloren gehen" könne und „auch geschichtliche und traditionelle Bindungen nicht vernachlässigt werden" sollten — diesen beiden Gesichtspunkten gelten auf 34 Textseiten ganze 4½ Zeilen! —, so sei doch der Zusammenschluß zu großen Gemeinden zu befürworten. „Sachliche Einwände gegen einen Zusammenschluß zur Einheitsgemeinde" sowie die „möglichst aktive Mitwirkung der Bürger an der Selbstverwaltung und eine abgewogene Berücksichtigung aller Gemeindeteile" könnten die Konzeption einer „Gemeinde mit Ortschaftsverfassung" nahelegen. Der Sinn dieser Lösung ist es, „Angelegenheiten der Gemeinde, deren Bedeutung sich auf einen Teil der Gemeinde — die Ortschaft — beschränkt, ortsnah durch allein für die Ortschaft zuständige Stellen erledigen zu lassen." Damit dieser Weg beschritten werden könne, sei das Verfahren für eine gemeindliche Gebietsänderung zu „vereinfachen"; nicht mehr „dringende Gründe des übergemeindlichen örtlichen Interesses", sondern nur noch die einfacher zu handhabenden „Gründe des öffentlichen Wohles" sollten durch eine Änderung der Gemeindeordnung als ausreichend erachtet werden, das Gebiet einer Gemeinde zu ändern.

So weit die Ansicht der von der Landesregierung eingesetzten Sachverständigenkommission. Ihr steht die Auffassung von Persönlichkeiten gegenüber, die — ebenfalls sachverständig — Ämter und damit die Erhaltung verhältnismäßig kleinräumiger Gemeinden befürworten. Bemerkenswert sind die Gedanken, die Staatssekretär a. D. Loschelder über das Thema „Neuordnung der Verwaltung" in einer Feierstunde aus Anlaß des 150jährigen Bestehens des Kreises Paderborn geäußert hat. Der Vortragende ist von der Notwendigkeit einer Verwaltungsreform überzeugt, betont aber, daß die Verwaltung, wenn sie ihre Grundaufgabe in erster Linie im Dienst der Sicherung allgemeiner und individueller Bedürfnisse des Bürgers finden werde, unbeschadet der Erfüllung planerischer Aufgaben den örtlichen Verhältnissen nahe bleiben müsse und kein seelenloser Apparat in weiter Ferne werden dürfe. „Verwaltung, vorab örtliche Verwaltung, ist ... eine der wichtigsten Klammern zum Staate, deren Gestaltung für Staatsbejahung oder für Staatsverdrossenheit mitentscheidend ist." Es solle nicht vergessen werden, „daß Verwaltung in der Form der Selbstverwaltung gerade in den kleineren, gewiß nicht mehr in den kleinsten, Gemeinden fruchtbaren Boden findet, und wir sollten uns gerade in einer Zeit der Massengesellschaft, die fast alles von oben erwartet, hüten, Oasen der Eigenverantwortung auszutrocknen, wo sie noch lebensfähig sind." Loschelder warnt vor einer Schematisierung der Neuordnung und weist darauf hin, daß bei der Verwirklichung von Leitvorstellungen die geographischen und strukturellen Verschiedenheiten in den einzelnen Teilen des Landes zu berücksichtigen seien. Er verschließt sich nicht der Einsicht, daß in vielen Fällen gemeindliche Zusammenschlüsse sachlich geboten sind, doch stellt er heraus, es sei nicht damit getan, Gebiete abzugrenzen und alles, was darin liegt, zur Gemeinde zu erklären. „Mag auch die Mobilität un-

seres Lebens Grenzen . . . stark abbauen, natürliche Bindungen, wie sie auch heute noch in unseren kleineren und mittleren Gemeinden bestehen, sind nicht beliebig manipulierbar." Zur Lösung der ländlichen Verwaltungsprobleme empfiehlt er einen zeitgemäßen und modernen Ausbau der bewährten Amtsverfassung. („Eildienst Landkreistag NRW", Nr. 20, Düsseldorf, 2. Nov. 1966)

In seinem Aufsatz „Die Verwaltungsreform und die bürgerliche Mitwirkung in der Selbstverwaltung" (auszugsweise abgedruckt in Heft 6/1966 der Zeitschrift für die kommunale Selbstverwaltung in Nordrhein-Westfalen „Der Gemeinderat") legt Prof. Dr. Ulrich Scheuner (Bonn) ausführlich dar, daß bei jeder Neugestaltung im Bereich der ländlichen Gemeindeverwaltung den grundlegenden Prinzipien der Selbstverwaltung ein gleiches Gewicht zukommen müsse wie den verwaltungstechnischen und organisatorischen Merkmalen. „Man sollte daher in den ländlichen Gemeinden dort, wo ein Bewußtsein der nachbarlichen Nähe und eine Bereitschaft zur Verantwortung im anschaulichen örtlichen Lebenskreis noch erhalten ist, diese Kräfte der bürgerschaftlichen Mitwirkung erhalten und einzubauen trachten. Es wird sorgsam zu überlegen sein, ob nicht eine rein vom verwaltungstechnischen Denken her vorgeschlagene Konstruktion von Großgemeinden die bürgerschaftliche Vertretung und Teilnahme zu sehr zurückdrängt zugunsten organisatorisch einfacherer Lösungen." — In diesem Zusammenhang verdient eine Feststellung des Vorsitzenden des niedersächsischen Gemeindetags MdL Helmut Grube (Warstade) Erwähnung. Dieses Mitglied der Sachverständigenkommission für eine Verbesserung der Verwaltungsstruktur des Landes Niedersachsen erklärt Amt und Großgemeinde als „absolut gleichwertig" in bezug auf die Verbesserung der Verwaltungskraft („Der Gemeinderat" 21/1966).

Schließlich darf noch darauf hingewiesen werden, daß in Schleswig-Holstein 1952 die Ämter eingeführt und in ihrer Verwaltungskraft 1966 durch Erhöhung der Mindesteinwohnerzahl und Erweiterung der Aufgabenzuständigkeit gestärkt worden sind. Bei Einbringung des Entwurfs zur Änderung der Amtsordnung erklärte Innenminister Dr. Schlegelberger, man komme nicht viel weiter bei der Vertiefung der Frage, welche Form besser sei: der Zusammenschluß mehrerer Gemeinden zu einem großen, organisatorisch einheitlichen Gebilde oder ein Amt unter Aufrechterhaltung der politischen Selbständigkeit der einzelnen Gemeinden mit breiter gestreutem bürgerschaftlichen Engagement. Solange in einer Gemeinde echter politischer Gestaltungswille vorhanden sei, wiege das schwerer als die Vorteile der organisatorischen Einheit („Der Gemeinderat" 19/1966).

Es stehen einander also zwei Auffassungen gegenüber: Eine starre — verkörpert im Landesgutachten, aber nicht nur dort —, die ausschließlich die Bildung von Großgemeinden für richtig erklärt und diese mit zentralörtlichen Nahversorgungsbereichen zur Deckung bringen will, und eine elastische, die weit davon entfernt ist, Großgemeinden in Bausch und Bogen abzulehnen, es aber für sinnvoll hält, nach Möglichkeit den Wert echter örtlicher Selbstverwaltung mit starker bürgerschaftlicher Beteiligung zu erhalten und durch die Amtsverfassung mit den Vorteilen funktionsgerechter, leistungsfähiger, auf ein Zentrum ausgerichteter größerer Räume zu verknüpfen. In diesem vermittelnden Sinne äußert sich auch Dr. Friedrich Constans Seifarth (Bonn) im Organ des Deutschen Landkreistags „Der Landkreis" (November 1966). Ihm schwebt ein einheitliches Prinzip vor, „einerseits die gegliederte Großgemeinde mit Ortsverfassung für die Bereiche engerer Verflechtung, andererseits die Zusammenfassung von Gemeinden zu leistungsfähigen Verwaltungsgemeinschaften in einer verbesserten Form der uns bekannten Amtsverfassung".

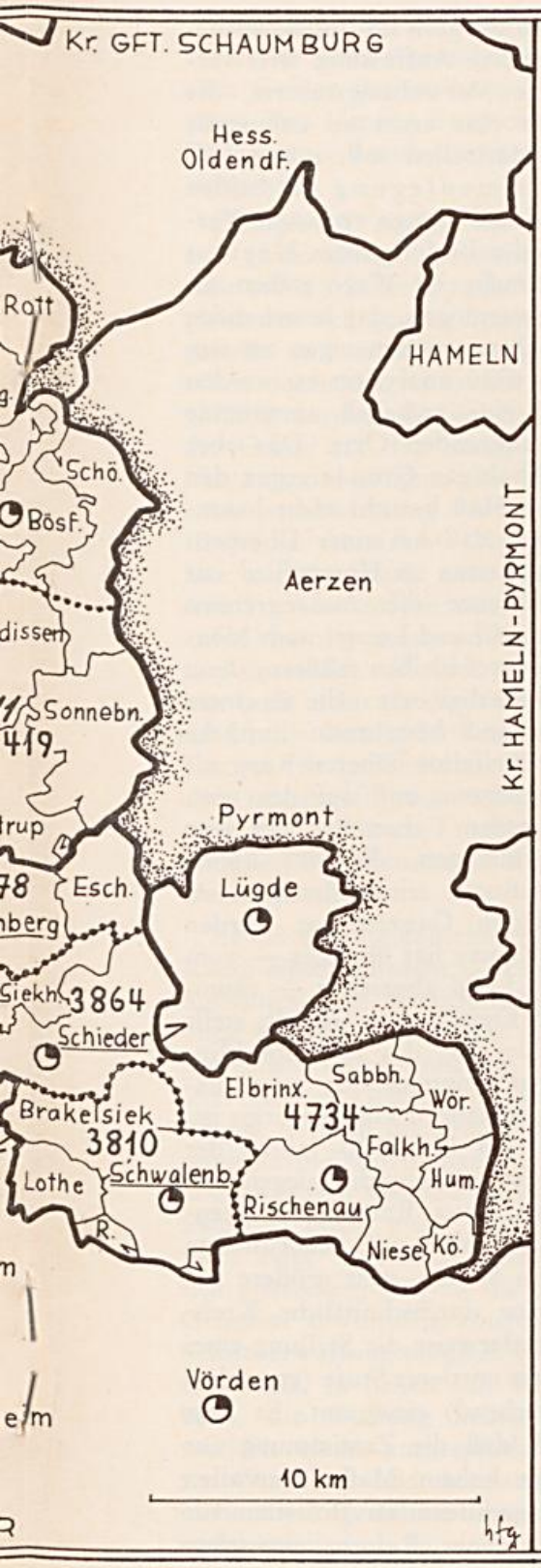
— Es ist der Einwand denkbar, von einer Gemeinde, welche die eigene Schule verlieren und nun auch wichtige Kompetenzen — vor allem die Bauleitplanung — auf das Amt übertragen soll, zu einer Ortschaft, der ein „Ortsgemeinderat" mit sehr begrenzter Zuständigkeit und ein „Ortsvorsteher" zur „Erledigung bestimmter Geschäfte der laufenden Verwaltung" (lt. Landesgutachten) zugestanden wird, sei nur ein kleiner Schritt. Vielleicht ist dieser Schritt wirklich nicht groß, aber er ist entscheidend. Ob er gegangen werden muß, dafür dürfte nicht die als allgemeingültig hingestellte Modellvorstellung eines perfekten und maximal wirkungsvollen Verwaltungsablaufs maßgeblich sein, sondern das Erfordernis des konkreten Raumes, um dessen Verwaltungsgliederung es sich handelt. Hinsichtlich dieses Erfordernisses können Unterschiede in Bereichen von der Größe eines Landkreises durchaus vorhanden sein, und in den beiden lippischen Kreisen bestehen derartige Unterschiede.

3. Raumgerechte Verwaltungsreform für Lippe

Unsere Gedanken haben bislang nur der Reform der gemeindlichen Verwaltung gegolten; denn die in den Kreisverwaltungen entwickelten Vorstellungen betreffen zuständigkeitsgemäß lediglich die untere kommunale Ebene, und das Landesgutachten hat ausschließlich die Gemeinden in den ländlichen Zonen zum Gegenstand. Indes ist der an die Sachverständigenkommission gerichtete Auftrag umfassend, betrifft alle Ebenen der Verwaltung und kann dementsprechend nicht anders als abschnittsweise bewältigt werden. Mithin hat sich die Kommission zunächst mit der ersten und umfangreichsten der zehn ihr gestellten Fragen beschäftigt: „Entspricht die heutige räumliche Gliederung der Gemeinden und Landkreise den Erfordernissen einer modernen Verwaltung, insbesondere unter Berücksichtigung der Siedlungs-, Wirtschafts- und Verkehrsentwicklung? In welchem Umfang müssen die Grenzen von Gemeinden und Landkreisen geändert und Gemeinden und Landkreise zusammengelegt werden? Sind nach einer solchen Neuordnung noch Ämter erforderlich und, wenn ja, wie sind die Ämter hiernach im einzelnen zu gliedern?" Diese Formulierung läßt erkennen, daß dem Auftraggeber — der Landesregierung — vorschwebte, die Kommunalverwaltung solle als ein Ganzes gesehen und behandelt werden. Demgegenüber hat die Kommission die erste Frage durch Zurückstellen des Auftragsbestandteils „und Landkreise" einstweilen nur zur Hälfte bearbeitet. Sie äußert sich dazu im einleitenden Abschnitt „Zur Arbeitsmethode der Kommission" mit bemerkenswerter Kürze: „Die kommunale und staatliche Neugliederung kann sich nur von unten nach oben vollziehen. Am Anfang muß die gebietliche Gliederung der Gemeinden im Lande Nordrhein-Westfalen geprüft und mit ihrer Neuordnung, soweit erforderlich, begonnen werden." Auch findet sie eine neue Formulierung für den ersten Teil ihrer Arbeit: „Neugliederung der Gemeinden in den ländlichen Zonen". Wenn auch nicht bestritten werden soll, daß eine Reform der Gemeindeverwaltung vordringlicher ist als eine solche der übergeordneten Raumgebilde, so sind die Zusammenhänge im Bereich der Kommunalverwaltung doch recht eng, und es darf daher als ein Mangel empfunden werden, daß der vorliegende Teil des Landesgutachtens nicht wenigstens in einen Ausblick auf die Folgen mündet, die sich mit einiger Wahrscheinlichkeit bei Durchführung der vorgeschlagenen gemeindlichen Neuordnung für die Raumgestalt der Kreise ergeben müssen. Denn da die Gemeinden des Typs A zentralörtliche Bereiche der unteren Stufe umfassen sollen, solche aber — soweit es sich um Funktionen der freien, d. h. der nicht behördlichen Zentralität handelt — nicht selten von Kreisgrenzen geschnitten werden, wären diese streckenweise zu ändern, sofern man den


Löhne
Bad Oeynhsn.
Kr. MINDEN
RINTELN
Kr. HERFORD
Vlotho
Erder
Varenh.
St.
Kalldf.
Langenh.
Bent.
13443
Heidelb.
Si.
Kü.
Br.
Rott
Hohenh.
West.
Al.
Laßb.
Asend.
Mbg.
Göst.
Nalh.
Brosen
Lüdh.
Bav.
Henst.
10
11900
Bös
Lüerdis.
Schw.
Asm.
Hill.
7
7603
Alverdisser
Humf.
LEMGO
6
28365
Bra.
Voßh.
Wendlh.
Beg.
11
8419
Somm.
Barntrup
Aldo.
3330
Grma.
Sb.
Da.
Bark.
Klma.
Cap.
M-W.
Istrup
11078
Blomberg
Mos.
Brü.
Wel.
Siebh.
Siekh
Herr.
Ma.
Bo.
Ti.
Reel.
Wöb.
Belle
Billerb.
Lot
Steinheim
Niehe/m
Gv.
Bbg.
Hee.
Ltal.
Va.
Horn
8033
H-E.
Fr.
Blb.
Hodf.
Sch.
Bad Meinbg.
5415
Schmk.
Hlk.
Sp-E.
L.-M.
11418
R.
O-S.
N-S.
V.
Hak.
Dt-Land
De.
Bra.
Oe-B.
N.
Nh.
J-O.
Piv.
VL VH
Heidf.
DT.
5800
Hidd.
5066
Falkenbg.
6290
Aug.
6201
Stukenbr.
WDBR.
Schl.Ho.
Kr.
Hövelhof
Oesth.-Haustb.
Kohlst.
6211
Schlangen
Übungsplatz
Truppen-
Kr. PADERBORN
Bad Lippspringe
Kr. HÖXTER
Lr.
12579
Oerl.
Help.
Bil.
6095
Havergau
Hörste
Müss.
Ka.
Ase.
Kr. BIELE-FELD
Be.
2
9268
Gre.
Ohr.
Wis.
Eh.
Heiden
He.
La.
Heß.
Tr.
2880
Be.
Wa.
Wie.
7974
9
Po.
Lage-Land
Wa.
Hg.
Har.
7758
Hö.
Schu.
L.-Kr.
Nh.
Bh.
Holzh.
Gr.-Hö.
Lie.
Pp.
Lee.
E.
Re.
16433
4
Wü.-Be.
10117
3
Lock.
We.-As.
Sch.
Eh.-Br.
Brü.
Ma.
O.
1
Bi.-A.
Bad Szfl.
19681
5
Wü.
Wels.-torf.
Talle
1

Abb. 1



Vorstellungen über eine VERWALTUNGSREFORM in Lippe

Jetzt gültige Grenzen

- Land
- Kreis
- Gemeinde* (in Lippe)

Kreisplanung

- Großgemeinde
- Amt (Detmold-Ld. besteht bereits)
- Zahl — Einw. der Großgemeinde bzw. des Amtes**
- *Zahl* — Einstweilige Kenn-Nummer der Großgde. (Kr. Lemgo)
- *Name* bzw. Unterstreichung — Bezeichng. einer Großgde. oder eines Amtes (Kr. Detmold)

Nach: „Lipp. Rundsch." v. 19. XI. 1966 (Lemgo) und „Freie Presse" v. 28. XI. 1966 (Detmold)

Landesplanung (NRW)

Zustand:
- Ballungskern
- Ballungsrandzone
- Ländliche Zone
- Städt. Verflechtungsgebiete mit mehr als 50000 Einw.

Zustand bzw. Planung:
- Gemeinden mit zentralörtl. Bedeutung für einen Versorgungsbereich von
  - 20 000 - 50 000 Einw.
  - 10 000 - 20 000 "
  - 5 000 - 10 000 "

Nach: Landesentw.-plan I v. 28. XI. 1966

* Das Ergebnis der noch nicht beendeten Eingliederung der bisher gemeindefr. Forstamtsbezirke ist berücksichtigt

** Detmold 29 383, Lage 13 323, Heidenoldendorf 5044

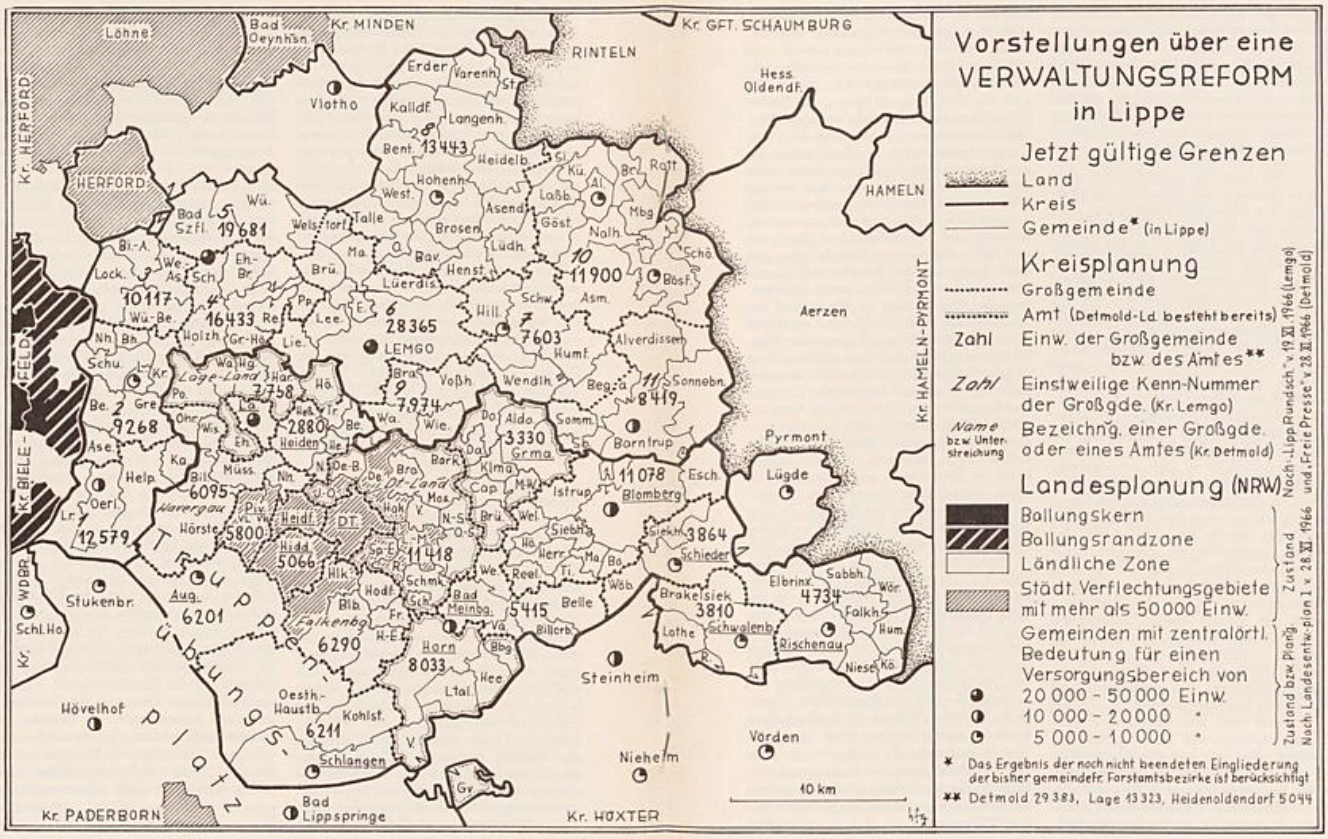

Vorstellungen über eine VERWALTUNGSREFORM in Lippe
Jetzt gültige Grenzen
Land
Kreis
Gemeinde* (in Lippe)
Kreisplanung
Großgemeinde
Amt (Detmold-Ld. besteht bereits)
Zahl Einw. der Großgemeinde bzw. des Amtes**
Zahl Einstweilige Kenn-Nummer der Großgde. (Kr. Lemgo)
Name bzw. Unterstreichung Bezeichng. einer Großgde. oder eines Amtes (Kr. Detmold)
Landesplanung (NRW)
Ballungskern
Ballungsrandzone
Ländliche Zone
Städt. Verflechtungsgebiete mit mehr als 50000 Einw.
Gemeinden mit zentralörtl. Bedeutung für einen Versorgungsbereich von
20 000 - 50 000 Einw.
10 000 - 20 000 "
5 000 - 10 000 "
Zustand
Zustand bzw. Plang
Noch: Lippe Rundsch. v. 19. XII. 1966 (Lemgo) und: Freie Presse v. 28. XII. 1966 (Detmold)
Nach: Landesentw.-plan I v. 28. XII. 1966
* Das Ergebnis der noch nicht beendeten Eingliederung der bisher gemeindefr. Forstamtsbezirke ist berücksichtigt
** Detmold 29383, Lage 13323, Heidenoldendorf 5044
Kr. MINDEN
Kr. GFT. SCHAUMBURG
Kr. HERFORD
Kr. BIELEFELD
Kr. WDBR.
Kr. PADERBORN
Kr. HÖXTER
Kr. HAMELN-PYRMONT
RINTELN
HAMELN
Hess. Oldendf.
Aerzen
Pyrmont
Lügde
Bad Oeynhsn.
Löhne
Vlotho
HERFORD
Bad Szfl.
LEMGO
Lage-Land
Barntrup
Blomberg
Schieder
Brakelsiek
Lothe
Schwalenb.
Rischenau
Steinheim
Vörden
Niehelm
Stukenbr.
Schl.Ho.
Hövelhof
Bad Lippspringe
Truppenübungsplatz
Falkenbg.
Hörster
Harrergau
Heidf.
DT
Hidd.
Aug.
Oesth.-Haustb.
Kohlst.
Schlangen
Horn
Meinbg.
Belle
Billerb.
Siekh.
Istrup
Grma.
Aldo.
Wendlh.
Voßh.
Hill.
Asend.
Brosen
Hohenh.
Kalldf.
Erder
Varenh.
Bent.
Talle
Lüerdis.
Henst.
Schw.
Asm.
Humf.
Alverdissen
Sonnebn.
Bösf.
Schö.
Ratt
Mbg.
Nalh.
Göst.
Laßb.
Heidelb.
Ludh.
Bav.
Brü.
Ma.
Wü.
Lock.
Bi.-A.
Wü-Be.
Holzh.
Gr-Hö.
Lie.
Lee.
Pp.
Eh-Br.
Sch.
Schu.
Nh.
Bh.
Be.
Gre.
Ase.
Help.
Oerl.
Lr.
Ohe.
Wis.
Eh.
Heiden
Ka.
Bill.
Muss.
Nn.
De-B.
Bra.
Bark.
Kima.
Cap.
Mek.
Mos.
Hok.
Brü.
Wel.
Siebnh.
Herr.
Ha.
Ma.
Bo.
Wbb.
Reel.
Fi.
We.
Schmk.
Hlk.
Blb.
Hodf.
Sch.
Fr.
H-E.
Va.
Bbg.
Hee.
Ltal.
Gr.
Sp-E.
Ir.
Wa.
Wie.
Do.
Da.
Be.
Ha.
Lü.
Po.
Pw.
Vl.
Hö.
Ba.
Ne.
Ni.
U-O.
O-S.
N-S.
Elbrinx.
Sabbh.
Wör.
Falkh.
Hum.
Niese.
Kö.
Gv.
10 km

Abb. 1

Kreisen mit der gleichen eisernen Konsequenz begegnen will, mit der man gegenüber den Gemeinden zu verfahren beabsichtigt. Ganz zu schweigen davon, welche Umwälzungen bevorstünden, wenn zentralen Orten höherer Ordnung für die Abgrenzung der Kreise ebensolche Bedeutung zugemessen werden sollte wie den Kleinzentren für die Gemeinden!

Wie dem auch sei, in Gesprächen, aber auch in Berichten der lippischen Lokalzeitungen über öffentliche Aussprachen wird deutlich, daß der Bürger, jedenfalls der einheimische, die Frage zu stellen geneigt ist: „Und die Kreisgrenze?" Das ist begreiflich, und zwar aus zwei Gründen. Wem die Formel „gemeindliche Flurbereinigung" oder gar der englische, zur Bezeichnung bestimmter militärischer (!) Anlagen gebildete Terminus „Infrastruktur" um die Ohren schwirrt, der kann nicht einsehen, daß die Bereinigung an siedlungsstruktur-widrigen oder Nahbeziehungen zerschneidenden Abschnitten der Kreisgrenze haltmachen soll — Sylbach, Bentrup-Loßbruch, Kachtenhausen, Hörstmar, Donop —, und sei es auch nur einstweilen. Etwas anderes kommt hinzu. Man spricht im allgemeinen nicht von den Kreisgrenzen, sondern von der Kreisgrenze, d. h. von der Grenze, die seit der 1931 erfolgten Zusammenlegung der vier lippischen Landratsämter zu den zwei Kreisen Lemgo und Detmold Lippe zergliedert und infolge des Verlustes der Eigenstaatlichkeit des kleinen Landes naturgemäß trennenden Charakter angenommen hat. Aber das Gefühl dafür, daß der Raum zwischen Velmerstot und Weser, Köterberg und Tönsberg eine gewachsene und geschichtlich bewährte Einheit ist, die bis vor kurzem noch eine gemeinsame Verwaltung hatte, ist sehr lebendig. Und da außerdem niemand von der Notwendigkeit zweier nur 10 km voneinander entfernter Kreisverwaltungen für einen Raum mit traditioneller Geschlossenheit überzeugt sein kann, ist es nur zu verständlich, daß bei den Bürgern im lippischen Bereich die begründete Auffassung weit verbreitet ist, eine Verwaltungsreform, die auf lange Sicht eine ernst zu nehmende Vereinfachung darstellen soll, müsse hier auch die Zusammenlegung der beiden Kreise Detmold und Lemgo vorsehen. Vermutlich dürfte der Bildung eines Kreises Lippe kaum mehr im Wege stehen als das Beharrungsvermögen, das bestehenden Behörden und Institutionen eigen zu sein pflegt und das nicht analysiert zu werden braucht, sowie eine archaisch anmutende Rivalität der führenden Orte. Das aber sind keine stichhaltigen Gründe gegen den Kreis Lippe. — Man braucht nicht besonders zu betonen, daß bei einer Überprüfung der Kreisgrenzen im Unterschied zur gemeinsamen Grenze die Außengrenzen der Kreise Detmold und Lemgo nach Möglichkeit unangetastet bleiben müßten; denn sie haben als ehemalige, seit mehr als einem halben Jahrtausend bestehende lippische Landesgrenze zweifellos höheren Rang als normale Kreisgrenzen, und auf dem von ihnen umschlossenen Gebiet hat sich jene Entwicklung vollzogen, die das kleine Land im Bewußtsein seiner Menschen zu einem festgefügten Ganzen hat werden lasssen. Dieses Ganze hat überdies — vom Schwalenberger Land abgesehen — räumlich annähernd kreisförmige Gestalt, stellt also ein Gebilde dar, das auch im Hinblick auf verwaltungstechnisch zweckmäßige Abgrenzung nahezu ideal geformt ist. Und Detmold, seit über 300 Jahren der — freilich leicht exzentrisch gelegene — Verwaltungssitz dieses Raumes, hat zentralörtlich, vornehmlich auf behördlichem und kulturellem Sektor, weit größere Bedeutung als eine durchschnittliche Kreisstadt, die normalerweise die Stellung eines Versorgungsortes mittlerer Stufe (etwa dem Typ B entsprechend) einnimmt. Es liegt auf der Hand, daß die Zustimmung zur Bildung des in hohem Maße sinnvollen Kreises Lippe geradezu als Prüfstein für den Willen zu einer Reform angesehen

werden darf, die dem richtig verstandenen Interesse dieses eigenständigen, im räumlichen Gefüge des östlichen Westfalen zwischen dem Minden-Ravensberger und dem Paderborner Land vermittelnden Gebietes entspricht.

Demgemäß müßte die Planung für eine gemeindliche Neuordnung ohne Rücksicht auf die innerlippische Kreisgrenze sogleich auf den ganzen lippischen Raum abgestellt und mithin in enger Zusammenarbeit der beiden Kreisverwaltungen durchgeführt werden. Es besteht kein zwingender Grund für den hastigen Lemgoer Alleingang, der geeignet sein dürfte, die Auseinanderentwicklung der beiden lippischen Kreise zu verstärken. Die Planung könnte nur auf der Basis einer eingehenden, in eine Strukturanalyse mündenden Bestandsaufnahme des gesamten Gebietes beruhen, und sie müßte sich auch auf das leider immer noch nicht veröffentlichte Ergebnis der mit Unterstützung der Kreisschulämter vom Institut für Landeskunde (Bad Godesberg) 1964 durchgeführten, später durch Bereisung kontrollierten Erhebung der zentralörtlichen Verhältnisse im Regierungsbezirk Detmold stützen.

Es ist leicht einzusehen, daß die einem Raum eigentümlichen Unterschiede der Siedlungs- und Wirtschaftslandschaft nicht ohne Einfluß auf die Art der kommunalpolitischen Gliederung sein können. Einerseits gibt es Gebiete, in denen die Siedlungen — auch die größeren — gleichsam punkthafte Erscheinungen und mithin leicht überschaubare Gebilde im Raum sind und zwischen ihnen mehr oder weniger weite nicht oder nur dünn besiedelte Bereiche sich erstrecken; hier ist die aus politischen Gründen erwünschte ortsnahe bürgerliche Selbstverwaltung möglich. Andrerseits gibt es Räume, in denen sich die Bevölkerung ballt, die Siedlung keinen punkthaften, sondern einen ausgesprochen flächenhaften Charakter und dementsprechend nicht mehr die Eigenschaft überschaubarer Geschlossenheit hat; in einem solchen Raumgebilde ist örtliche Selbstverwaltung wegen der praktischen Aufgaben, die sich aus den inneren Zusammenhängen der ausgedehnten und verzweigten Stadtlandschaft ergeben, nicht anders als für das Ganze möglich, und es muß in Kauf genommen werden, daß sie die ihrem Wesen gemäße Nähe zum Bürger verliert. Besonders starken Strukturunterschieden dieser Art entspricht bekanntlich seit langem das Nebeneinander von Kreisen (volkstümlich „Landkreise“ genannt) und kreisfreien Städten (oft unpassend als „Stadtkreise“ bezeichnet). Nun hat die moderne Entwicklung dahin geführt, daß die Bevölkerungsballung von ihren sich ausdehnenden Kernen — etwa Bielefeld-Brackwede — aus auf die kreisangehörigen Umlandgemeinden übergreift. Deren Einwohnerzahlen steigen rasch an, und die Bebauungsgebiete verwachsen infolge ihrer schnellen Ausdehnung miteinander und mit dem des Ballungskerns. In einer solchen Ballungsrandzone - z. B. in den stadtnahen Bereichen um Bielefeld - ist das engmaschige Netz der überkommenen Gemeindegrenzen nicht nur sinnlos, sondern sinnwidrig geworden, weil es die ordnende Gestaltung außerordentlich erschwert, deren gerade dieser in die Stadtlandschaft einbezogene, zumeist gestaltlose Raum bedarf. Räume dieser Art sind es, die zwangsläufig die Anwendung der Modellvorstellung „Großgemeinde“ nahelegen, eines konstruktiven Ordnungsprinzips, dessen Verwirklichung angesichts der hier bestehenden kommunalpolitischen und planerischen Nöte im eigentlichen Sinne des Wortes notwendig ist. Es fragt sich, ob die Übertragung der großgemeindlichen Konzeption auf Bereiche außerhalb von Ballungskernen und -randzonen nützlich oder gar erforderlich sein kann.

Diese Frage ist zu bejahen; denn die verstädternde Umformung beschränkt sich nicht auf die Ballungsrandzonen, sondern geht auch von zentralen Orten aus, die in so starkem Maße die Gemeinden ihres Umlandes beeinflussen, daß diese mit der Stadt

zu einem städtischen Verflechtungsgebiet zusammenwachsen, so im Detmolder Raum. Es kann kein Zweifel darüber bestehen, daß der großgemeindliche Zusammenschluß hier die sachgerechte Lösung ist. Nur auf diesem Wege können die ordnenden und planerischen Aufgaben in einer Weise bewältigt werden, die den Erfordernissen des Verflechtungsgebiets selbst und zugleich denen seiner weiteren Umgebung entspricht. Das gleiche gilt aber auch für jene Bereiche, die — wie etwa das westliche Lippe — infolge ihrer Lage zwischen Ballungsrändern und Verflechtungsgebieten deutliche Merkmale der Verstädterung zeigen, wie sie sich im Zerfließen der Siedlungsflächen und -bänder und demzufolge in der Entstehung völlig zersiedelter Räume ausdrückt. Dieser Sachverhalt läßt sich nicht nur nach physiognomischen Erscheinungen kartieren, sondern auch anhand kennzeichnender statistischer Merkmale gemeindeweise erfassen (Abb. 2).

Demgegenüber gibt es aber noch weite Gebiete, deren Siedlungslandschaft nicht verstädtert ist und in absehbarer Zeit — unbeschadet des Bestehens oder der Entwicklung leistungsfähiger Zentralorte — auch kaum in nennenswertem Umfang durch Züge der Verstädterung geprägt werden dürfte. Nur für diese Gebiete, zu denen das östliche und nördliche Lippe gehört, ist bei sinngemäßem Sprachgebrauch der Begriff ländlich anwendbar. Die Siedlungsstruktur ist noch fast durchweg dadurch geprägt, daß die Orte — auch wenn sie sich um Neubaugebiete vergrößert haben — inselhaft inmitten weiter land- und forstwirtschaftlicher Bereiche gelegen sind. Selbstverständlich sind auch hier die Menschen hinsichtlich ihrer materiellen und nicht materiellen Ansprüche weitgehend am städtischen Vorbild orientiert, die ländliche Abgeschlossenheit gehört der Vergangenheit an, der Prozentsatz der landwirtschaftlichen Bevölkerung ist erheblich zurückgegangen, trotz Abgabe eines Teils des durch Flucht und Vertreibung bedingten plötzlichen Zuwachses in der ersten Nachkriegszeit hat sich die Einwohnerzahl — gemessen am Vorkriegsstand — i. a. beträchtlich erhöht, und damit hängt eine Intensivierung des wirtschaftlichen — aber nicht allein des wirtschaftlichen — Lebens zusammen. Hiermit ist zwar ein grundlegender Wandel im Gefüge der ländlichen Gemeinde eingetreten, doch hat dieser in den meisten Fällen das Gefühl für das verantwortliche Miteinander in der dörflichen Gemeinschaft und damit die politisch so bedeutsame bürgerliche Mitwirkung in der Selbstverwaltung nicht zum Verschwinden bringen können. Gewiß ist es vermittels eines sich als „aufgeklärt" verstehenden Absolutismus des Parlaments möglich, solche Gemeinden gegen den Willen ihrer Bürger zu Dutzenden zu bündeln, diesen Bündeln den Helm der Großgemeinde überzustülpen und zu rufen: „Paßt!" Aber es paßt eben nicht.

Für unseren lippischen Bereich — oder einstweilen für unsere beiden Kreise — bedeutet das, daß die Verwaltungsreform, die schon weit eher hätte vorbereitet werden dürfen, in einer Weise durchgeführt werden sollte, welche die Unterschiede der Siedlungsstruktur angemessen berücksichtigt. Das ist leicht und würde zu einer durchaus klaren Ordnung führen, weil in Lippe zwei recht unterschiedliche Räume einander gegenüberstehen. Der Westen befindet sich zum größten Teil in verschiedenen Stadien der Verstädterung; deren Spannweite reicht von Anfängen zwischen Lage und Leopoldshöhe bis zum voll ausgebildeten städtischen Verflechtungsraum um Detmold, der noch größer ist als im Landesentwicklungsplan dargestellt. Die Leitlinien, an denen sich dieser Umformungsvorgang besonders deutlich vollzieht, sind die beiden aus dem benachbarten, industriell früher entwickelten Ravensberger Land ins Lippische herein vorstoßenden Wirtschafts- und Verkehrsachsen: von Herford über Bad Salz-

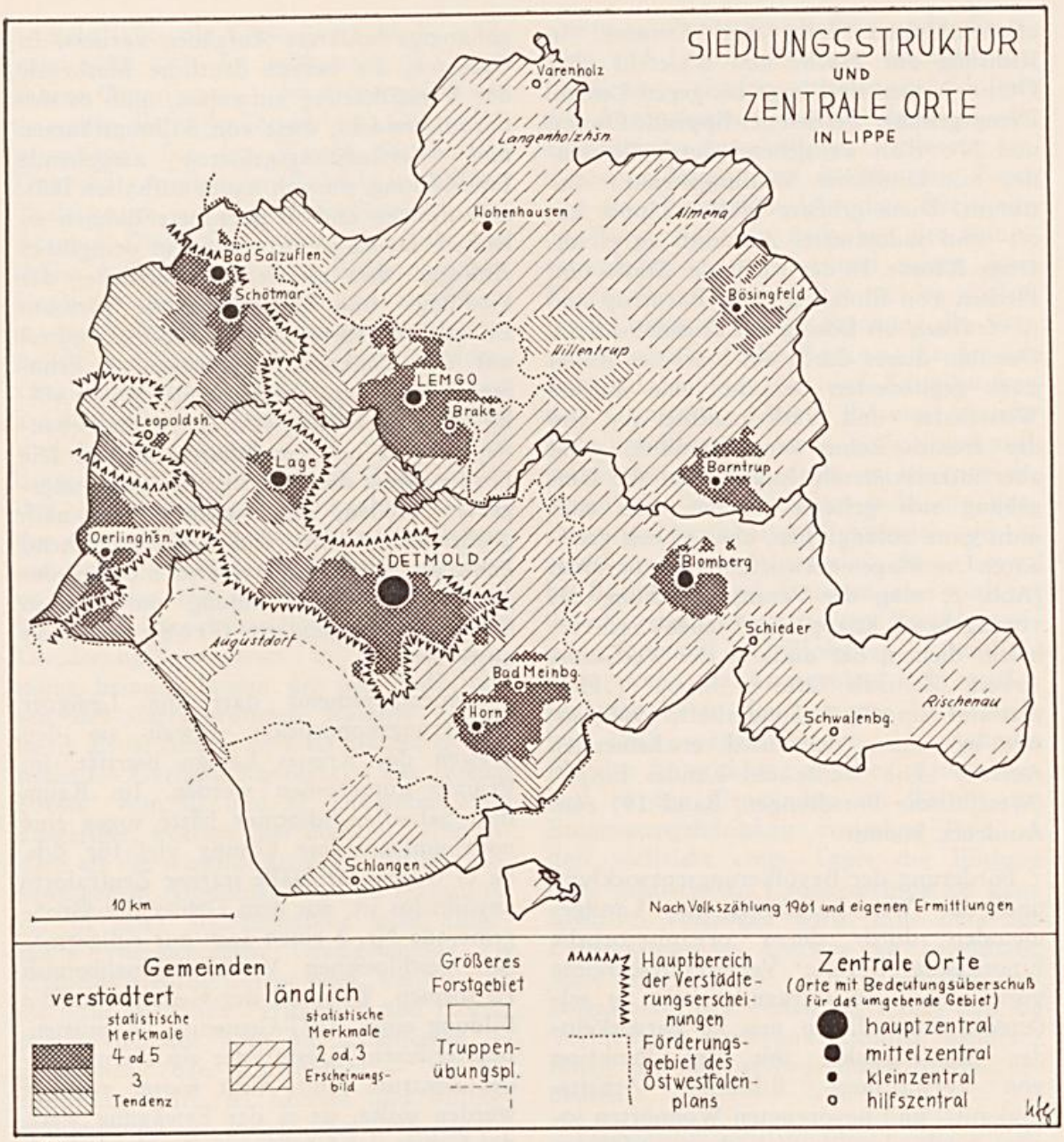


Abb. 2

Als statistische Merkmale wurden herangezogen

		für „verstädtert“	für „ländlich“	lippischer Durchschnitt
Einwohner pro qkm	1961	250 u. mehr	114 u. weniger	227
Bevölkerungszuwachs	1939—61	53 % u. mehr	24% u. weniger	47,8%
Landw. Bevölkerung	1961	9,4% u. weniger	20% u. mehr	10,4%
Auspendler (Anteil an den Erwerbspersonen)	1961	40 % u. mehr		37 %
Einwohner pro im Handel Beschäftigte	1961	20 % u. weniger		18,7

uflen-Schötmar, Lage und Detmold in Richtung auf Horn; von Bielefeld über Oerlinghausen und Lage bis gegen Lemgo. Demgegenüber werden der lippische Osten und Norden weitgehend durch Gemeinden mit ländlicher Siedlungsstruktur bestimmt. Diese größere Hälfte Lippes hat ost- und südostwärts Anschluß an gleichartige Räume. In der Reihe der Städte und Flecken von Blomberg über Barntrup und Alverdissen bis Bösingfeld zeichnet sich am Ostsaum dieses durch ein bewegtes Relief stark gegliederten Bereiches eine jüngere Wirtschafts- und Verkehrsachse ab, von der freilich keine verstädternden, wohl aber intensivierende Impulse auf die Umgebung sich geltend machen. Ein nach nicht ganz zulänglichen, aber schnell greifbaren Unterlagen entworfenes Kartogramm (Abb. 2) mag der Veranschaulichung des vorangehend knapp umrissenen Sachverhaltes dienen, der auch in des Verfassers Arbeit „Zentrale Orte in Lippe" („Heimatland Lippe", 3. Sonderheft, 1966) sowie in seinem demnächst erscheinenden Aufsatz „Die Städte des Landes Lippe" (Westfälische Forschungen, Band 19) zum Ausdruck kommt.

Förderung der Bevölkerungsentwicklung und der Wirtschaftskraft der Landgemeinden durch deren organisatorische Einordnung in die Versorgungsbereiche vorhandener, zu stärkender oder in selteneren Sonderfällen neu zu entwickelnder Schwerpunkte mit der Funktion von Verwaltungs-, Bildungs-, Arbeits-, Einkaufs- und bevorzugten Wohnorten sowie durch den Ausbau leistungsfähiger Verkehrsbänder zwischen diesen, diese landesplanerischen Ziele gelten allen außerhalb von Ballungskernen und -randzonen gelegenen Bereichen. Ihre Verwirklichung wird sich entsprechend der Siedlungsstruktur der Räume, um die es sich im einzelnen handelt, vernünftigerweise nicht in gleichen Verfahrensweisen vollziehen, vielmehr wird sie durch unterschiedliche, von räumlichen Besonderheiten abhängige konkrete Aufgaben variiert. In Gebieten, die bereits deutliche Merkmale der Verstädterung aufweisen, muß es sich darum handeln, diese von Ballungsräumen und Verflechtungsgebieten ausgehende Entwicklung, die sich kaum aufhalten läßt, aufzufangen und in geordnete Bahnen zu lenken. Dabei ist es gewiß ein dringliches Anliegen, dem gestaltlosen Zerfließen der Siedlungs- und Gewerbegebiete wirksam Einhalt zu gebieten und Landschaftsgürtel mit der Funktion siedlungsnaher Erholungsbereiche von ausreichender Breite völlig offen zu halten, von denen die bebauten Gebiete sich gestalthaft abheben. Die Forderungen, die derartige Verstädterungsgebiete stellen, sind ihrem Wesen nach großräumiger Art, und dementsprechend kann die Verwaltungsreform hier bei der gemeindlichen Neuordnung nur die in Ortschaften gegliederte Großgemeinde anstreben.

Dementsprechend darf die Lemgoer Gliederungskonzeption, soweit sie den Westen des Kreises Lemgo betrifft, im Prinzip gutgeheißen werden. Im Raum Bad Salzuflen-Schötmar hätte sogar eine noch umfassendere Lösung viel für sich, da es wegen der Nähe starker Zentralorte aussichtslos ist, aus dem Gebiet der Großgemeinde Nr. 3 einen auch nur einigermaßen geschlossenen Versorgungsnahbereich zu formen. Während der Gedanke an die Bildung einer ABG-Gemeinde (Asemissen, Bechterdissen, Greste), der ein orientierendes Zentrum fehlt, nicht weiter verfolgt werden sollte, ist es der Erwägung wert, das Gebiet der Großgemeinde Nr. 1 durch Vorverlegen seiner Nordgrenze bis etwa zur Windwehe zu erweitern und somit Oerlinghausen als Schwerpunkt eines Raumes zu stärken, der — im Vorfeld der Bielefelder Ballungsrandzone gelegen — einer solchen Stärkung bedarf. Die verkleinerte Großgemeinde Nr. 2 entspräche dann jener Leistungsfähigkeit, auf die das bereits jetzt hilfszentrale Leopoldshöhe sich als Versorgungsort ohne Schwierigkeit ent-

wickeln läßt; die Einwohnerzahl — z. Z. rund 5000 — bildet dafür noch eine tragfähige Grundlage. — Im Unterschied dazu stehen die in der Detmolder „Gesprächsgrundlage" für den Westen des Kreises Detmold vorgesehenen Gebilde in totalem Widerspruch zu den Erfordernissen des Raumes. Dieser Plan drückt sich nicht nur daran vorbei, für das Verflechtungsgebiet Detmolds die größte Lösung anzustreben, sondern sieht für die Umlandsbereiche Detmolds und Lages, in denen die Verstädterung rasch voranschreitet, ausgesprochen antistädtische Konstruktionen vor, nämlich das Amt Lage-Land sowie die historisch drapierten, mittelpunktslosen Großgemeinden „Havergau" und „Falkenberg". Auch der vorgeschlagene kleinräumige Zusammenschluß um Heiden wird sich, obgleich es sich hier um einen noch vorwiegend ländlichen Bereich handelt, kaum mit einer Gliederungskonzeption in Übereinstimmung bringen lassen, die den Bedürfnissen des übergeordneten Raumes gerecht wird. Es ist bereits vom Kreistagsabgeordneten Dr. Gerhard Schwarze in der „Freien Presse" vom 30. und 31. Dezember 1966 ausgeführt worden, hier dürfe es keine andere als die wirklich großgemeindliche Lösung geben. Allerdings wäre zu fragen, ob die in jener Stellungnahme recht ausgedehnt vorgeschlagene Großgemeinde Pivitsheide erforderlich ist oder, wenn ja, ob sie nicht auf beide Pivitsheide und Hörste sowie vielleicht noch auf Nienhagen — zusammen 7616 Einwohner — zu beschränken wäre, da Müssen und Billinghausen auf Lage ausgerichtet sind.

Anders steht es um die im eigentlichen Sinne ländlichen Bereiche. Deren Eigenschaft entsprechend, müssen sich die planerischen Aufgaben gewissermaßen punkthaft konkretisieren. Denn hier liegt es im Entwicklungsinteresse der Einzelräume, zwar die Funktionszentren zu stärken und weiter zu aktivieren, aber gleichzeitig um die Erhaltung der allgemeinen Siedlungsstruktur besorgt zu sein, an die vielfach eine weit überörtliche Bedeutung für Fremden- und Erholungsverkehr geknüpft ist. In diesen Gebieten verträgt es sich mit den Förderungsmaßnahmen durchaus, die kleinräumige gemeindliche Gliederung bestehen zu lassen; und da hier mit dieser eine im allgemeinen lebendige Beziehung des Bürgers zu den Aufgaben der Selbstverwaltung gegeben ist und wegen ihres Wertes nicht beeinträchtigt werden dürfte, spricht nichts gegen die Stärkung der Verwaltungskraft durch Ämter, die freilich mehr sein müßten als bloß Schreibstuben der Gemeinden. Diese Lösung braucht nicht unbedingt als etwas Endgültiges aufgefaßt zu werden; denn sie ist entwicklungsfähig. Sie verhindert nicht die Vereinigung benachbarter Gemeinden, die in manchen Fällen erforderlich ist — etwa bei Bösingfeld und Asmissen, aber auch im überaus stark zersplitterten Bereich zwischen Detmold und Blomberg —, und sie kann, wenn die Amtsgebiete nicht größer sind als die in der Lemgoer Denkschrift von 1965 vorgeschlagenen, den Rahmen für eine Entwicklung abgeben, deren Verlauf in den Gemeinden ein Gefühl der Zusammengehörigkeit entstehen läßt, so daß vielleicht eines Tages die Bildung einer gegliederten Großgemeinde als ganz natürlich vollzogen wird. Eine derartige Entwicklung als Umweg zu bezeichnen wäre verfehlt; sie würde lediglich ein langsameres Beschreiten des Weges und die Vermeidung eines gewaltsamen, schmerzlichen und nicht erforderlichen Bruches bedeuten.

Demgemäß sollte in dem weiten, vielgliedrigen Raum von der Weser im Norden bis zur Grenze des Hochstiftes Paderborn zwischen Veldrom und Köterberg im Süden verfahren werden. Keine Notwendigkeit gebietet es hier, die gemeindliche Eigenständigkeit eines ehemaligen Amts- und Residenzortes, des alten Flekkens Alverdissen, zu beseitigen. Raumfremd wäre es, in diese ländlichen Gebiete das den Bedürfnissen von Ballungsrandzo-

nen und Bereichen der Verstädterung gemäße Schema der Großgemeinde zu übertragen; das wird an der Vorstellung eines Gemeindebezirks von Henstorf bis Varenholz mit Zentralfriedhof (!) deutlich. Unzweckmäßig wäre aber auch die Bildung zu kleiner kommunaler Verbände wie des im Detmolder Plan vorgesehenen Amtes Großenmarpe, dessen Verwaltungsort zudem als Schwerpunkt für einen Versorgungsnahbereich kaum echte Entwicklungschancen hätte. In der östlichen Hälfte Lippes wird sich die kommunale Neugliederung zweckmäßig der bestehenden zentralörtlichen Bereichsstruktur anpassen, die im Kreise Lemgo anders ist als im Kreise Detmold. Lemgo ist im Nordosten von einem Viertelkreis kleinzentraler Orte umgeben — Barntrup, Bösingfeld und Hohenhausen —, und in wechselnder Entfernung von Lemgo und seinen Kleinzentren erfüllen einige Orte hilfszentrale Aufgaben — Brake und Varenholz — oder zeigen hilfszentrale Ansätze — Dörentrup, Almena und Langenholzhausen. Demgegenüber ist die zentralörtliche Gliederung des lippischen Südostens klarer; im Süden hat Horn kleinzentrale und das benachbarte Bad Meinberg hilfszentrale Bedeutung, im Osten erreicht Blomberg annähernd mittelzentrale und der nahe gelegene Kurort Schieder hilfszentrale Qualität, und im abgelegenen Schwalenberger Land erfüllt Schwalenberg hilfszentrale Funktionen, während Rischenau Ansätze zu hilfszentraler Aufgabenerfüllung erkennen läßt.

Es ist nicht die Aufgabe dieser grundsätzlichen Überlegungen, in konkrete Vorschläge zur Abgrenzung der kommunalen Teilräume zu münden. Die können — wie bereits gesagt — nur auf Grund sehr eingehender Untersuchungen der bisherigen Entwicklung, der gegenwärtigen Struktur und der erkennbaren Entwicklungstendenzen sowie in Anbetracht bestimmter Planungsziele erarbeitet werden. Ob solchen Bemühungen die vom Innenminister Willi Weyer angekündigte „fliegende Arbeitsgruppe“ („Frankfurter Allgemeine Zeitung“ vom 21. Jan. 1967) dienlich sein kann, bei deren Tätigkeit zur Vorbereitung der für die kommunalen Zusammenschlüsse erforderlichen Gesetzentwürfe pro Kreis drei Wochen genügen sollen, mag man mit gutem Grund bezweifeln. Denn die kommunale Verwaltungsreform ist ein Werk, von dem für die Zukunft viel abhängt; und ein solches Werk darf man nicht übers Knie brechen. Es muß ausreifen.

Ein unvergeßlicher Tag am Hachholz

Von Werner Jahnke

Wenn in tiefer Herbstnacht die hellen melodischen Rufe ziehender Vogelscharen wie Perlen auf das schlafende Land fallen, wenn im Dunkel geheimnisvolle Wesen aus dem hohen menschenleeren Norden unaufhaltsam nach Süden stürmen, dann kann es sein, daß hier und dort das Ohr eines Menschen die Wanderrufe vernimmt, er hinauseilend aus der Enge der Behausung, horchend und rätselnd den fern verklingenden Stimmen wachen Sinnes folgt.

Gustav Wolff, der lippische Ornithologe, hatte Wissen und Begeisterung für den nächtlichen Vogelzug, für den Gesang und Nestbau, für alle Lebensäußerungen der liebenswerten gefiederten Wesen. Die Vogelgestalten der Heimat waren ihm vertraut und schenkten bis in das hohe Alter beglückende Erlebnisse. Eine Kette von Erfolgen und Beobachtungen verband ihn bis zuletzt mit einem kleinen vertrauten Freundeskreis. Wer jahrelang sich forschend



Flußregenpfeifer am Uferrand. Foto: Tiemann

bemüht, immer für den Schutz der heimischen Natur rastlos tätig war, die Erkenntnisse von über sechs Jahrzehnten zu einem geschlossenen Bild formend, der konnte die Früchte des Lebens weiterschenken und seine Umwelt bereichern.

Unvergessen bleibt uns ein Pfingstmorgen im Hachholz bei Müssen-Lage:

Am Vortage hatte ich in einer alten ausgebeuteten Kiesgrube zum ersten Male die Rufe der Flußregenpfeifer vernommen. Zwei Jahre zuvor wurden hier die Abwässer aus den Klärgruben eingebracht. Als der Faulprozeß zum Abschluß kam, wimmelte das Wasser von Mückenlarven. Allerlei für unseren Raum seltene Vögel fanden sich auf der Zugrast zu kurzem Verweilen ein. Teilweise waren die Schlammflächen trocken geworden, ein Paradies für Bekasssinen, Kampfläufer, Grünschenkel und Kiebitze, denn im Flachwasser fand sich Nahrung in Fülle. Flußuferläufer und Waldwasserläufer waren häufig zu Gast. Zwei Wochen schwamm eine Rostgans auf der Teichfläche umher. Im Frühjahr und Herbst suchten wir oft diesen Platz auf, um mit den Feldstechern das bunte Leben zu betrachten. Die Wasserfläche lag, nur von einer Seite durch ein Feldgehölz begrenzt, frei in den Ackerbreiten. Sie mußte auf die überhinziehenden Vögel wie ein Magnet wirken, lud förmlich ein, auf langer Reise einige Tage zu rasten und den Hunger zu stillen.

Auf der von Trockenrissen überzogenen Schlammfläche sah ich um die Abendstunde nach längerem Suchen die Regenpfeifer stehen. Zwei zierliche Vögel mit dunkler Gesichtsmaske, wenig größer als eine Feldlerche, kaum zu erkennen, wenn sie reglos verharrten. Dann aber geriet ich in echte Begeisterung! Als ein Vogel sich bewegte, wurden zwei walnußgroße Jungvögel, auf langen Stelzenbeinen dahinhuschend, frei sichtbar. Ein Brutnachweis lag für Lippe zu jener Zeit noch nicht vor. Wolffs vereinzelte Beobachtungen dieser Art hatten ihn immer an eine Brutmöglichkeit glauben lassen. Ich wußte sofort, daß die Feststellung im Hachholz ein Geschenk für unseren Lehrmeister sein würde. Was also macht ein Vogelnarr in solchen Fällen? Ich fuhr eilends nach Lage zum Kreisbeauftragten Coesfeld. Wir gaben mit dem Fernsprecher Alarm nach Schötmar sowie Bexten und ließen Wolff und Förster Tiemann wissen, was sich im Hachholz ereignet hatte. Es ist ein ungeschriebenes Gesetz aller ornithologisch begeisterter Waldläufer, völlig aus dem Häuschen zu geraten, wenn eine bisher seltene Vogelart — oft liegen viele Jahre zwischen den Beobachtungen — plötzlich auftritt und zur Brut schreitet. Selbstverständlich war also der Verzicht auf das



Jungvogel macht sich unsichtbar. Foto: Tiemann

festliche Frühstück im Familienkreis am folgenden Morgen. Offen gesagt, ich hatte eine schlechte Nacht. Zwei Krähenhorste im nahen Feldgehölz waren mit hungrigen Jungvögeln besetzt. Wenn die jungen Flußregenpfeifer auf der freien vegetationslosen Kiesgrube den futtersuchenden Krähen in die scharfen Augen gerieten, war das Unglück da. Ich schlief spät ein, weil mich der Krähenkomplex plagte. Es wäre peinlich gewesen, drei ausgewachsenen Vogelkundigen zu erklären: „Die Jungvögel sind nicht mehr zu finden, ich glaube, die Krähen . . .“ So stieg ich bei grauem Morgen auf das Rad und stand aufatmend vor der versammelten Regenpfeiferfamilie am Rande des Hachholzes. Ein Festmorgen, ein Tag in Samt und Seide, als die Sonne langsam stieg. Ich hatte Zeit, auf meine Freunde zu warten, hier mitten im Jubel der Vogelstimmen.

Dann hielten zwei Wagen auf dem Feldweg. Ich hätte nie geglaubt, daß man mit reichlich achtzig Jahren so schnell ein Auto verlassen kann. Eine kurze Begrüßung, rasche Schritte, dann stand Gustav Wolff vor dem Brutplatz, suchte mit vor freudiger Erregung gerötetem Gesicht die Schlammfläche mit dem Prismenglas ab. Das geschäftige Treiben dort unten war uns ein neuer und ungewohnter Anblick. Die Altvögel bewegten sich mit großer Geschwindigkeit futtersuchend am Rande des Wassers und schienen für die schnelle Fortbewegung eher winzige Räder statt Beine zu verwenden. Aus jähem Lauf hielten sie ebenso plötzlich wieder an und wurden mit der erdbraunen Oberseite des Gefieders dann nahezu unsichtbar.

Da waren sie also, die Regenpfeifer, von denen schon Heinrich Schacht um 1880 berichtete, sie seien am Externsteiner Teich im Spätsommer regelmäßig aufgetaucht, während Wolff in seinem Buch „Die lippische Vogelwelt“ sagt: In letzter Zeit ist er bedeutend seltener geworden. Am 3. Dezember 1921 wurde ein kranker Regenpfeifer an der Werre bei Werl gefangen.

In den folgenden Jahren erfolgte eine Ausbreitung dieses Vogels. Wir fanden ihn in einer Sandgrube am Donoperteich, an den Kläranlagen von Bad Salzuflen und auf dem Gelände der Zuckerfabrik in Lage, wo ich 1965 die ersten Jungvögel beringte.

Manchen Tag haben wir mit Gustav Wolff am Norderteich verbracht, legten nach langer Pürsch eine gemütliche Plauderstunde im „Entenkrug“ ein, um das Geschaute zu erläutern und Deutungen für oftmals rätselvolle Beobachtungen zu finden. Aber der Tag am Hachholz blieb eben etwas Außerordentliches. Die steilen Abhänge der Kiesgrube waren mit roten Mohnblüten dicht übersät. Der Pirol rief anhaltend in den hellen Morgen. Aus den Feldern meldeten die Rebhühner, sangen die Lerchen, am nahen Stauteich klangen die Hungerstimmen junger Eisvögel.

Es ist eine feine Sache mit einer Telekamera, sie ist ein Notizbuch prachtvoller Erinnerungen, man „knipst“ und schon ist ein Idealfoto sicher, so könnte man denken beim Anblick eines gelungenen Vogelbildes. Wir entließen also unseren Oberförster gummigestiefelt in den Schlamm mit seiner trügerischen trockenen Decke. Es kam ja darauf an, in das Reich der Regenpfeifer einzudringen. Ein winziger Vogel hat aber gegenüber einem kapitalen Forstmann einigen Gewichtsunterschied aufzuweisen. So standen wir vergnügt auf der hohen Böschung und genossen die wenigen Zentimeter freien Stiefelschaftes bis kurz vor dem Eindringen nassen Schlammes in das bestrumpfte Innere. Es gelang mit viel Schweiß und der Gefahr, samt Kamera im Schlamm zu liegen, die beweglichen Vögel im Bild zu erfassen.

Man kann eigentlich nicht sagen, warum jener Pfingstmorgen so deutlich in unsere Erinnerung geprägt wurde. Ist es die strahlende Sonne oder auch die frohe Stimmung gewesen, oder das unwichtige Dasein eines

gänzlich unbedeutenden Vögelchens? Was bedeutend ist, entscheidet das Herz und die Erkenntnis, daß die Natur mit den kleinen Dingen die größten Geschenke macht, dies mitten in einer Welt und Zeit, welche das Große und Spektakuläre zum Ideal erhebt.

Es war ein Stück seines Erbes, welches Gustav Wolff still und ohne viel Aufheben für Jene hinterlassen hat, die sich mühen zu sehen, zu hören und zu erkennen, was unser Dasein ausmacht, die sich in den Kreis der Natur ohne Überheblichkeit einordnen, die ihre Heimat lieben!

Die Spruchweisheit der Lipper

Von Wilhelm Süvern

I

Das alte Volksgut und seine Bewahrer

Unsere plattdeutsche Sprache welkt seit dem letzten Kriege rasch dahin. Die Dörfer nehmen mehr und mehr städtischen Charakter an, viele fremde Familien sind zugezogen, manche Kinder besuchen die höheren Schulen, Arbeiter, Angestellte und Beamte weilen über Tag in den Fabriken, Geschäften und Büros der Städte. Die alte geschlossene Dorfgemeinschaft geht unwiederbringlich dahin, und mit ihr stirbt auch die alte Sprache.

Noch vor einigen Jahrzehnten war sie in unseren Dörfern fest verwurzelt. Gewiß, in Kirche und Schule und in den Amtsstuben wurde hochdeutsch gesprochen, Beamte und fremd zugezogene Familien sprachen so, aber unter den Bauern und Handwerkern, den Geschäftsleuten und Zieglern, in den Dorfparlamenten und auf den Jahrmärkten, den Kirchplätzen und Schulhöfen hörte man kaum ein hochdeutsches Wort.

Natürlich war das Hochdeutsche den Landleuten nicht fremd. Wenn es darauf ankam, wußte man in Wort und Schrift auch damit umzugehen. In den meisten Häusern sprachen die Eltern auch mit den kleinen Kindern zuerst hochdeutsch, damit sich diese, wenn sie zur Schule kamen, nicht blamierten und nicht von den Mitschülern ausgelacht wurden. Aber schon bald nahmen die Kinder auf der Straße, auf dem Schulhofe und auch im Elternhause die Umgangssprache der Erwachsenen an, das alte lippische Platt. Und wenn mit dem kleinen Heinrich mal ein derbes Wort geredet werden mußte, dann ging das auch nur in Platt.

Die kulturelle Bedeutung der niederdeutschen Sprache und ihrer Mundarten ist erst spät erkannt worden. In der Aufklärungszeit hat man, allerdings in guter Absicht, alles daran gesetzt, die alte Volkssprache durch das Hochdeutsche zu ersetzen. Das Platt galt damals und gilt vielfach auch heute noch den Gebildeten als eine minderwertige Sprache. In seiner „Charakteristik der lippischen Bauern“ schrieb G. K. von Cöln im Jahre 1784: „Ihre Sprache ist äußerst platt. Hierin liegt das größte Hindernis, welches der Bildung des Volks im Wege steht, und solange nicht mit Fleiß an Verbesserung und Ausbildung der Sprache gedacht wird, hilft aller Unterricht wenig.“ Und der Archivrat Clostermeier schrieb 1786: „Die Zöglinge des Schulmeisterseminars werden ganz vorzüglich in der hochdeutschen Sprache geübet, müssen diese in den Landschulen nach und nach einführen und dür-

fen nicht leiden, daß sich die Schulkinder anders als in hochdeutscher Sprache ausdrücken. Diese weise Verfügung wird in der nächsten Generation das Hochdeutsche vielleicht schon zur alleinigen Landessprache befördern und für die Aufklärung und Sittlichkeit des gemeinen Untertans die beste Wirkung tun. Auf diese Art wird zwar die einheimische niederdeutsche Sprache in der Grafschaft Lippe verdrängt und endlich gar zur toten Sprache herabgewürdiget werden, ungeachtet sie so wichtige Vorzüge vor dem Hochdeutschen und einen so großen Reichtum an eigenen Ausdrücken besitzt. Doch ist dieses Unrecht, das ihr widerfährt, ein weit geringeres Übel, als der Nachteil, wenn man sie als ein ewiges Hindernis der moralischen Besserung des gemeinen Mannes noch länger beibehalten wollte."

Um die Bildung und Besserung des Volkes zu fördern, hat man damals also und hat bis in unser Jahrhundert hinein die alte Sprache unterdrückt und hat die Ansicht verbreitet, das Plattdeutsche sei nur eine Sprache der ungebildeten Leute. So ist es denn fast ein Wunder, daß sich diese so bekämpfte und verachtete Sprache bis in unsere Tage hinein überhaupt erhalten hat.

Doch solange die alte nachbarschaftliche Verbundenheit in Dörfern und Städten bestand, konnte auch die alte Sprache nicht sterben. Das Ziel der Männer der Aufklärungszeit, durch die hochdeutsche Sprache unser Volk zu bilden und an den Schätzen unserer Kultur Anteil haben zu lassen, wurde im 19. Jahrhundert erreicht, ohne daß die plattdeutsche Sprache verschwand. Der Lipper wie auch der Westfale und der Niedersachse, sie beherrschten eben zwei Sprachen und wandten jede an, wo sie am Platze war. Viele Ausdrücke und Redensarten des Plattdeutschen gingen in unsere hochdeutsche Umgangssprache über; die aufschlußreichen Arbeiten von Julie Weerth (Auszüge s. „Heimatland Lippe" 1963/S. 226 und 1964/S. 137) lassen das erkennen. Umgekehrt wurde natürlich auch das alte Platt mehr und mehr mit hochdeutschen Ausdrücken und Satzbildungen durchsetzt. So mußt u. a. die alte plattdeutsche Verneinung „nen" (z. B. „Dat kann nen Minske verstohn") dem aus dem Hochdeutschen kommenden „keun" weichen.

In der Zeit der Romantik, als man sich auf die Vergangenheit des eigenen Volkes besann, als man die Märchen, Sagen und Brauchtümer des Volkes aufschrieb, da erwachte allmählich auch der Sinn für die alte Volkssprache. Lieder und Reime, Sprichwörter und Redensarten wurden gesammelt, und man erkannte, welch kulturellen Schatz unsere plattdeutsche Sprache in ihnen besitzt, geben sie uns doch ein treffendes Bild des alten Volkslebens und Volkscharakters. Viele führen uns in längst vergangene Verhältnisse und Anschauungen zurück, in manchen dieser Worte kommt der derbe, oft mit Ironie gepaarte Humor unserer Vorfahren zum Ausdruck, anderen sitzt der Schalk im Nacken, aus vielen leuchtet eine tiefe Lebensweisheit oder auch eine lächelnde Selbsterkenntnis hervor.

Mancher Freund unserer alten Muttersprache hat an der Spruchweisheit der Lipper schon seine Freude gehabt und hat das, was er im Volke hörte und ihm wertvoll erschien, aufgeschrieben. Im Jahre 1842 erschienen im „Lippischen Magazin" etwa 120 „Volkslieder und Volkssprüche aus dem Lippischen", und 1847/48 brachten unter dem gleichen Titel die „Vaterländischen Blätter" (Fortsetzung des Lipp. Magazins) weitere 420 Sprüche und Lieder. Der Schriftleiter dieser beiden bedeutenden Heimatzeitschriften war der Geheime Kanzleirat Moritz Leopold Petri (1802—1873), ein „von glühender Liebe zu engeren Heimat beseelter Mann" und ein Freund unseres Landvolkes. Er ist der erste Sammler dieses Volksgutes gewesen. „Mit großer Vorliebe widmete er sich der deutschen Sprache, der er bis auf die Wurzeln nachzuforschen pflegte. Dabei waren

ihm die Ausdrücke des Bauernstandes seiner Heimat oft Wegweiser auch zu holländischen, englischen und dänischen Wörterbüchern. Jeder Fund war ihm ein Quell neuer Freude" (s. Menschen vom lippischen Boden S. 198).

Jener ersten Sammlung stehen zeitlich am nächsten die über 700 Sprichwörter und Redewendungen, die der erste plattdeutsche Schriftsteller unseres Landes, Wilhelm Oesterhaus (1840—1927), gesammelt hat. Das unveröffentlichte Manuskript fand ich vor einigen Jahren im literarischen Nachlaß des Dichters. Oesterhaus war von 1858 bis 1868 Lehrer in Lüdenhausen und hat damals die Liebe zum Landvolk und die Kenntnis seiner Sprache in sich aufgenommen. Historiker und Volkskundler zugleich, hat er sein Leben lang im Gespräch mit Bauern, Handwerkern, Zieglern und Hirten alte Geschichten und Redewendungen erlauscht. Der Schatz mündlicher Überlieferungen und Ausdrücke in seinen plattdeutschen Erzählungen ist eine Fundgrube für jeden, dem das alte Volkstum unserer Heimat überhaupt noch etwas zu sagen hat. Seine Sprichwortsammlung enthält noch manches Wort, das den späteren Sammlern nicht mehr bekannt war.

Ein sehr fruchtbarer Volkstumsforscher und Schriftsteller war Karl Wehrhan (1871—1939) aus Heidenoldendorf. Neben großen volkskundlichen Arbeiten aus seiner Wahlheimat Frankfurt a. M. war das Erforschen von Brauchtum, Lied- und Spruchgut des Lipperlandes sein wichtigstes Lebenswerk. So veröffentlichte er 1909/10 im „Jahrbuch des Vereins für niederdeutsche Sprachforschung" fast 800 „Sprichwörter und Redensarten aus Lippe". Auch später hat er wiederholt kleinere Abhandlungen über lippische Sprichwörter geschrieben, meist aus einzelnen Sachthemen.

Medizinalrat Dr. Ulrich Volkhausen (1854—1937), als Korl Biegemann wegen seiner humor- und gemütvollen plattdeutschen Verse im ganzen Lipperlande verehrt, gab 1920 die Sammlung „Plattdeutsche in Lippe gang und gebe Redensarten, Redewendungen, Sprichwörter usw." heraus, die vor allem die Bildhaftigkeit und Treffsicherheit unseres Platt charakterisieren. „Es ist kein Ausdruck darin, den ich nicht selbst gehört habe", schreibt der Verfasser im Vorwort. Außer den in großer Fülle genannten Einzelworten, Rätseln, Namen für Personen, Tiere, Pflanzen, Krankheiten usw. bietet das Büchlein mehrere hundert Sprichwörter und Redensarten.

Auch Heinrich Schwanold, August Wiemann, Rudolf Köller und andere Heimatforscher haben altes Lied- und Spruchgut gesammelt. Soweit sie ihre Funde in Kalendern und Zeitungen veröffentlichten, wurden sie zur Kenntnis genommen, doch sind naturgemäß die gebräuchlichen Sprichwörter und Redewendungen auch in den großen Sammlungen enthalten.

Wieviel Spruchweisheit aber auch heute noch in unserm Volke steckt, das hat Fritz Platenau (geb. 1896) in Istrup bewiesen, der in den letzten Jahren mehr als 500 Sprichwörter und Redensarten in den Orten des Blomberger Beckens sammelte und aufzeichnete. Manche finden sich noch in keiner der älteren Sammlungen. Das ist erklärlich, denn Sprüche und Redensarten wandeln sich wie alles Kulturgut. Wer Witz und Humor, Geist und Beobachtungsgabe hat, der kann auch treffende Worte finden, die dem Hörer glatt eingehen und in der betreffenden Gegend leicht zu geflügelten Worten und Redensarten werden. Unsere Gegenwart aber, die uns täglich mit einem Sack voll Neuigkeiten überschüttet, die zum besinnlichen Feierabendgespräch keine Zeit mehr läßt, ist für langlebige Sprichwörter und Redensarten wenig geeignet, und im Alltagsleben findet das plattdeutsche Sprachgut unserer Ahnen kaum noch Platz.

Seien wir froh, daß unsere Sammler so viel von der alten Spruchweisheit unserer

Vorfahren aufgezeichnet haben, so kann sich der Sprach- und Heimatfreund auch heute noch an ihr erfreuen!

Aus dem Schatz der mehr als 3000 aufgeschriebenen plattdeutschen Sprichwörter und Redensarten des Lipperlandes — manche erscheinen natürlich in jeder Sammlung, wenn auch oft mit kleinen Varianten — sollen hier nur besonders charakteristisch lippische zitiert und erläutert werden. Als Quelle ist jeweils die älteste Aufzeichnung genannt:

1. Moritz Leop. Petri	1842/48	Quelle: (Pe)
2. Wilhelm Oesterhaus	1880/90	Quelle: (O)
3. Korl Biegemann	1920	Quelle: (B)
4. Fritz Plaenau	1965	Quelle: (Pl)

Einige unbezeichnete Worte habe ich selbst in meiner nordlippischen Heimat erlauscht.

Das Lipperland im Spruchschatz der Heimat

Die Lipper sind zu allen Zeiten stolz auf ihre Heimat und auf die Selbständigkeit ihres Landes gewesen. Dieses Heimatbewußtsein ging durch alle Schichten des Volkes hindurch.

„Unnern es seo geot lippsk os boben!" sagte mir vor langen Jahren ein kleiner Handwerksmann im lippischen Norden. Daß aber die armen Lipper mal meinten, sie könnten eine goldene Kette um ihr Land ziehen, kann nur zur Zeit der Fürstin Pauline gewesen sein, als ringsum im Königreich Westfalen die Menschen unter der harten französischen Herrschaft seufzten, während hier „die Landesmutter" die schlimmste Not jener schlimmen Jahre von ihren Landeskindern abwehrte. Damals ist das Wort entstanden:

„De Lipper könt eune güllen Kien ümme ühr Land teun." (O)

Mehr als ein Jahrhundert weiter zurück ist der lippische Städtereim entstanden:

„Deppelt dat hauge Fest,
Lemje dat Hexennest,
Hauern de Kreone,
Blomberg de Bleome,
Iufeln dat Soltfatt,
Barntrup well auk nau watt." (Pe)

Gegen Ende des 17. Jahrhunderts war Detmold mit seinem imponierenden Wasserschloß „die hohe Feste", das stolze Schaustück des Lipperlandes, wo der Landesherr seine Befehle erteilte, während Lemgo, die älteste und größte Stadt, zum verrufenen „Hexennest" herabgesunken war. Horn galt als „die Krone" des Landes. Wegen seines tapferen Bürgergeistes war die kleine Stadt geachtet und konnte stolz auf seine Schwertmänner hinweisen, die einst ihren Grafen aus der Gefangenschaft befreit hatten. Noch hing im Rathausturm die alte Glocke, die mit ihrem Klang jene Ruhmestat wachhielt. Blomberg, mit der „Lipperblume" im Wappenschild und der Burg auf Bergeshöhe, wo einst die Edelherren ihren Sitz gehabt, galt als die schönste, „die Blume" im Städtekranz. Salzuflen war das große lippische Salzfaß, aus dem die Salzkärrner das kostbare Gut schöpften und überall im Lande metzenweise verkauften. Und Barntrup „wollte auch noch was"? Natürlich! Schon vor Jahrhunderten hatte es von den Sternberger Grafen seine Stadtrechte erhalten, nur wollten die Lipper das nicht anerkennen! Aber die Barntruper haben nicht locker gelassen und haben 1836 auch ihren Willen durchgesetzt.

Noch zu manch anderem Sinnspruch haben unsere alten Städte Stoff gegeben. Und da kamen denn oft ganz andere Urteile zutage:

„Deppelt es de lippske Mage, do kümmt oll iuse Geld hen!" (O)

Ja, wie ein großer, unersätzlicher Magen mußte Detmold den Lippern in der 1. Hälfte des 18. Jahrhunderts erscheinen, als „die Verschwendergrafen" es dem „Sonnenkönig" in Frankreich gleichtun wollten. Aber zuletzt war kein Geld mehr

da, und wenn später mal einer über die schlechten Zeiten klagte, dann bekam er wohl zur Antwort:

„Schwuig stille! Et hät oll Tuien gieben, dat seu uppen Schlosse teo Deppelt nich'n Kerkendaler hat hät." (O)

Rigorose Exekutionen hat man in jenen schlimmen Zeiten angewandt, um die Abgaben der Untertanen einzutreiben. Wenn so etwas im Gange war, dann hieß es in den Dörfern:

„Et gift leije Wedder, wui hät Deppelsken Wind!" (O)

Der Stolz der Lemgoer auf ihre feste Stadt war allzeit groß. Allerdings, der alte Hanseatengeist, der einst die Kaufleute ihre weiten Reisen machen ließ, war im 18. Jahrhundert längst dahin. Lemgo war die stille, friedliche Ackerbürgerstadt geworden. Damals galt das Wort:

„Eun echte Lemske kickt sick de Welt van suinen sieben Wällen an!" (O)

Aber das Lemgoer Stadtregiment galt in den Dörfern als streng, und die Mütter drohten ihren ungezogenen Kindern mit dem Wort:

„Diu dumme Blage! Moßt no Lemje un Ressom lern!" (O)

Einem Kind, dem der Rotz aus der Nase hing, rief man zu:

„Schnuit dui, denn kannste Lemje seun!" (B)

Erst sich schnupfen, dann mit nach Lemgo, nach dem Kläschenmarkte hin! Klagte einer über das lange Regenwetter, dann hieß es wohl:

„Weußt diu watt? Wui witt et maken osse de Lemsken!" — *Was maket de denn?"* — *„De lot't et regen!"* (Pl)

Warten können und im rechten Augenblick zugreifen, dann kann man viel erreichen! Graf Friedrich Adolf hatte das den querköpfigen Lemgoern gezeigt, als er 1706 die Stadt überrumpelte und zum Gehorsam zwang. Und 1709 hatte er durch raschen Zugriff das Braker Schloß in seinen Besitz gebracht. Das hatte damals den Lippern stark imponiert. So entstand das Sprichwort:

„Wer töft, kann Lemje kruigen un Broke doteo!" (B)

Brake hat noch für zwei andere Worte den Stoff geliefert. Graf Simon VI. erbaute dort um 1590 den 56 Meter langen prunkvollen Nordflügel des Schlosses. Das neue Haus muß unsern Vorfahren wie ein kleines Weltwunder erschienen sein. Wollte man später etwas außergewöhnlich Großes oder lange Andauerndes ausdrücken, sei es ein Regen, ein Trauerzug, auch ein langweiliges Gespräch und anderes mehr, so sagte man:

„Seo lang osse dat Hius in Broke!" (B)

Im Jahre 1811 gründete die Fürstin Pauline in Brake die Irrenanstalt. Hatte nun jemand einen unsinnigen Einfall oder er benahm sich auffällig, so rief man ihm zu:

„Diu moßt wall no Broke!"

Mußte einer vorübergehend in die Anstalt, so hieß es von ihm:

„Heu spelt juste 'n Verl in Broke." (B)

d. h. er spielt gerade ein Viertellos in Brake.

Die Leute in Horn galten, wie schon gesagt, für tapfer, aber auch für sehr eigenwillig, und wer fremd in die Stadt kam, der mußte, um dort fertig zu werden, schon „Knochen beißen" können:

„Wer no Hauern kümmt, de mott Knoken buiten könen!" (O)

Man riet ihm, er müsse sich wahren, sich inachtnehmen, vor den „Angeln", den Stacheln der Hornissen wie vor den Zähnen der Horner Bürger:

„Wahr dui vör den Heuerkens un vör den Hauernsken! Jenne hät Angels, düsse hät Tehne!!" (O)

Blomberg war auch die Stadt der „99 Schuster", die oft den Schalk im Nacken hatten und mit ihren Schuhen und Stiefeln auf alle Jahrmärkte zogen. Den Schnack von der „Blomberger Laterne" werden sie den Leuten wohl selber aufgebunden haben, wenn man sie fragte, wie

sie sich denn auf ihrem weiten Wege in der Nacht zurechtgefunden hätten:

„Eck well juch vöranlüchten! see de Blömmerske Scheosker, do taug heu suinen Hemdschlapp iuter Bücksen." (O)

Wenn ein vorsichtiger, unentschlossener Bauersmann gar zu lange beim Schuhkauf zögerte, dann sagte der Blomberger wohl mit schalkhafter Miene:

„Geot sind seu! Stellt se upt Brett, wahrt se vör Water un Dreck, denn hät Jui Jugge Liebelang Scheoe!" (O)

Die Blomberger waren lustige Leute, denen man allerlei Schnack zutraute:

„Eck well mui de Welt dür muinen Brill bekuiken! seggt de Blömmerske, do kickt heu unner suinen Arme her." (O)

Die Geschichte von dem Esel, dem man einen Strick um den Hals band und ihn die Stadtmauer heraufzog, damit er dort das Gras abweide, wird zwar auch von Schilda und anderen Schalkorten erzählt, aber echt lippisch ist doch der Ruf der Blomberger, als dem armen Esel die Zunge aus dem Halse hing:

„Ha, we heu oll lickmäult!" (O)

Lustige Neckerei ist allzeit und allerorten unter Nachbarn üblich gewesen. Salzuflen und Schötmar haben dafür mehrere Beispiele geliefert. Bekannt ist ja der Ruf der Salzufler, als sie vernahmen, daß die Schötmarschen an ihrem Galgen einen armen Sünder hängen wollten:

„Nei, dat gift nicks! De Galgen es vör us un iuse Kinner!" (O)

Im 18. Jahrhundert wurde im Lipperlande die gelbe Wucherblume, „Schötmarsche Blume" genannt, eifrig bekämpft. Aber wenn der Ufler Pastor in der Kirche betete:

„Gott bewohr us vör ollen Unglücke, besonners vör den Schötmarsken Bleomen!" (O)

dann konnte man doch im Zweifel sein, ob er die Pflanzen oder die Menschen des Nachbarortes meinte. In Schötmar aber hatte man auch seinen Stolz und sagte:

„Hür est better osse in Iufeln inner Meßkiulen!" (W)

Schötmar hat immer seinen eigenen Weg gehen wollen, und Johann Willer, der ja Anfang der dreißiger Jahre den lippischen Städtereim fortsetzte, schrieb mit Recht:

„Schötmar geut eugen Patt."

Von Barntrup, das ja immer auf seine alte Stadtgerechtigkeit pochte, gibt es noch ein schönes Sprichwort. Einst wollte der Herr von Kerßenbrock auf seine Kosten neue Dielen in den Rathaussaal legen lassen. Aber das wollten die Ratsherren nicht leiden und riefen:

„Nei, nei, dor könne Gerechtigkeut van wern!" (O)

Auch manche unserer Dörfer und Landschaften haben in lippischen Redensarten Platz gefunden. Den armen Sennebauern, die die meiste Zeit des Jahres barfuß liefen, legte man das Wort in den Mund:

„Eck mot de Foite upstallen", seggt de Sentker, denn tuit heu Scheoe an." (O)

Doch man durfte den Leuten auf dem Döhren (Augustdorf) auch nicht dumm kommen, ihnen gleichsam Rüben verkaufen wollen, die sie ja selbst genug hatten:

„Moßt den Doiernsken nenne Reube verkaupen wollen!" (O)

Von den sparsamen Kleinbauern im Amt Varenholz, den üppig lebenden Amtsmeiern im Amt Schötmar und der Leihekasse in Detmold sagte man:

„De lütken Biuern iuten Amte Vornholte bringet dat Geld up ühren groben Scheoen no de Leine in Deppelt, un de grauten Biuern iuten Amte Schötmar halt et met Kutskwagens dor wieer weg! (O)

Sie ließen sich nicht unterkriegen, die armen Bergbauern des lippischen Nordens und wehrten sich ihrer Haut. Drum hieß es auch im Lande:

„Wahrt juck vör den Luien iuten Amte Vornholte, de hät grobe Scheoe un eun grobet Miul!" (O)

Pivitsheide mit der Mühle Kohlpott

und dem Ortsteil Müssen gab Stoff zu folgendem Wortspiel:

„Upper Puivitsheue möllert seu in'n Kaulpotte un backet inner Müssen." (O)

Ein hochnäsiger Mensch und der hohe Kirchturm in Cappel reckten sich um die Wette:

„Heu dregt de Nesen höchter osse de Cappelske Tauern." (O)

Im Extertal galt Meierberg einstmals als ein recht armes Dorf. Einem ewig Hungrigen rief man zu:

„Hault Miul non Meierberge, do sind seu juste seo satt osse diu!" (O)

Von den Henstorfern, die auf ihrem weiten Kirchwege nach Lüdenhausen meist ihren „Gudendagstock" mitnahmen, sagte man:

„De Henstrupsken deot, os wenn seu den Herrgott Gewalt andeon wolln, seu kumt met'n Knüppel no der Kerken." (O)

In Bavenhausen hatte in alter Zeit ein Junge seinen Katechimus, seinen „Glauben", wie man damals sagte, verloren. Nach langem vergeblichen Suchen hatte man das Buch eines Tages unter dem auf kurzen Stahlen stehenden Abfallfaß, der „Drankstannen" wiedergefunden. Ging in jener Gegend später einmal etwas Wichtiges verloren, so tröstete man:

„Find't sick olles wieer an! Teo Boensen hät seu den Glauben unner der Drankstannen wieerfunnen!" (O)

Der Lipper, stets ein Freund guten Essens, liebte die hausgemachte Blutwurst, wenn sie mit vielen weißen Sternen, den Speckkinkeln, durchsetzt war, drum galt das Sprichwort beim Wurstefest:

„Bleotwost mot van'n Sternberge suin!" (B)

War etwas Ungewöhnliches passiert, so erinnerte man wohl an jenen Kartenspieler in Kirchheide, der trotz höchster Trümpfe beet geworden war:

„Olles es möglick! Upper Kerkheue es mol'n Keerl upt Trump-As beut worn!" (B)

Und noch Schlimmeres kann passieren. Im 16. Jahrhundert geriet sogar der große Amtsmeierhof Hovedissen in Konkurs. Seitdem hieß es in der Schötmarschen Gegend bei einer ganz verfahrenen Sache:

„Do geut doch ganz Heovedissen pileo!" (B)

Ein eiliges, hitziges Werk:

„Dat kümmt jo van Hiddsen!" (B)

Unsere großen Jahrmärkte, Wilbasen bei Blomberg, die Andreasmesse in Detmold und Kläschen in Lemgo, waren Festtage für unsere Vorfahren. Graf Otto von Lippe-Brake, Sohn Simons VI., schrieb in seinem Lebensbericht, daß er am 21. September 1589, „auf Wilbasentag und Markt" geboren sei. Auf Wilbasen ist das Eingeschlachtete des letzten Winters fast verbraucht, es wird licht auf der Ooßen, der Räucherkammer, drum heißt es im Sprichwort:

„Teo Wilbosen werd es lecht upper Ooßen." (Pl)

Das bekannte Sprichwort: „Wenn zwei sich streiten, so freut sich der Dritte", heißt auf gut lippisch:

„Wenn sick up Wilbosen tweu Spitzbeoben struit't, denn krigt de ehrlicke Mann suin Peerd wieer!" (B)

Recht eigenartig klingt das Wort:

„Et geut up Wilbosen teo, niu schint de Sunne körter un de Dage werd länger." (Pl)

Stimmt! In der arbeitsreichen Herbstzeit werden die Tage des Bauern trotz des kürzeren Sonnenscheins länger.

Auch die Andreasmesse in Detmold Ende November war ein Anhaltspunkt für die Jahreszeit:

„Andreiasmisse kümt de Winter gewisse!" (O)

Auf diesen großen Märkten kam es unter den jungen Burschen des Landes oft zu recht handfesten Keilereien. Kam man dort aber damit nicht zu Ende, so ging der Kampf in Lemgo auf Kläschen weiter. Man trennte sich dann mit geballten Fäusten und dem Schlachtruf:

„Up Klösken dreept wui us wieer! (O)

Auch die großen Märkte jenseits der Grenze wurden aus den näheren lippischen Orten besucht. Ein beliebter Markt für die Oerlinghauser Gegend war Pollhans bei Schloß Holte, wo es leckeren Pickert gab, auf großen eisernen Platen gebacken. Von diesem lippischen Nationalgericht kann ja mancher nicht genug kriegen. Solch einem Fresser riet man dann:

„Gong hen no Pollhans, do verkaupet seu den Pickert no der Elen!" (O)

Dem großmächtigen Nachbarn Preußen konnte man nach Meinung der alten Lipper nicht recht trauen und mißtraute oft auch dem einzelnen preußischen Untertanen:

„Trubbe enne nich, heu es'n Preußke!" (O)

Man hatte ja auch ziemlich üble Erfahrungen mit den preußischen Truppen gemacht, die während des Siebenjährigen Krieges, während der Koalitionskriege gegen die französische Revolution und in der Zeit Napoleons hier durchgezogen und in Quartier gelegen hatten. Aus jenen Zeiten stammt das Wort:

„Witt olles upfreeten, see de Biuer, de Preuße kümmt!" (O)

Und mit ironischer Beziehung auf den Spruch im preußischen Schwarzen Adlerorden: SUUM QUIQUE (Jedem das Seine) bemerkte man:

„Jeuden dat Suine, seggt de Preuße un nimmt, wat heu kruigen kann!" (O)

In noch schlimmerem Gedächtnis aber waren die Russen, die 1814 als „Befreier" zweimal durchs Lipperland gezogen waren. Noch lange Jahre danach wurde in unsern Dörfern erzählt, daß sie den Leuten alle Sauerkrautfässer leergefressen hätten. Und alte Bauern, die das noch von ihren Eltern gehört hatten, fügten jedesmal hinzu:

„Better de Franzeosen os Fuinde we de Russen os Frünne!"

Und wenn eine Hausfrau zu oft „Siuernkaul" kochte, dann riet ihr der alte Leibzüchter wohl:

„Wischen, suih dui vör met den Siuernkaul, de Russen kumt öbber Winter!" (O)

Umschau im Lipperland

Neue Sendemasten in Lippe

Die fortschreitende Technik bestimmt in erheblichem Maße unser Landschaftsbild. Ob dieser Einfluß ihr jeweils zum Nachteil oder Vorteil gereicht, wird unterschiedlich beurteilt. Diese Beurteilung wechselt auch im Laufe der Zeit. Als unsere Windmühlen vor Jahrhunderten gebaut wurden, waren es auch nur Meisterwerke der Technik. Heute verbindet sich in unserer Vorstellung mit ihnen ein Gefühl der Romantik, und niemand empfindet sie störend. Ähnlich wird es nachfolgenden Generationen vielleicht mit den hohen Masten ergehen, welche heute in unsere Landschaft hineingestellt werden.

Der Westdeutsche Rundfunk wird in diesem Jahr auf der Höhe des Bielsteins einen Turm errichten, der sich 300 m über den Erdboden erheben soll. Bohrtrupps sind bereits an der Arbeit, aber erst etwa Ende nächsten Jahres kann der Betrieb eröffnet werden, der der Empfangsverbesserung des Ersten Fernsehprogramms und des UKW-Rundfunkprogramms in Hiddesen sowie in den Randgebieten des Sendebezirkes dient.

Auf dem Königsberg bei Detmold will die Deutsche Bundespost einen Fernseh-Frequenzumsetzer aufstellen, um einen zufriedenstellenden Empfang des Zweiten Programms in den Gemeinden Heiligenkirchen, Berlebeck, Detmold, Spork-Eichholz und Remmighausen zu erreichen. Der zunächst vorgesehene 30 m hohe Betonmast wird nicht errichtet, da dieses Projekt das Freilichtmuseum bäuerlicher Kulturdenkmale erheblich stören würde. Es dürfte



Die Windmühle von Bavenhausen wartet auf neue Flügel

Hoch über dem Nordlippischen Bergland thront die Windmühle von Bavenhausen, als überragender Aussichtspunkt bekannt. Auf Grund der Initiative der Verkehrsgemeinschaft Kalletal, Hohenhausen, ist geplant, das Wahrzeichen Nordlippes — seit Jahren nur noch ein Mühlenstumpf — wieder mit Flügeln zu versehen. Hierzu reichen die eigenen Mittel nicht aus, weshalb wir alle Mitglieder und Freunde der lippischen Heimat aufrufen, bei der Verwirklichung dieses Planes mitzuhelfen. Einzahlungen werden auf das Spendenkonto 2000 der Kreissparkasse Hohenhausen erbeten. Im voraus unseren aufrichtigen Dank! *St.*

---

deshalb wohl nur ein mit Sandstein verkleideter Aussichtsturm in Frage kommen, der auch von den Museumsbesuchern bestiegen werden kann; auf diesem Turm könnte dann die Fernsehantenne in Form eines nur 8 m hohen, dünnen Mastes montiert werden.

Auf dem Köterberg wird die Deutsche Bundespost eine neue Richtfunkstelle bauen, die der drahtlosen Ferngesprächübermittlung dient. Etwa tausend Gespräche können von dort aus gleichzeitig auf andere Einrichtungen übertragen werden. Für den neuen, 60 m hohen Mast ist ein Platz neben der Radaranlage der Amerikaner gewählt worden, so daß die Sicht vom Köterberghaus aus möglichst wenig beeinträchtigt wird. Eine Verbesserung wird sogar dadurch erzielt, daß die alte Anlage der Bundespost neben dem Köterberghaus entfernt werden soll.

Ausstellung „Lebendiges Lippe"

In der Zeit vom 19.—27. August dieses Jahres findet in Detmold auf dem Kronenplatz eine Messe statt, auf welcher die Leistungen der lippischen Industrie und des lippischen Handwerks gezeigt und darüber hinaus ein Gesamtbild vom heutigen Lippe in kultureller und wirtschaftlicher Beziehung vermittelt werden soll. Die erste derartige Schau wurde vor 20 Jahren vom damaligen Ministerpräsidenten Arnold eröffnet. Die „Lippische Landesschau 1947" zählte seinerzeit mehr als 40 000 Besucher. Die Themen der nachfolgenden Ausstellungen lauteten 1951 „Kreislauf des Lebens", 1954 „Gastliches Hermannsland" und 1962 „Blühendes Hermannsland". Von diesen Ausstellungen sind stets starke Impulse für unseren Heimatraum ausgegangen. Auch der Lippische Heimatbund ist in diesem Jahre zur Beteiligung aufgefordert worden.

Neues heimatliches Schrifttum

Die reformierte Kirche auf dem Hallenbrinke in Salzuflen, von Otto Pölert, herausgegeben von der reformierten Kirchengemeinde Bad Salzuflen, 1966.

Wüsten, Höfe- und Siedlungsgeschichte von Otto Pölert, herausgegeben von Rat und Verwaltung der Gemeinde Wüsten, 1964.

Der als Experte auf dem Gebiet der Geschichte seiner Heimatstadt und des sie um-

gebenden Bereiches bekannte Bad Salzufler Stadtarchivar Otto Pölert hat durch die beiden Schriften einen weiteren Beitrag zur Heimatgeschichte dieses Raumes beigesteuert. Beide Darstellungen ergänzen sich vorzüglich, denn Bad Salzuflen ist ohne seine Umgebung und diese wieder nicht ohne das Bad als Mittelpunkt zu denken. So verschieden auch die Anlässe waren, für die die Beiträge bestimmt waren, so konnten sie doch die klare Gliederung der Darstellung nicht beeinträchtigen.

Zunächst unternimmt Pölert einen Ausflug in die Vor- und Frühgeschichte. Die Ausgrabungen lassen erkennen, daß hier ältestes Siedlungsgebiet ist. Es ist daher nicht verwunderlich, daß der Verfasser neben den Bodenfunden auch über „Stimmen aus dem Dunkel" berichtet, die vom Volksmund bewahrt und weitergegeben werden. Die an dem Hellweg gelegene Klausnerei bei Bad Salzuflen und die alten Höfe, „die in einem großen Halbkreise um die Waldwüste herumlagen" (S. 13, „Wüsten"), werden schon im 10. und 11. Jahrhundert als Besitz des Stiftes Herford oder wenigstens als ihm tributpflichtige Höfe in den alten Urkunden erwähnt und zeugen von der kulturellen Bedeutung des Stiftes für diesen Raum. Es gelingt dem Verfasser, das Interesse des Lesers durch die Jahrhunderte bis auf den heutigen Tag zu wecken. Pölert zeichnet auf Grund des von ihm ausgewerteten zahlreichen Quellenmaterials die Entwicklung der kirchlichen Verhältnisse in der Stadt Bad Salzuflen auf. Die Kirche wird erst über den Umweg über die katholische Pfarrei Schötmar mit dem „Übertritt zur neuen Lehre" der Reformation von Schötmar selbständig. Die Meinungsverschiedenheiten, die der erste lutherische Prediger in Salzuflen, Johann Gronewold, im Jahre 1533 mit dem Magistrat auszutragen hatte, sind in einem Schreiben des Magistrats festgehalten und muten äußerst modern an. Der Magistrat schrieb (S. 53), Gronewold solle „Gottes Wort predigen und sich nicht in die Sachen der Obrigkeit mischen". Hier begegnen wir schon dem Thema „Kirche und Staat", „Christengemeinde und Bürgergemeinde". Es ist nicht nur für den Heimatfreund reizvoll, in der Darstellung Pölerts über die Geschichte der reformierten Kirche, die nur einen Teil der Geschichte der Kirchen in Salzuflen erfaßt, den offenen oder heimlichen Gegensatz in seinen Auswirkungen zu studieren. Es ist nur natürlich, daß im Laufe der Jahrhunderte der beherrschende Einfluß des Magistrates auf das Kirchenwesen (z. B. Recht des Magistrates bei der Pfarrwahl) abnahm und im Zuge der Trennung von Staat und Kirche der Weg zum partnerschaftlichen Miteinander beschritten wurde. Diese Entwicklung zeigt sich deutlich in der Schulfrage. Bis zum Jahre 1893 (S. 88), so berichtet Pölert, wurde die „Rektorstelle" von Theologen 450 Jahre lang verwaltet, während nun Philologen die Leitung übernahmen. So spiegelt sich in der von Pölert nachgezeichneten Geschichte nicht nur, wie man aus dem Untertitel zunächst annehmen möchte, „Chronik einer alten Stadtkirche", eine Ortsgeschichte wider, zu der nur der Heimatfreund greift.

Vielmehr wird auch der Kurgast, der neben den Badeverordnungen nach einem geistigen Ausgleich sucht, gern die Schrift über die Historie von Bad Salzuflen zur Hand nehmen, da in ihr mehr als nur Lokalkolorit geboten wird. Ebenso gern wird sich auch anhand der Schrift über das an Salzuflen angrenzende Wüsten mit seinen Höfen und Herrensitzen eine breitere Leserschicht unterrichten, um eine echte Verbindung zu der an Kulturgütern reichen und landschaftlich reizvollen Umgebung des Bades Salzuflen zu finden.

Die gediegene Ausstattung der Schriften mit dem sehr sorgfältig zusammengetragenen Quellenmaterial ist darüber hinaus geeignet, dem Leser die Möglichkeit zum eigenen Weiterstudium zu eröffnen. Dr. v. Hanstein

Erweiterung des Vortragswerkes

Die in Heft 2 — 1966, S. 79 f. abgedruckte Vortragsliste ist durch den folgenden Farblichtbildervortrag erweitert worden:
Karl Breidenstein, Lage
Wolfgang Schäfer, 4911 Pottenhausen, Auf dem Sand Nr. 4, Tel. 05232/2748
„Unser heimisches Hochwild", Farblichtbilder und Tonbandaufnahmen.

Heimatland Lippe, Zeitschrift des Lippischen Heimatbundes. Schriftleitung: Wilhelm Rinne, Detmold, Lessingstr. 9, Fernruf 63 24. Vorsitzender: Landesverbandsvorsteher Dr. Arnold Ebert, Detmold, Allee 4. Geschäftsstelle: Detmold, Bismarckstr. 8. — Bankkonto: Kreissparkasse Detmold 296 03, Postscheckkonto Hannover 230 87.
Die Zeitschrift erscheint zweimonatlich. Auflage 3700 — Druck: Topp & Möller, Detmold, Paulinenstraße 24.
Bezugspreis wird nicht erhoben, sondern durch Mitgliedsbeitrag gedeckt.

Lippische Gedenktage im März und April

2. 3. 1882	Dr. jur. Bernhard Ebert, Gründer des Lippischen Heimatbundes, in Bremen * († Detmold 1958)
4. 3. 1818	Franz Hausmann, 1. lipp. Reichtagsabg., in Horn * († 1877)
1890	Aug. Falkmann, lipp. Heimatforscher, in Detmold † (* 1817)
7. 3. 1872	Gust. Hackemack, plattd. Dichter „Hanken Jüsken", in Bentorf * († Brake 1958)
8. 3. 1848	Verkündung der Pressefreiheit in Lippe
9. 3. 1948	Einführung des allgemeinen Wahlrechts in Lippe
1854	Gleichstellung der kath. Kirche mit der reformierten Kirche in Lippe
10. 3. 1881	Rektor Gustav Wolff, Ornithologe, in Wahmbeck * († 1965)
11. 3. 1855	Julie Weerth, Heimatschriftstellerin, in Oerlinghausen * († 1942)
12. 3. 1765	Graf Simon August verbietet den Bohnenkaffee
14. 3. 1901	Pastor Joh. Schmidt, Heimatschriftsteller, in Lieme † (* 1860)
15. 3. 1804	Gründung der Lippischen Leihekasse in Detmold
1811	Chr. Wilh. Kracht, Begründer der mech. Leinenweberei in Lippe, in Lemgo * († 1902)
1853	Fürst Leopold III. bricht die Verfassung. Beginn der Reaktion in Lippe
1854	Gleichstellung der luth. Kirche mit der reform. Kirche in Lippe
18. 3. 1681	Die letzte Lemgoer Hexe hingerichtet
1876	Ferd. Freiligrath in Cannstadt † (* Detmold 1810)
19. 3. 1822	Joh. Ludw. Ewald, Organisator des lipp. Schulwesens 1781—1796, in Karlsruhe † (* 1748)
20. 3. 1895	Fürst Woldemar † (* 1824). Lipp. Erbfolgestreit 1895—1905
21. 3. 1882	Kunstmaler Ernst Rötteken in Detmold * († 1945)
23. 3. 1802	Kantor Emil Tasche, Sozialpädagoge, in Lage † (* 1766)
29. 3. 1829	Uraufführung von Grabbes „Don Juan und Faust" im Detmolder Hoftheater
31. 3. 1925	Schließung des Lipp. Lehrerseminars in Detmold (gegr. 1781)
1925	80 Soldaten der Detmolder Garnison ertrinken in der Weser bei Veltheim
1. 4. 1851	Lippe tritt seinen Mitbesitz über Lippstadt an Preußen ab
1921	Schötmar erhält Stadtrechte
1926	Oerlinghausen erhält Stadtrechte
3. 4. 1862	Eröffnung des Landeskrankenhauses in Detmold
5. 4. 1945	Opfertod des Lemgoer Bürgermeisters Wilh. Gräfer (* 1885)
7. 4. 1875	Kunstmaler Aug. Ewerbeck in Brake * († 1961)
8. 4. 1946	Bildhauer Robert Henckel in Horn † (* 1877)
11. 4. 1890	Heimatdichter Ludwig Altenbernd in Detmold † (* 1819)
12. 4. 1951	Heimatschriftsteller August Wiemann in Detmold † (* 1884)
14. 4. 1910	Past. Emil Zeiß, Zeichner u. Maler lipp. Baudenkmäler, in Schwalenberg † (* 1833)
16. 4. 1867	Schulrat Heinr. Schwanold, Heimatschriftsteller u. Vorgeschichtsforscher, in Salzuflen * († 1932)
18. 4. 1807	Lippe tritt dem Rheinbund bei
19. 4. 1784	Steph. Ludw. Jacobi, Erfinder der künstl. Fischzucht, in Hohenhausen † (* 1711)
25. 4. 1816	Lippische Bibelgesellschaft gegründet
1874	Rektor Friedrich Sauerländer, Heimatschriftsteller, in Lemgo * (lebt in Lemgo)
26. 4. 1930	Prof. Dr. Otto Weerth, lipp. Historiker u. Geologe, in Detmold † (* 1849)

S.

LIPPE

klassisches Land der Sparer



Hier wurde auch die erste **Sparkasse** gegründet!

Ersparnisse
sicher und vorteilhaft anlegen

Geldgeschäfte
schnell und bequem erledigen

Diese Tradition wird auch heute noch gepflegt.



Die lippischen

Kreis- und Stadt-Sparkassen

mit ihrem weitverzweigten Zweigstellennetz, geben die Gewähr für einen reibungslosen Geld- und Zahlungsverkehr.

Heimatland Lippe



60. JAHRGANG - NR. 3 VERLAGSORT DETMOLD - 1 D 20928 F MAI 1967

Zeitschrift des Lippischen Heimatbundes

INHALT

Gemeinsame Feier zum Tag des Baumes 81

W. Süvern: Die Spruchweisheiten der Lipper
II. Von Herrschaften, Geistlichen und kleinen Leuten 83
Der Bauer und seine Welt 88

O. F. Krauß: Gewinn des Lachens (Gedicht) 91

Dr. H. Fr. Gorki: Drei Denkschriften und die „fliegende Kommission"
Um die Neugliederung des Kreises Lemgo 92

L. Nebelsiek: Schalensteine in Lippe
und kultische Steinbohrungen der Vorzeit 95

Dr. H. Hoppe: Der alte Weg nach Barkhausen im Westernfeld vor Lemgo 100

H. Hanke: Berühmte Lipper: Karl Wehrhan, Lehrer und Forscher 104

Fr. Sauerländer: Das ehemalige Brüderkloster in Lemgo 108

G. Wiemann: Unser Wandervorschlag zum Wochenende:
Wasseramsel und Seidelbast in Berlebeck 111

H. L. Schaefer: Lippische Maler und bildende Künstler
Hans Wiegard — Zu seinem 65. Geburtstag 113

W. Süvern: 100. Geburtstag von Heinrich Schwanold 117

Umschau im Lipperland:
Aus der Arbeit des Ortsvereins „Alt Lemgo" 118
Buchbesprechungen 119
Ausstellung eines lippischen Künstlers 120

Umschlag: Lippische Gedenktage im Mai und Juni

Unser farbiges Titelbild zeigt den Kurpark des Staatsbades Meinberg mit Mofette und Musikmuschel. Aufnahme: Foto-Schönlau, Horn-Bad Meinberg

Heimatland Lippe
DETMOLD
MAI 1967
NUMMER 3
ZEITSCHRIFT DES LIPPISCHEN HEIMATBUNDES

Gemeinsame Feier zum Tag des Baumes 1967

Der Lippische Heimatbund bittet seine Mitglieder und Freunde, den Tag des Baumes 1967 am Sonnabend, 6. Mai, 15.30 Uhr, in Schwalenberg auf dem Aussiedlerhof Rodewald, Auf dem Hoffeld, festlich zu begehen; nicht so sehr aus Freude am Feiern, sondern vor allem, um jung und alt in Stadt und Land anzusprechen und aufzurufen, sich mit der Erhaltung und dem Schutz unserer Wälder und unserer Landschaft zu beschäftigen.

Unsere ganz besondere Aufmerksamkeit soll anläßlich dieses Tages den zahlreichen neu entstandenen Aussiedlerhöfen unseres Heimatraumes gelten, die mit der Vielfalt ihrer modernen, zweckmäßigen Gebäude weite Teile unseres Landschaftsbildes deutlich prägen.

Mit der Pflanzung von Baumgruppen im Schwalenberger Hoffeld möchte der Lippische Heimatbund - in Verbindung mit dem Landesverband Lippe - die Eingrünung der Aussiedlerhöfe fördern und so mithelfen, die Bauwerke einzubinden in die Landschaft und beide zu einem harmonischen Ganzen zu gestalten.

„Der Natur gelingt die große Übereinstimmung immerfort, sie wächst und quillt in Formen, die sich zu immer neuen sinnvollen Gestalten vereinigen. Der Mensch aber muß die Übereinstimmung erst schaffen, er muß seine Werke in die große Melodie einbringen und ihre innere Zwietracht in ausgereiften Formen beschwichtigen.“

FOLGE:

1. Eingangsintrade
2. Chor: Im Wald ist schon der helle Tag
3. Grußworte: Landesverbandsvorsteher Dr. Ebert
   (Vorsitzender des Lippischen Heimatbundes)
4. Chor: Wir wollen im grünen Wald . .
5. Volkstänze: „Necktanz" — „Laudenbacher Tanz"
6. Pflanzen von Baumgruppen
7. Chor: Ich reise übers grüne Land
8. Ansprache: Oberlandwirtschaftsrat Rathert
   (Direktor der Landwirtschaftsschule Blomberg)
   „Wer einen Baum pflanzt, bekennt sich zum Leben"
9. Chor: „Wer recht in Freuden wandern will"
10. Volkstänze: „Der Kegel" — „Gestländer"
11. Gemeinsames Lied: „Der Mai ist gekommen"

Mitwirkende:

Schwalenberger Volkstanz- und Trachtengruppe
Chor der Volksschule Schwalenberg
Bläsergruppe Niese
Volkstanzgruppe Niese

Für Wanderer ist der Weg vom Parkplatz an der ehemaligen Domäne bis zum Hof Rodewald beschildert.

Baumchirurg Maurer spricht

Am Dienstag, dem 9. Mai 1967, 15 Uhr, spricht im Vortragssaal des Landesmuseums in Detmold der weit über die Grenzen Deutschlands hinaus bekannte Baumchirurg Michael Maurer — auf Einladung der Unteren Naturschutzbehörde des Kreises Detmold, in Verbindung mit dem Lippischen Heimatbund — zu Lichtbildern über:

„Der Wert des Baumes in Stadt und Land — was muß zu seiner Erhaltung getan werden?"

Zu diesem Vortrag laden wir alle Mitglieder unseres Bundes herzlich ein.

Die Spruchweisheit der Lipper

Von Wilhelm Süvern

II

Von Herrschaften, Geistlichen und kleinen Leuten

Viel mehr als heute waren vor Jahrhunderten die einzelnen Stände und Volksklassen voneinander getrennt. An der Spitze der ständischen Pyramide unseres Landes stand der Graf und seit Ende des 18. Jahrhunderts der Fürst, der die Liebe und untertänigste Verehrung seiner Landeskinder erwarten durfte. Bis zum Ende der Monarchie ist der Lipper in der Treue zu seinem alten Herrscherhause nie wankend geworden, wenn auch, namentlich in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts, vieles im Argen lag und den Unwillen des Volkes wachrief. Oft wurde den Kritikern entgegnet:

„Kümmere dui nich ümme den Försten suinen Bort, diu krigst doch keunen Aflegger dovan!“ (Pl)

Seit der Mitte des 18. Jahrhunderts ist es am Detmolder Hofe nie üppig hergegangen, und wenn ein kritischer Geist auf das Wohlleben der Herrschaften hinwies, so erwiderte man ihm wohl:

Iuse Förste kann auk nich meier os sick satteeten.“ (O)

Bis zur Revolution von 1848 war der Landesherr Jagdherr im Lande gewesen. Mit der Proklamierung der Volksrechte erhielten aber auch die großen Bauern das Jagdrecht aus ihrem Besitz, und die Gemeinden konnten die Jagd auf ihrem Gebiet verpachten. Damit wurde der weit verbreiteten Wilddieberei ein Riegel vorgeschoben. Dem darob trauernden Wilddieb legte man das Wort in den Mund:

„Os nau nich jeude graute Biuer eune Jagd hadde, do hadde eck seu met den Försten olleine! see de Wilddeuf.“ (O)

Der Adel war bis in unser Jahrhundert hinein ein bevorrechtigter Stand. Lange, oft erbitterte Kämpfe sind nötig gewesen, überlebte Vorrechte zu beseitigen. Die Verfassungs- und Wirtschaftsgeschichte unseres Landes weiß viel davon zu berichten. Im Volke hieß es:

„De Eddelmann well jümmer dat Mest boben in'n Schappe häbben!“ (Pe)

Man war zornig über die Ansprüche der Herren, die auf Rechte pochten, welche das Volk als Unrecht empfand:

„Mänje Here hät dat Recht nich, öbber heu nimmt et sick!“ (O)

Doch die Herren hatten den längeren Arm und wußten ihn auch zu brauchen:

„Graute Heren hät lange Hänne!“ (Pe)

Natürlich, von ihrem Standpunkt aus, der sich ja auf eine jahrhundertealte Rechtstradition stützte, sahen diese Dinge anders aus:

„Van bobendal suiht olles anners iut os van unnernup.“ (B)

Sie verteidigten ein von der Zeit überholtes Recht, solange sie konnten. Im Streit mit ihnen hat das Volk lange den Kürzeren gezogen und sagte resigniert aber drastisch:

„Jijen 'n Backoben es schlecht haujahnen un jigen 'n Foier Meß es schlecht stinken!“ (B)

Die Anrede „Herr“ stand einst nur den Adligen zu, noch vor etwa sechzig Jahren verwahrte sich ein nordlippischer Landarbeiter gegen die Anrede „Herr“ mit den Worten:

„Eck sinn keun Herr! Herrns hät Rüens, eck häbbe keunen!“

Mit gemischten Gefühlen sah man auch die Beamten des Landesherrn, die Amtmänner und Vögte, an, „de Amten", wie man sagte. In den Zeiten des Absolutismus mußten sie beim Eintreiben der Abgaben oft rücksichtslos vorgehen. Im 17. und 18. Jahrhundert sind viele Bauern „abgemeiert", von ihren Höfen verjagt worden. Man klagte im Volke, die Bauern würden wie die Weidenköpfe behandelt, weil die Beamten meinten, je mehr sie davon abschlügen, umso mehr schlügen wieder aus:

„De Amten denket, de Biuern wörn osse Wieenköppe, je meier dovan abschloen werd, je hädder schloet seu wedder iut!" (O)

Aber die Bauern ließen sich auch nicht alles gefallen. Als ein entlassener Amtmann wie sonst von dem dazu verpflichteten Bauern durch die Werre getragen werden wollte, warf ihn der Mann ins Wasser mit den Worten:

„Bist diu nen Amten meier, drege eck dui auk nich dürt Water!" (O)

An „Amten" war auch in alten Zeiten kein Mangel. Ging der eine, kam der andere wieder, aber ein tüchtiger „Schwein", ein Dorfsschweinehirt, der war nicht leicht zu kriegen.

„Wui kruijet lichter 'n Amten wieer ossen Dörpsschwein", (O)

sagten die Bauern.

Nicht selten ging es auf den Amtsstuben ungerecht zu, wer gut schmierte, der konnte auch hier gut fahren. Ein altes lippisches Sprichwort drückt das so aus:

„Halbe Daler, diu häst recht, öbber ganze Daler, diu moßt recht häbben!" (Pe)

Die Detmolder Bürger rieten den Bauern, die zu Gerichten oder Räten wollten:

„Je grötter de Heern, je meier moßte schmeern!" (W)

Die Bürgermeister in den Dörfern hießen früher Vorsteher. Sie kriegten, wie man sagte, eine Schlehe als Lohn, mußten sie sich aber selber suchen (O). Manche bekamen in ihrem Amt eine „trockene Kehle" und fingen das Saufen an. Einem Kalbe, das seinen „Drank" nicht saufen wollte, rief man zu:

„Moßt Vörsteuer wern, dat diu dat Siupen lehrst!" (O)

Als um die Mitte des vorigen Jahrhunderts die Kommunalwege — heute sind es die Kreisstraßen — gebaut wurden, sagte man ironisch:

„Wo de Vörsteuer wonnt, do kümmt de Kummenolweg her!" (O)

Na, das soll ja auch heute oft noch so sein; denn „wer das Kreuz hat, der segnet sich!"

Auch der Pfarrer, „de Pape" oder „de Pasteoer", war oft die Zielscheibe des Volkswitzes. Hier eine kleine Blütenlese ohne Kommentar:

„Papen Gierigkeut un Gottes Barmhertigkeut wieret in Ewigkeut." (Pe)

„De Papen un de Hunne verdeunt dat Braut metten Munne." (Pe)

„Sterben es muin Gewinn, seggt de Pape, wenn heu de Luie no Kösters Kampe bringet." (O)

„De Pasteoer upper Kanßel hät geot kürn, heu draff schellen, öbber keuner draff anweoern." (O)

Ein geflügeltes Wort hat jener arme einfältige Landpastor geliefert, den der Superintendent fragte, warum er keinen schwarzen Rock angezogen hätte. Treuherzig antwortete er, der gerade vom Acker kam:

„Wenn't Herte man schwart es!" (Pe)

Scheinheiligen Heuchlern aber legte man folgendes Wort in den Mund:

Buibel und Sangbeok uppen Disk, de Pasteoer kümmt uppen Hoff!" (O)

Ach, es war schon so, jedermann glaubte, sich am Pastor reiben zu können wie das schmutzige Vieh am Kuhkamppfahl:

„De Pasteoers un de Keohpöhle hät euns gemeunsam: Jeudermann meunt, heu dröfte suinen schetterjen Ees doranne schuiern!" (Pl)

Doch über die Küster ging es ebenso her. In alten Zeiten bekamen sie den größ-

ten Teil ihrer Besoldung in Naturalien. Zur Osterzeit sammelten sie Eier, zur Winterzeit Würste ein. Was sollten sie aber mit den vielen Eiern machen, von denen manches oft schon angebrütet war? Sie baten dann wohl die Bauern, ihnen statt der Eier doch ein Stück Speck zu geben oder einen Klumpen Butter. Beim Klang der Kirchenglocken sangen die Kinder:

„Bum bam beier,
Köster mag nenne Eier!
Wat mag heu denn?
Speck inne Pannen,
Botter inne Kannen!
O diu aule Leckertahn!“ (Pe)

Vom Eiersammeln des Küsters handelt auch das folgende Rätsel:

„Worümme sitt uppen Kerktauern eun Hahne un keun Heon?“ — „Denn mößte ja de Köster herupkladdern un de Eier langen!“ (O)

Beim Würstesammeln suchte manche Bauersfrau das kleinste und schlechteste Stück aus. Darum sagte man von einem schlechten Kerl:

„De Keerl es seo schlecht ossen Köster-wost!“ (B)

Viele dieser alten Küster waren Originale. Von einem solchen hieß es dann:

„Jeude Minske hät'n Vugel, öbber de Köster hät'n Beokfinken!“ (O)

Der Küster in Bega hielt sich für besonders gescheit. Man stichelte, er hätte sogar beim Kegelspiel den Glücksfall „Acht ums Vordereck“ ausgerechnet. Einem Wichtigtuer erzählte man ganz treuherzig:

„Olle Luie sind nich seo kleok osse de Biegeske Köster! De hät iutreket, dat de Kiegels nich olle fallt, wenn de vödderste stohn blift!“ (O)

Vor 200 Jahren waren im Sommer die Landschulen fast leer, weil man die Kinder auf dem Acker oder beim Viehhüten brauchte. Da war denn nicht viel in der Schule zu machen. — Einem Angeber sagte man:

„Ruiget juck! see de Köster, öbber heu hadde man eunen Schoiler!“ (Pe)

Das weltfremde Leben mancher Küster fand im trödeligen Gang der Küsterkuh eine treffliche Parallele. Von einem täppischen, unpraktischen Menschen sagte man:

„Heu schlürt dohen osse Kösters Keoh, de gung dreu Dage vörn Regen no Hius un worte doch nau natt!“ (O)

Trotz allem war der Küster im Dorf eine Respektsperson, auf dessen Urteil man hörte, der seinen früheren Schülern auch mal ins Gewissen redete. Bei leichten Vergehen tröstete man sich:

„Dat vergifft de Köster!“ (Pe)

Natürlich war zwischen Pastor und Küster ein erheblicher Rangunterschied, der auch in den Hudeberechtigungen der beiden zum Ausdruck kam:

„Kösters Kalf hät nich datsülbe Recht osse Pasteoers Keoh!“ (O)

Noch eine Rangstufe tiefer standen die Schulmeister der sogenannten Nebenschulen der kleinen Dörfer. Sie hatten als Einkommen oft nur das kärgliche Schulgeld der Kinder, und jahrhundertelang war in Lippe ein geflügeltes Wort:

„Seo hungerg ossen Scheolmester!“ (B)

Die meisten jungen Lehrer heirateten früh, oft wurde ihnen die Witwe oder die Tochter des Vorgängers aufgedrängt, nur so konnten sie auf die begehrte Stelle rechnen. Als Gehilfe des Schwiegervaters oder als Versorger von Witwen und Waisen brachten sie dann ihre besten Jahre zu. Viele, viele dieser geplagten Schulmeister haben ein frühes Grab gefunden. In unseren Dörfern aber ging der Spruch:

„Dumme Jungens un Scheolmesters früjjet!“ (O)

Als Nachlaß eines solch armseligen Lebens blieb oft nicht viel mehr als ein Bücherschrank:

„Wenn lehrte Luie sterwet, hät Frubbe un Kinner nicks ossen Beukerschapp.“ (O)

Zur Zunft der „Geistlichen“ rechnete sich auch der Bälgetreter, der dem Küster beim Orgelspielen den Wind machen

mußte. Und wie heute dem energischen Hausmeister höherer Schulen wohl die Floskel in den Mund gelegt wird: „Ich und der Herr Direktor haben beschlossen . . .“, so lachten die alten Lipper auch über die oft überspannten Windmacher.

„Vandage häwwe öbber mol schön speelt! see de Bälgentreer teon Örgelisten“, (O)

und

„Wui Geustlicken hault faste teohaupe! see de Windmaker.“ (O)

Die „Amten“ und die „Geustlicken“ waren Fremdlinge in unseren Dörfern. Im Laufe des 19. Jahrhunderts ist das allmählich anders geworden, aber noch vor etwa 60 Jahren sagte im lippischen Norden ein Bauer zu seinen heiratsfähigen Töchtern:

„Bringet mui bleoß keunen Geustlicken int Hius!“

Der Arzt, „de Dokter“, ist erst in neuerer Zeit auf dem Lande ansässig geworden. Man holte ihn nur in den äußersten Notfällen, wenn kein Hausmittel, kein Besprechen der Krankheit, kein Barbier und kein Knochenbrecher mehr half. Vielfach konnte dann auch der Arzt nichts mehr machen. Starb aber der Patient, so hatte natürlich der Doktor schuld. Dann hieß es wohl:

„Wat de Dokter verderwet, dat werd met Eern teodeket.“

Die Handwerker des Dorfes genossen fast immer Achtung und Vertrauen. In den häufigen Kriegs- und Notzeiten früherer Jahrhunderte ist es den Bauern, Köttern, Hoppenplöckern und Einliegern meist recht schlecht ergangen, aber ein geschickter Handwerker kam immer durch. Das bezeugen auch unsere Sprichwörter:

„Wer eun Handwerk düget lehrt,
kriegt de Kost, wo heu verkehrt.“ (Pe)
„Handwerk kann wall sinken,
öbber nich verdrinken.“ (Pe)

Manches junge Mädchen hielt es auch mit dem Vers:

„Ackersmann — Schlackersmann!
Eck lobe mui den Handwerksmann!“
(Pe)

Doch die Eltern warnten dann wohl:

„Handwerk hät güllen Bodden, sitt öbber auk 'n Lock inne!“ (O)

Manch treffende Sprüche sind über die alten Dorfshandwerker gemacht worden. Vom Müller, der in drucken Zeiten bei Tag und Nacht auf dem Posten sein mußte, hieß es:

„Eun echte Möller krigt nennen annern Schlop os den Kerkenschlop.“ (O)

Nickte er dann bei der langen Predigt ein, so flüsterte man sich zu:

„Heu nickköpt oll wieer, heu gift den Pasteoer oll wieer recht!“ (O)

Und dabei hatte man ihn doch immer in Verdacht, daß er zuviel matte, zuviel Mehl als Mahllohn für sich abschöpfte:

„Üb immer Treu und Redlichkeit! see de Möller, do matte dubbelt.“ (O)

Und wenn das Korn teuer wurde:

„Dat gift Water up muine Möllen! see de Möller, do dat Kauern upschlaug.“
(O)

Der Schmied war der einzige „Metallarbeiter“ des Dorfes. Manch verzwicktes Werk an Haus und Hausrat mußte er zustandebringen. Nicht alles konnte ihm gleich gelingen. Das Eisen wieder ins Feuer und es anders probieren! war dann die Losung.

„Witt et annerster maken, seggt de Schmed, oft better werd, kruiget wui teo seun!“ (Pl)

Der Schneider war der Gegenpol des Schmieds. Die bekannte Geschichte vom fieberkranken Schmied, der sich mit einem Kump voll Sauerkohl wieder gesundfraß, und dem Schneider, der es ihm gleichtat und daran starb, hält das Sprichwort fest:

„Wat förn Schmed geot es, dat döcht nich förn Schnuider!“ (O)

Noch derber drückt den tiefen Sinn des „Eines schickt sich nicht für alle“ das folgende Döhnken aus:

„Et sall gesund suin, see de Schmed, streue sick Uisernspoine upt Botter un meune, et hädde enne geot don. ‚Wat förn eunen geot es, döcht auk förn annern', see de Schnuider, make et auk seo un starf!" (O)

Dem „Wippup", dem leichten Schneider, traute man nicht viel Kraft zu.

„För dreu Penje drunken un förn Daler dicke!" (O)

hieß es von den lustigen Schneidergesellen. Man warnte sie, sich vom Winde nur gar nicht fortwehen zu lassen:

„Wenn de Stormwind geut, denn stecket eun echte Schnuider suin Plettuisen inne Tasken!" (O)

Doch die Tapferkeit des Schneiders ist nie bezweifelt worden, viele Märchen und Döhnken können das bezeugen. Und von seiner Elle, die ja sein Maß, seine „Mate" war, wußte er auch andern Gebrauch zu machen:

„Olles met Mate! see die Schnuider un schlaug den Jungen metter Elen." (O)

Von den Schustern aus Blomberg wurde schon berichtet. Das Handwerk ist rar geworden in unserer Zeit, aber wer es recht versteht, für den gilt auch heute noch der alte Vers:

„Seo lange de Kinner met Foiten werd born,
seo lange geut auk nen Scheosker verlorn!" (Pe)

Die Maurer und ihren teuren Schweiß hat man wohl immer schon angestichelt. In unserer ältesten Sprichwortsammlung heißt es von ihnen:

„Eune Stunne metet seu,
eune Stunne eetet seu,
eune Stunne liuert seu,
eune Stunne miuert seu,
eune Stunne rauket seu Toback:
Un seo vergeut de ganße Dag!" (Pe)

Die Ziegler, die alten Friedlandgänger, haben lange um ihre ständische Anerkennung ringen müssen. Die Not daheim und der gute Verdienst draußen zog sie Jahr für Jahr in die Fremde:

„Ümme de geoe Plunnermelke es nau nemmet no Fruisland gohn!" (O)

sagten sie und haben das Zieglerhandwerk allmählich zu Ehren gebracht:

„Olles hät suine Wettenschaft, auk dat Leimenroiern uppen Tichelwerke!" (W)

Hielt es aber einer auf Ziegelei nicht aus und kehrte bald zurück, so hieß es im Dorfe:

„Suim es wieer trüjje, heu hät bleoß Klumpsoot halt." (B)

Der Schäfer, dieser älteste Beruf, ist heute in unserm Lande wohl ganz verschwunden. Nach der Aufteilung der Heiden und der Huden blieb für ihn und seine Schafe kein Platz mehr. Nun, als Familienname wird der Schäfer ja nie aussterben, aber auch ein altes, lustiges Sprichwort erinnert noch an ihn, an den Schäfer, der am Sonntagmorgen mit seinem Hund in der Kirchentür steht und den Papen vom guten Hirten predigen hört, der seine Schafe nicht verläßt:

„Spitzken kumm, Pape stichelt!" (O)

sagt der Schäfer und zieht ab.

Der gesellige Mittelpunkt unserer alten Dörfer war der Krug. Oft waren Brauerei und Branntweinbrennerei mit ihm verbunden. Der Wirt, „de Kreujer", war eine einflußreiche Persönlichkeit und stand auf der Rangleiter eine Stufe höher als die Handwerker. Darum sagte man auch:

„De Welt stiggt jümmer heujer,
iuten Scheosker werd 'en Kreujer." (W)

In jenen vergangenen Zeiten, als man noch kein Fernsehen und keine Zeitung kannte, als keine Eisenbahn und kein Auto fuhr, da konnte man die neuesten Nachrichten immer nur im Kruge erfahren. Und wenn die Frau daheim schimpfte, daß der Mann wieder ins Wirtshaus lief, dann konnte er mit gewissem Recht entgegnen:

„In'n Kreoge kann 'n ollhand förn Grössen wat teo wieten kruijen, wat 'n Daler wert es!" (Pe)

Allerdings, mancher Bauer hat im Laufe seines Lebens seinen ganzen Hof in den Krug getragen, und so hat denn auch das andere Sprichwort Recht:

„Häst diu met'n Wertsmann Struit, kannst diu mänjen Daler behaulen. (Pl)

Der Bauer und seine Welt

Viele alte Sprichwörter und Redensarten haben den Bauern und das bäuerliche Leben zum Gegenstand. In Kalendern und Zeitungen werden die uralten bäuerlichen Wettersprüche häufig und gern zitiert; sie sterben wohl nicht aus, wenn auch die moderne Landwirtschaft manche dieser alten Weisheiten nicht mehr anerkennt. Eine davon stimmt allerdings immer:

„Kraijet de Hahne uppen Meß, seo ännert sick dat Wedder eoder et blift os et es!"

Die Zeit vor 200 Jahren, als man die damals viel propagierten Kartoffeln und den ebenso gepriesenen Rotklee noch recht mißtrauisch betrachtete, können wir uns kaum noch vorstellen. Die beiden folgenden Worte aber stammen aus jener Zeit:

„Erftepott upt Fuier; Weg met den giftigen frömden Untuije!" (O)

Dieses giftige Unzeug, das man auch „Fruiselbissen" nannte, waren die Kartoffeln! Und vom Klee hieß es:

„Kannste van Klobern backen, kannste Klobersoppen freeten?" (O)

Damals wurde vom Ackerlande noch der Zehnt des Gutsherrn abgeholt, für den Bauern eine drückende Abgabe. Ärgerlich sagte er:

„Tejeden van'n Lanne, Schmand vanner Melke!" (O)

Der Umbruch von Hudeland an den Bergen war für ihn dann manchmal ein Ausweg, weil auf diesem Lande kein Zehnt lag:

„Moßt de Berge düngen, do liggt nen Tejeden uppe!" (O)

Als man noch keinen künstlichen Dünger kannte, war der Stallmist auf jedem Bauernhofe ein recht kostbares Gut, und noch vor einigen Jahrzehnten konnte man auf dem Lande oft das Wort hören:

„Meß es de beste Kunstdünger!"

Ein gut gedüngtes Ackerfeld kam auch dem Vieh zugute, so ist auch das Wort verständlich:

„Straumeß gift Bottern!" (O)

Ein ungedüngtes Feld konnte keine Ernten bringen, der kurze Wagen, der Mistwagen, mußte dem langen, dem Erntewagen vorangehen:

„Wo der korte Wagen nich henkümmt, briuket de lange Wagen nich henfohrn." (O)

Auch den kalkhaltigen grauen Mergel unserer lippischen Berge fuhr man aufs Land, um bessere Erträge zu erzielen. Der gebrannte Ofenkalk war zu teuer zum Düngen. Bis ins vorige Jahrhundert hinein hat man das Land etwa alle 12 Jahre gemergelt. Es hieß:

„Vell Kauern kümmt iuter Mergelkiulen." (O)

Nachbarn mergelten meist gemeinsam und hielten am Feierabend dann auch eine tüchtige Vesper ab. Voll Behagen klopfte sich hernach der Fresser auf den Bauch und sprach:

„Do häbbe eck mui öbber mol wieer düjet mergelt!"

Das fromme „Bete und arbeite!" aber hieß im Bauerntagewerk:

„Bring Meß upt Land, denn helpet auk dat Been!" (Pl)

und

„Wo de Meßwagen nich henkümmt, hort Gottes Segen up!" (Pl)

Mit dem vielzitierten Wort: „Die dümmsten Bauern haben die dicksten Kartoffeln" hat es nie viel auf sich gehabt, auch in alter Zeit führten nur Fleiß und Tüchtigkeit zum Erfolg. Man mußte immer etwas zulernen, und weise wurde man nie.

„Eun Ackersmann saijet sick wall gruis, öbber nich wuis!“ (Pe)

Nur ein schlunderiger Bauer oder ein ungetreuer Knecht hielt es beim Pflügen mit dem leichtsinnigen Wort:

„Breit un dünne, seo kümmt dat Land baule ümme!“ (W)

Der Tüchtige wußte und handelte so:

„Bui 'en Ploijen schmall und deuf,
denn dat hät de Acker leuf.
Bui 'en Streken flach un breit,
dat gift Kauern osse Reit!“ (O)

Reit ist das dicht stehende Riedgras. Die Arbeit allein aber fruchtete nichts, wenn zu rechter Zeit und in rechtem Maße nicht der Regen kam. Vor Mittsommer war er am nötigsten. Vom Pastor zu Heiden ging der Schnack im Lande, er habe zu den Kirchleuten gesagt:

„Kinner, vör Mittsommer helpet mui düjet ümme Regen been! Nohers kann eck't olleine!“ (O)

An seinem reifenden Kornfeld entlangzuschreiten, ist für jeden echten Bauern allezeit der schönste Gang gewesen. Wenn der Roggen „mülmert“, die Wolke des Blütenstaubes über den Acker weht und eine gute Ernte verheißt, dann ruft der Bauer beglückt:

„Ha, we de Dalers fleujet!“ (O)

Doch beim Anblick des von Kornblumen, Mohn und Raden bunten Feldes, das das Auge jedes Naturfreundes entzückt, spricht er ärgerlich:

„Je bunter de Bleomen, je leijer de Acker!“ (O)

Und wenn die Ähren gar beim Reifen nur leere Köpfe hochrecken, statt sie, von Körnern schwer, sinken zu lassen, sagt er sorgenvoll:

„Wenn de Roggen buin Ruipwern den Kopp nich hangen lött, denn kann't de Biuer deon!“ (O)

Für jeden größeren Bauernhof waren gute Knechte und Mägde, man sagte „geoet Volk“, besonders wichtig. Aber auch in alter Zeit war nicht leicht an Leute zu kommen, die sich mit ihrer Arbeit und ihrem Dienstherrn treu verbunden fühlten. Als Torfgräber oder Grasmäher in Holland oder als Fuhrknecht in der Stadt konnte man mehr verdienen. Auch die Mädchen nahmen lieber einen Stadtdienst an als einen Dienst auf dem Bauernhofe. Außer Kost, Unterkunft, einem Paar Schuhe und einigen Ellen Leinen für Arbeitszeug verdiente ein Bauernknecht bis etwa um die Mitte des vorigen Jahrhunderts gewöhnlich jährlich soviel, wie eine gute Kuh kostete. Das waren im 17. Jahrhundert etwa 10, im 19. etwa 20 Taler. Als aber das Ziegelgehen mehr in Mode kam, da hieß es bei den Bauern:

„Wer geoet Volk uppen Howe häbben well, de mott deup inne Tasken faten können.“ (O)

Angebot und Nachfrage bestimmten auch hier den Preis. In schlechten Zeiten, wenn viele Ziegeleien still lagen und wenn der Absatz des lippischen Leinens stockte, dann bot sich mancher Knecht bei den Bauern an. Aber dann hieß es auch:

„Wer sick anbeut, den suin Laun es nich graut.“ (W)

Sah man beim Mieten eines Knechtes mehr auf die festen Fäuste und starken Knochen, so wollte man Mägde haben, die fix bei der Hand waren. Man kriegte sie erst mit an den Mittagstisch und sah ihnen beim Essen zu. Waren sie da flink und anstellig, so waren sie auch sicher flink bei der Arbeit. Es galt die Regel:

„Os eunen goht de Backen, seo goht en auk de Hacken.“ (W)

Wichtig aber war auch immer der gute Wille der Dienstboten. War anfangs auch nicht alles vollkommen, so konnte man doch bei guter Anleitung auf die Dauer Gutes erwarten; denn:

„Willig Herte makt lichte Foite!“ (W)

„Der Gerechte erbarmt sich seines Viehes“, dieses Bibelwort ist hierzulande wohl immer beachtet worden. Auf sein gutes Vieh war der Bauer stolz, jeder Besuch wurde auch in die Viehställe geführt. Besonders den Pferden galt die Liebe des

Bauern, ja, der Lipper ist von jeher ein echter Pferdenarr gewesen. Wilbasen, einst der größte Pferdemarkt weit und breit, ist ein Beweis dafür. Wie hoch es da herging, sagt das Wort:

„Buin Peerhannel geut et faken schlemmer teo os buin Peerstehlen." (O)

Jeder prahlte gern mit seinen Pferden, wenn ein solcher Prahler dann aber schlechte Tiere vorm Wagen hatte, so stichelte man wohl:

„Duine Peere hät wall 'ne schlechte Nacht hat, wenn seu jistern seo geot wesen sind." (O)

Man wußte Bescheid, daß er seine Pferde nicht gut pflegte, denn

„Wer dat Peerd suit, briukt de Kribben nich teo seun." (Pe)

Ein gutes Pferd mußte man auch gut behandeln:

„Eun willig Peerd mott'n nich teo haste andruiwen!" (Pe)

„Seo os man de Peere wöhnt, seo goht seu auk." (W)

Der Verlust seiner Pferde traf den Bauern besonders hart, und es ging gar das Wort im Lipperlande, das wohl barbarisch klingen mag:

„Auler Frubben Sterben
es nen Verderben,
öbber Peerverrecken,
dat essen Schrecken!" (Pe)

Viele Sprichwörter, in denen die Namen von Haustieren vorkommen, sind Gleichnisse für das menschliche Leben und Verhalten und sprechen manchmal eine Lebensweisheit aus. So, wenn es von der Kuh heißt, die vergessen habe, daß sie auch einst ein Kalb war:

„Et es der Keoh vergetten, dat seu auk mol 'n Kalf wesen es", (B)

kann man das auch von so mancher Mutter sagen, die ihre Tochter schilt, wenn sie gern nach dem Balle möchte. Und daß man in ein jedes Geschäft, aus dem man Verdienst schöpfen will, auch etwas hineinstecken muß, das sagt das Wort von der Kuh, die durch den Hals melkt, d. h. die nur Milch geben kann, wenn man ihr auch genug zu fressen gibt:

„Köjje melket dür den Hals!" (O)

Von keinem solle man mehr fordern, als er leisten kann:

„Man kann den Ossen nich meier afförddern os Rindfleusk!" (Pe)

Von einem Eigensinnigen sagt man:

„Heu es seo diunig os eun Osse!" (B)

Und das derbe Wort von dem geizigen Bauern und dem empfindlichen Ochsen gehört hierher:

„Biuern un Ossen draff man nich an'n Buil packen, süß schloet seu iut!" (B)

Ein tüchtiger, aber ungeschickter Mensch gleicht einer Milchkuh, die den Melkeeimer umstößt:

„Wat helpt et, wenn de Keoh eunen Emmer vull Melke gift un stött en ümme!" (Pe)

Von einem Grünschnabel sagt man:

„Heu suit iut ossen nöchtern Kalf." (B)

Ein unentschlossener Mensch gleicht dem Huhn, das nicht zum Legen kommt:

„Heu kluckt un kluckt un kümmt nich teon Lejjen." (B)

In der Zeit, als die Gemeindehuden geteilt und die Anteile nach dem Viehstand der Höfe und Stätten bemessen wurden, da entstand das recht anzügliche Wort:

„Wenn de Mästeschwuine 'n Emmer vull kruijet, denn kruijet de annern auk 'n bieten, dat se stille sind!" (B)

Beim Essen soll man nicht wählerisch sein:

„Geot Schwuin frett olles!" (B)

Wer das Angenehme will, der muß auch die Arbeit dafür in Kauf nehmen, wer Würste haben will, muß auch Schweine füttern:

„Eone Schwuine keune Wöste!" (Pl)

Ein Grund für ein schlimmes Werk ist leicht gefunden:

„Wer den Rüen schmuiten well, findt lichte eunen Steun." (B)

Auch ein kleines Geschäft bringt etwas ein:

„Lütk Veuh makt auch Meß!" (B)

Jeder muß die Folgen seines Tuns tragen:

„Wer sick teon Hoffrüen meldt, mott wieten, dat heu Knoken buiten kann!“ (B)

Man hüte sich vor schlechten Leuten, die einem das ganze Hofgesinde verderben können:

„Eun schorfiget Schop sticket de ganße Herde an!“ (Pe)

Üppigkeit und Überfluß soll man nicht unterstützen:

„Man sall der fetten Sugen den Ees nich schmeern!“ (B)

In einem kinderreichen Hausstand geht es meist recht mager zu:

„Wo vell Fickel sind, werd de Drank dünne.“ (B)

Man muß seine Ehre hochhalten und darf sich nicht wegwerfen:

„Wer sick unner de Kleujen menget, werd van den Schwuinen freeten!“ (B)

„Wer sich teo Gräß maket, den freetet de Köjje!“ (Pe)

Ein ganzer Sack solch treffender Vergleiche aus dem Tierreich ließe sich noch ausschütten. Der Bauer lebte ganz in seiner Welt, aus ihr schöpfte er seine Ansichten und Lebensanschauungen.

Die Neigung zu Kleiderpracht ist den Lippern von ihren Grafen früh beschnitten worden. Geharnischte Erlasse gegen Sammet und Seide und gegen die von Händlern eingeschmuggelten bunten Tücher und Kleiderstoffe haben den Putzteufel in weisen Grenzen gehalten. Die alten Trachten sind in Lippe nie so üppig gewesen wie z. B. im Bückeburgischen und in manchen Gegenden Westfalens.

Better in'n Luiwe os uppen Luiwe!“ (Pe)

sagte man, und man warnte auch:

„Sammet un Suide es eun seltsamet Kriut, et bläst dat Fuier inner Küken iut!“ (Pe)

Aber Schludrigkeit in der Kleidung duldete man auch nicht, es wurde geflickt und gestopft, wo immer es noch ging, nach dem Motto:

„Better 'n Lappen ossen Lock!“ (Pe)

Alles Fremde wurde auf dem Lande zunächst mit Mißtrauen betrachtet, und schon, wenn ein Mädchen aus einem andern Amte ins Dorf heiratete, wurde es erst scheel angesehen. In einem alten Spottlied auf die Stemmer Bauern heißt es: „Der Bauer an der Danenstraße, der die Frau aus Kohlstädt hat . . .“ Und von einem anderen Bauern des gleichen Dorfes wird glaubwürdig berichtet, daß er seinen Sohn, der ein Bauernmädchen aus Biemsen heiraten wollte, mit den Worten warnte:

„Junge, sui vörsichtig, et es iuten Amte Schötmar!“

Aber wenn nun ja der Anerbe ein Mädchen aus dem „Ausland“, dem benachbarten Preußischen oder Hessischen, freien wollte, so machten die Eltern meist recht bedenkliche Gesichter, bis dann wohl ein Nachbar, dem der Schalk im Nacken saß, mit den Worten beschwichtigte:

„Och, lot'n man früjjen! Et es'n wacker Luit, et seggt ‚jo‘ ossen Luit iuten Lippsken!“ (B)

Gewinn des Lachens

Otto Franz Krauß

Wenn wir erst wieder unser Lachen
besinnlich und zur Freude machen,
abseits von ausgetret'nen Wegen
für warmes Menschentum uns regen;
wenn wir dem heut'gen Massenleben
Auftrieb durch eignes Volkstum geben
und am Humor von großen Meistern
uns wie an fremden „Songs“ begeistern;
wenn endlich wir uns noch bequemen,
Frohsinn und Volk so ernst zu nehmen,
daß wir es wie die Kinder machen:
gemeinsam, offen, herzlich lachen . . .
Was meint ihr wohl, was wir gewönnen,
wenn wir so wieder lachen könnten?

Drei Denkschriften und die „fliegende Kommission“

Um die Neugliederung des Kreises Lemgo

Von Dr. Hans Friedrich Gorki

Das Gutachten „Die Neugliederung der Gemeinden in den ländlichen Zonen des Landes Nordrhein-Westfalen“ ist ein Denkmodell, an dessen Normen die Verantwortlichen überprüfen sollen, wie es besser zu machen sei. Der Kern des Gutachtens ist ein Appell an Vertretungen, Verwaltungen und Aufsichtsbehörden, sich konkret mit den Dingen auseinanderzusetzen. Nur dann soll man sich für etwas Neues entscheiden, wenn man davon überzeugt ist, daß es besser sei. Diese Gedanken u. a. trug Dr. Möcklinghoff, Oberkreisdirektor des Kreises Lüdinghausen und Mitglied der Sachverständigenkommission für die kommunale und staatliche Neugliederung des Landes Nordrhein-Westfalen, jüngst in einem Amtsort seines Kreises vor. Er äußerte weiter die Auffassung, die strichweise festzustellende hektische Unruhe wie im Kreise Unna könne heilsam sein, aber auch die Problematik zerreiben, und er warnte ausdrücklich vor übertriebenen Erwartungen, die zu nicht erfüllbaren Illusionen führten (Lüdinghauser Zeitung, 18. 3. 1967). In Coesfeld sprach sich Dr. Möcklinghoff gegen eine Reglementierung von oben aus und gab auch zu verstehen, daß die Ämterverfassung nicht in jedem Falle überflüssig sei, daß vielmehr von Fall zu Fall entschieden werden müsse, welche Lösung als die beste in Frage komme (ebd., 11. 4. 1967). Diese Gedanken eines Verwaltungsfachmanns, der als überzeugter und aktiver Vertreter einer Reform aller Stufen der Verwaltung bekannt ist, werden hier angeführt, um noch einmal auf die schlichte Wahrheit aufmerksam zu machen, daß es verfehlt wäre, das Gutachten als eine Art höherer Offenbarung in gläubiger Verehrung hinzunehmen und damit die Diskussion um die Prinzipien der Verwaltungsreform auf gemeindlicher Ebene in dem Sinne für abgeschlossen zu halten, als hätte sie zu einem über jeden Zweifel erhabenen Ergebnis geführt.

Indes soll hier nicht auf grundsätzliche Fragen eingegangen werden; das ist bereits in der Arbeit „Verwaltungsreform in Lippe“ („Heimatland Lippe“, März 1967) geschehen und wird jetzt nicht wieder aufgegriffen. Der Verfasser legt aber, um Mißverständnisse zu vermeiden, Wert auf die Feststellung, daß er sich in seiner dort dargelegten Ansicht durch mancherlei Gedankenaustausch bestätigt fühlen darf. In der heutigen Betrachtung ist nur vom Kreise Lemgo die Rede, in dem die Vorbereitung der kommunalen Neugliederung inzwischen vorangetrieben werden konnte.

Anfang Februar wurde eine Stellungnahme bekannt, in der die Stadt Lemgo der Neugliederungskonzeption der Kreisverwaltung für den Bereich zwischen Lemgo und Barntrup eigene Vorstellungen entgegensetzte. Nicht vier Großgemeinden — Lemgo, Brake, Dörentrup und Barntrup — seien hier zu bilden, sondern lediglich zwei, nämlich Lemgo und Barntrup mit einer gemeinsamen Grenze zwischen Schwelentrup und Wendlinghausen auf der einen und Humfeld und Bega auf der anderen Seite. (Zur Veranschaulichung der Orts- und Bereichsangaben sei auf Abb. 1 im oben genannten Aufsatz verwiesen.) Um die Forderung zu begründen, daß das Gebiet der Stadt Lemgo nicht nur — wie im Entwurf der Kreisverwaltung vorgesehen — nach Norden und Westen, sondern auch, und zwar weit umfassender, nach Süden und Osten ausgedehnt werden müsse, wurden in dieser Denk-

schrift zwar die Feststellungen des Landesgutachtens über Gemeinden des Typs A und B herangezogen, dabei jedoch Bemühungen angestellt, den klaren Unterschied zwischen den beiden Typen durch das Operieren mit verschwommenen Begriffen („großer Nahversorgungsbereich" und „Nahestversorgungsbereich") zu verwischen. Die Argumentation, in deren Mittelpunkt Überlegungen zur Finanzkraft der Stadt standen, gipfelte in der Behauptung: „Die Vorschläge des Landkreises Lemgo führen den Ruin der Stadt Lemgo herbei." In der Entgegnung des Oberkreisdirektors Krüger hieß es dementsprechend u. a.: „Es liegt auf der Hand, daß im Vordergrund der Wünsche der Stadt Lemgo nicht die Raumgliederung und die Verwaltungsreform steht, sondern klare finanzielle Ziele, nämlich die Angliederung weiterer finanzstarker Gemeinden an das steuerstarke Lemgo. Es geht der Stadt Lemgo nach der vorgelegten Stellungnahme nicht um Verwaltungsreform, sondern um Eingemeindung. Eingemeindungen sind aber nicht das Ziel der Verwaltungsreform."

Da man anscheinend auch in den anderen Städten des Kreises durch den Vorschlag der Kreisverwaltung zur gemeindlichen Neuordnung sich benachteiligt zu fühlen begann, erhielt Lemgo Schützenhilfe, und es wurde in einer Denkschrift der Stadtdirektoren die Meinung vertreten, mit Ausnahme des Kalle- und des Extertalbereiches seien alle Landgemeinden den Städten anzugliedern. Die Stadtgebiete sollten nach dieser Vorstellung folgende von der Kreisplanung (Stand Ende 1966) vorgesehenen Großgemeinden umfassen: Oerlinghausen 1 und 2 ohne Nienhagen und Bexterhagen; Bad Salzuflen-Schötmar 3, 4, 5 und Nienhagen und Bexterhagen; Lemgo 6, 9 und von 7 Hillentrup und Schwelentrup; Barntrup 11 und von 7 Bega, Humfeld und Wendlinghausen. Als Beleg für diese Auffassung mußte wiederum das Landesgutachten herhalten. Dabei wurde der gemeindliche Grundtyp A frischweg zur „Hilfskonstruktion" umgedeutet, um den Grundtyp B als eigentliches Anliegen des Gutachtens erscheinen zu lassen. Daß das Verhältnis zwischen A- und B-Gemeinden gar nicht richtig durchschaut wird, dafür legt eine Formulierung wie „Verzahnung der Grundtypen A und B" deutliches Zeugnis ab; denn Verzahnung zwischen Gliedern verschiedener Ebenen ist unmöglich. In vollendetem Widerspruch zu der Tatsache, daß Lemgo und auch Bad Salzuflen, unterstützt durch Schötmar, längst eine zentralörtliche Stellung ausüben, wie sie im Gutachten als charakteristisch für den Typ B bezeichnet wird, wartet die Denkschrift gleich zweimal mit der Behauptung auf, im Kreise Lemgo seien bislang Gemeinden dieses Typs überhaupt nicht vorhanden. Es leuchtet ein, daß die Stellungnahme durch ihre derart unbekümmerte Gedankenführung von vornherein diskreditiert ist. Und das mit Recht.

Dem Streben der Städte nach der Bildung übergroßer Gemeinden steht auf seiten sehr vieler Landgemeinden der Wunsch gegenüber, eine kleinräumige gemeindliche Gliederung nach Möglichkeit beizubehalten. Diese Einstellung hat in einer Denkschrift Niederschlag gefunden, mit der 15 Gemeinden des Raumes zwischen Weser und Ilse sowie Voßheide — als „Taller Kreis" bekannt, weil die Absprache in Talle getroffen wurde — sich an die zuständigen Stellen gewandt haben. Im Unterschied zu den Vertretern von Interessen, für die das Landesgutachten eine willkommene Grundlage bietet oder auch nur zu bieten scheint, sind die Verfasser dieser Stellungnahme recht sorgfältig vorgegangen. Gestützt auf zahlreiche Argumente, denen gegenüber man sich vielleicht verhärten, die man aber — wenn überhaupt — gewiß nicht leicht widerlegen kann, wird die zwangsweise Eingliederung in Großgemeinden abgelehnt, hingegen die Bereitschaft zu freiwilligen

Zusammenschlüssen und überörtlicher Zusammenarbeit einzelner Gemeinden betont. 13 der zum Zusammenschluß als Kalletal-Großgemeinde vorgesehen 16 Gemeinden lehnen dieses Gebilde in der geplanten Form ab; Entrup und Leese machen gegen ihren Anschluß an Lemgo Bedenken geltend und Voßheide gegen seinen Anschluß an Brake. Freilich dürfte dieser Denkschrift bei den entscheidenden Persönlichkeiten kaum nennenswerte Aufmerksamkeit zuteil werden, da sie fast ganz auf die Ablehnung des vom Kreise erarbeiteten Neugliederungsvorschlags abgestellt ist, ohne diesem mit einer eigenständigen anderen Reformvorstellung zu begegnen. Ein bloßes Nein ist aber zu wenig; denn im Lande ist der Kurs auf Reform offiziell eingeschlagen worden, und der Kreis Lemgo soll unbedingt einer der ersten Kreise sein, die verwaltungsreformiert werden. Da wird das Ob kaum mehr diskutiert; es kann sich nur noch um das Wie handeln.

Wer sich in dieser Hinsicht noch irgendeinem Zweifel hingegeben haben sollte, dem mußte die Sachlage klarwerden, als in den Tagen vom 28. bis zum 31. März die von Ministerialdirigent Dr. Eising geleitete „fliegende Kommission" der Landesregierung im Kreise Lemgo weilte. Die Kommission versuchte auf drei Besichtigungsfahrten durchs Kreisgebiet — Osten, Westen und Mitte — eigene Eindrücke zu gewinnen, ließ an drei Aussprache-Abenden — in Bösingfeld, Lockhausen und Lemgo — die Gemeinden der betreffenden Teilräume zu Worte kommen, hörte am vierten Tage zunächst die Vertreter von Verbänden und Behörden an und gab schließlich dem Kreistag ihre Auffassung bekannt. Dr. Eising erläuterte, es lasse sich von vier Tatsachen ableiten, daß eine kommunale Gebietsreform erforderlich sei: 1. Die gegenwärtigen Gemeindegrenzen — entstanden aus alten Eigentumsgrenzen — haben streckenweise eine äußerst unübersichtliche Führung, so daß manche Gemeinden unglücklich miteinander verzahnt sind. 2. Z. T sind Gemeindegrenzen deshalb sinnwidrig geworden, weil Bebauungsgebiete sich bereits über sie hinweg erstrecken. 3. Der als Verstädterung bezeichnete Strukturwandel des ländlichen Raumes greift um sich. 4. Daß die gemeindlichen Aufgaben zur Erledigung im größeren Rahmen drängen, zeigt sich an den zahlreichen Zweckverbänden sowie an Gemeinden, die keine eigene kommunale Einrichtung besitzen. Das Kommissionsmitglied Ltd. Ministerialrat Köstering („Ich kenne diese Landschaft sehr genau") durfte dann die Meinung vortragen, die sich die Kommission über die zweckmäßige Neuordnung des Kreises Lemgo gebildet hatte. Sie weicht nur geringfügig von der bisherigen Konzeption der Kreisverwaltung ab: Anstelle der projektierten Großgemeinden Bad Salzuflen und Schötmar sowie Lemgo und Brake sei je eine Großgemeinde zu schaffen.

Damit liegt eine Meinungsäußerung vor, der man das Gewicht einer Vorentscheidung beimessen kann, weil nun umrissen ist, welche Art von Vorschlag von der Kommission für das Ministerium ausgearbeitet wird. Dieser Vorschlag wird, wie gesagt wurde, auch der Kreisverwaltung und den Gemeinden zur Stellungnahme zugeleitet. Sofern dann noch Gegenvorschläge gemacht werden, mit denen ändernd in den Gang der Dinge eingegriffen werden soll, so müßten sie wohl folgende Bedingungen erfüllen: Sie müssen 1. fundiert sowie sachlich sauber und schlüssig entwickelt sein, 2. sowohl den Bedürfnissen der Einwohner des betreffenden Raumes entsprechen wie zugleich denen der Nachbarräume nicht zuwiderlaufen und 3. vom Willen der Bevölkerung des Raumes, um den es sich handelt, getragen werden. Solche Vorschläge sind denkbar; für Brake, fürs untere Kalletalgebiet und auch sonst. Sie durchzusetzen, das dürfte jedoch schwer sein; denn Verwaltung und Regierung sitzen am ungleich längeren Hebelarm.

Schalensteine in Lippe und kultische Steinbohrungen der Vorzeit

Von Leo Nebelsiek

Als Schalenstein oder Näpfenstein bezeichnet man Steinblöcke von wechselnder Größe, einzeln liegend oder anstehend, die auf der Oberfläche oder an den Seiten kreisrunde Eintiefungen aufweisen[1]). Die 5 bis 10 cm weiten und 2 bis 6 cm tiefen Schälchen sind nicht auf natürliche Weise — etwa durch Auswitterung — entstanden, sondern offensichtlich von Menschenhand geschaffen worden, und zwar durch Auspicken oder Bohren. Neben den mitunter in Reihen angeordneten oder gar durch Furchen verbundenen Schälchen findet man gelegentlich noch andere Eintiefungen: ein vierspeichiges Rad, paarweise Handbilder, einen Fußabdruck u. a. (Abb. 1).

Die Schalensteine treten bereits in der Jungsteinzeit — also vor mehr als 4000 Jahren — auf, haben dann aber in der Bronzezeit eine weltweite Verbreitung erfahren. Sie begegnen uns im Orient, in den Mittelmeerländern, in der Schweiz, in Frankreich, auf den britischen Inseln, in Skandinavien bis hinauf nach Finnland. Auch in Norddeutschland hat man eine ganze Anzahl dieser merkwürdigen Steinblöcke festgestellt, so z. B. in dem uns benachbarten Kreise Bersenbrück[2]) (Abb. 2).

Seit einiger Zeit sind nun auch in Lippe



Abb. 1: Schalenstein von Klein-Meinsdorf, Kr. Plön, mit Schälchen, einem vierspeichigen Rad, Hand- und Fußdarstellungen (nach Schwantes)

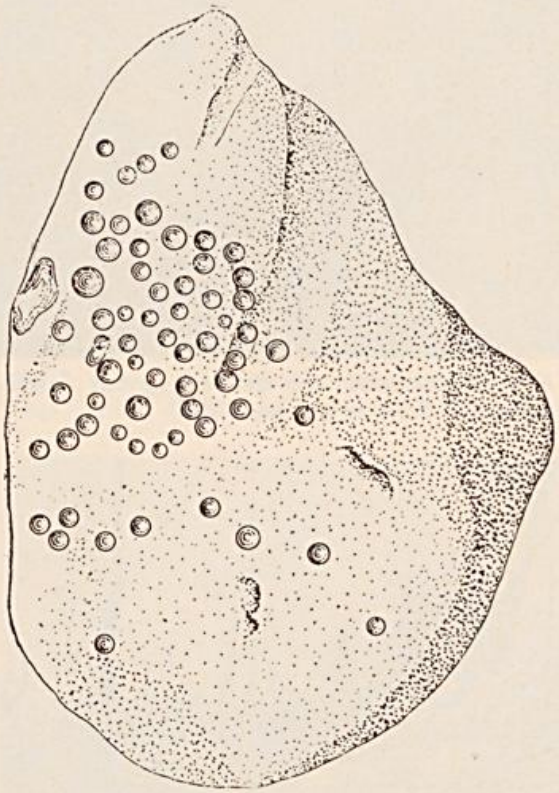


Abb. 2: Schalenstein aus Restrup, Krs. Bersenbrück (nach Novothnig)



Abb. 3: Der Teufels- oder Hexenstein vom Bennerberg, Forst Schieder, am „unteren Waldweg"



Abb. 4: Der „Richterstein" am Bennerberg mit deutlicher Reihung der Schälchen, von Süden

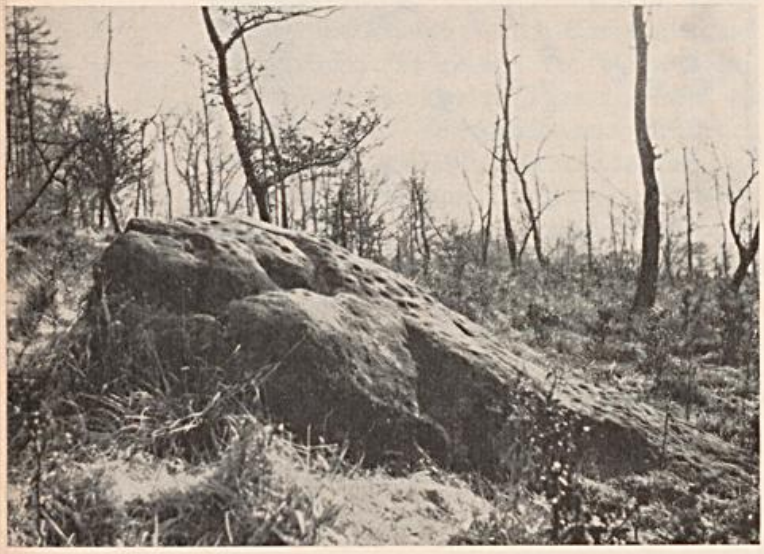


Abb. 5: Der „Richterstein" von Westen

Schalensteine bekannt geworden, und zwar verdanken wir den ersten Hinweis einem vor Jahren in Schieder zur Kur weilenden Hamburger, dem Oberingenieur Oeljeschlager. Im Staatsforst Schieder, Distrikt Bennerberg, liegt hart an einem Waldwege ein flacher Stein mit drei fuß- bis kopfgroßen Eintiefungen, die vielleicht auf natürliche Weise entstanden sind. Dieser Stein, an den sich eine Sage knüpft, ist in den benachbarten Dörfern als Teufels- oder Hexenstein bekannt (Abb. 3). Unfern dieses Steines, etwa 50 m nördlich, findet sich — heute von Jungholz umgeben —ein mächtiger, 3,50 m langer und 0,80 m hoher Steinblock, der auf seinem schildförmigen Rücken mehr als ein halbes Hundert Schälchen der eingangs beschriebenen, etwa apfelgroßen Art aufweist, und die z. T. deutlich Reihung erkennen lassen. Dieser Felsblock heißt in Brakelsiek und Lothe Richterstein oder auch wohl Richtstein (Abb. 4, 5, 6).

Bei einer Ausgrabung fand Verfasser an der Westseite dieses Steinblocks in einer Tiefe von 25 bis 30 cm vier vorgeschichtliche Tonscherben, die ihrem Charakter nach in die Jungsteinzeit bzw. Bronzezeit zu datieren sind. In der Nähe des Richtersteins liegen noch mehrere Felsbrocken, die jeweils einzelne oder zahlreiche Schälchen tragen (Abb. 7) und die zumeist auf einer von Süden nach Norden verlaufenden Linie zu finden sind. Bei diesen und anderen am Südhang des Bennerberges einzeln liegenden Steinblöcken handelt es sich um sog. Findlinge aus Rätquarzit, die in der Eiszeit, vielleicht auf einer Schlamm-Moräne, von benachbarten höheren Bergen nach hier verfrachtet wurden. Beiderseits der Schalensteinreihe wurden am Hange des Berges niedrige Terrassen beobachtet, die sicherlich von Menschenhand geschaffen worden sind.

Über die Bedeutung der Schalensteine ist man viele Jahre im unklaren geblieben. Man vermutete zwar seit langem, daß die

Teufelssteine, Hexensteine, Richtersteine irgendwie mit heidnischen Kulten in Verbindung zu bringen seien, war doch bekannt, daß bei der Christianisierung die Missionare und Priester alles das als Teufelswerk verdächtigten, was bei der Bevölkerung das Andenken an heidnische Bräuche wachhalten konnte. Man suchte die heiligen Stätten der Heiden nach Möglichkeit gründlich zu „entteufeln", indem man an ihrer Stelle christliche Kapellen errichtete oder wenigstens dort ein Kreuz oder ein anderes christliches Symbol anbrachte[3]) (Abb. 8). Gregor d. Gr., Papst von 590—604, läßt dem Bischof Augustinus sagen, nach reiflicher Überlegung sei er, der Papst, zu der Überzeugung gekommen, man solle zwar die heidnischen Kultbilder zerstören, die Tempel selbst aber — sofern sie sich dafür eigneten — in christliche Kirchen umwandeln[4]). Schon vorher waren auf mehreren Konzilien die Bischöfe angewiesen worden, dafür zu sorgen, daß auf ihrem Gebiet die Verehrung von Bäumen, Quellen und Steinen ausgerottet würde.

Daß auch die Schalensteine zu diesen heidnischen Kultstätten, denen man so eifrig zu Leibe ging, gehören, ist in überzeugender Weise von Oskar Montelius, Gustav Schwantes und Carl Schuchhardt nachgewiesen worden. Gründliches Studium der zahlreichen, insbesondere in Skandinavien verbreiteten vorgeschichtlichen Felszeichnungen erbrachte den Beweis, daß die Schälchen mit der Verehrung des Sonnengottes zusammenhängen[5]).

Schwantes verweis auf andere, bereits aus der Steinzeit bekannte Steinbohrungen, die an sich keinerlei praktischen Zwecken dienen konnten. So etwa bei Steinäxten, die im Bereich des Schaftloches in zwei Teile zerbrochen waren, dann aber neue, jedoch nur angefangene Bohrungen aufweisen, die — selbst wenn zuende geführt — niemals einen Schaft hätten aufnehmen können, also symbolische Bedeutung haben



Abb. 6: Neben den Schälchen auf dem Richterstein eine größere, natürliche Eintiefung (Foto Oeljeschlager)

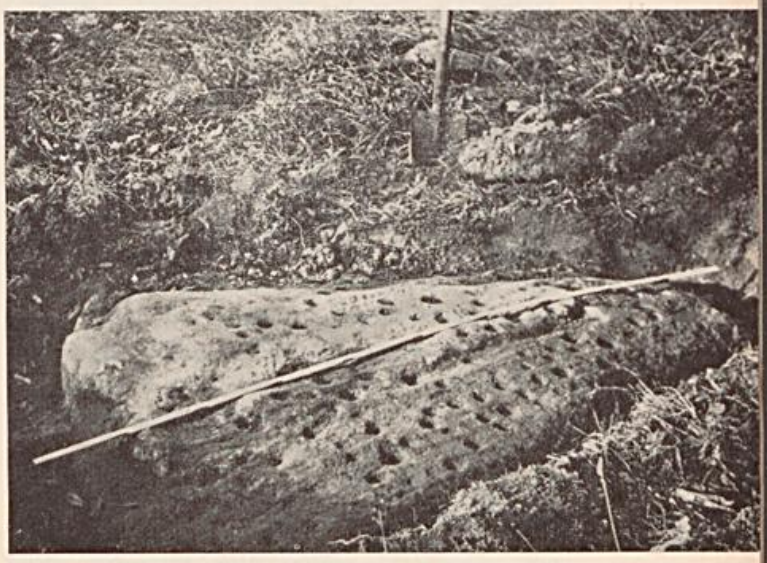


Abb. 7: Der flachliegende Schalenstein am „oberen Wege" (Foto Fritz Schäfer)

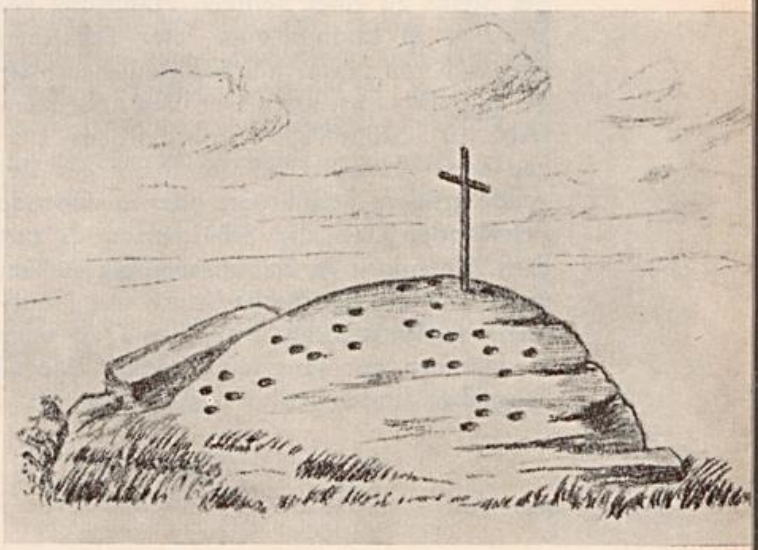


Abb. 8: Schalenstein aus dem Kanton Wallis, Schweiz, durch Christenkreuz „entteufelt" (nach Forrer, Reallexikon d. V.)

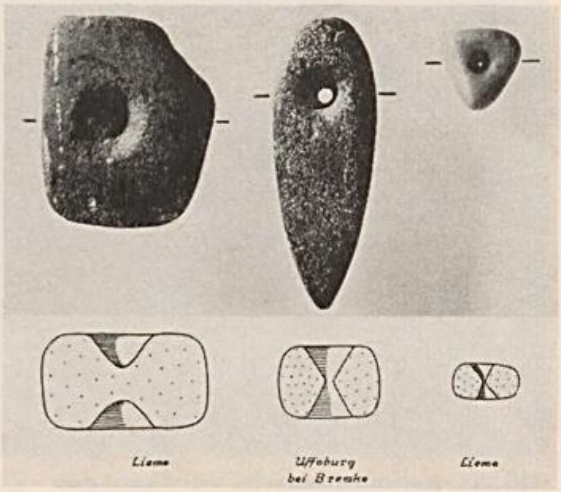


Abb. 9:
Steine mit sanduhrförmiger Durchlochung

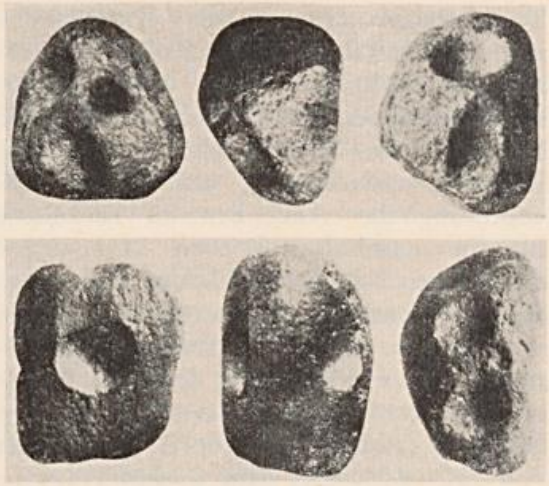


Abb. 10: Formlose, etwa faustgroße Gerölle, mit je mehreren Schälchen (nach Schwantes)

müssen. Das gilt auch für die Beile mit sanduhrförmiger Durchlochung[6]) (Abb. 9).

Das Steinbeil war heiliges Symbol des blitzeschleudernden Himmels- oder Sonnengottes, es wurde daher auch Donnerkeil = Donarkeil genannt. Man trug gern als glückbringendes Amulett kleine, mitunter aus Bernstein gefertigte Miniaturbeilchen in seiner Kleidung. Die Herstellung des Steinbeils, dem Attribut des Sonnengottes, war sicherlich ein feierlicher Akt von kultischer Bedeutung, insbesondere die Durchbohrung für den Schaft, eine gewaltige technische Errungenschaft für eine Zeit, die noch keine Metalle kannte. War so das Bohren oder auch nur Anbohren des Steins zu einer heiligen Handlung geworden, so konnte man jetzt Schälchen auch auf von Natur aus beilähnlichen oder gar gänzlich formlosen Geröllen anbringen (Abb. 10). Schließlich erkor man als Träger dieser heiligen Schälchen einzeln liegende größere Steinblöcke oder anstehende Felswände. Daß die Schälchen auch mit dem Ahnenkult in Zusammenhang stehen, ergibt sich aus der Beobachtung von Näpfchen, die sich manchmal auf den Trag- oder Decksteinen der jungsteinzeitlichen Megalithgräber finden[7]).

Über den symbolischen Charakter einiger anderer Einmeißelungen auf den über den gesamten indogermanischen Raum verbreiteten Schalensteinen unterrichten uns auch die Sagen der Alten. Bei den „Händen mit gespreizten Fingern" erinnern wir uns der „rosenfingrigen Eos" im alten Griechenland; bei der „Fußspur" gedachte der gläubige Inder des Gottes Wischnu, der — wie ihm die Legende meldete — mit drei gewaltigen Schritten von der Erde zum Himmel aufstieg (Abb. 11).

Die Sonnenverehrung erreichte ihren Höhepunkt zur Zeit der Sommersonnenwende, wenn das licht- und lebenspendende Gestirn im Jahreslauf zum höchsten Stand am Firmament aufgestiegen war. Als Symbol dieser Hoch-Zeit findet man auf den nordischen Felszeichnungen häufig das auf ein Pfostengestell erhobene vierspeichige Sonnenrad. Das gleiche Sinnbild trägt eine prachtvolle Kultaxt aus dem Kreise Alfeld/Leine, in Gestalt der auf einem Gestell ruhenden Sonnenscheibe. Das Bild ist auf allen vier Seiten der Waffe in erhabener Manier herausgearbeitet. Das einzigartige Stück hatte seinen Platz in dem von Ruß geschwärzten Rauchfang eines alten Bauernhauses. Man glaubte, so

würde der Donnergott Haus und Herd in seine sichere Obhut nehmen (Abb. 12). Der erfolgreiche Kreisheimatpfleger Wilhelm Barner in Alfeld konnte an zahlreichen Beispielen aus seinem Arbeitsraum nachweisen, daß der Beilzauber im Leinegebiet noch heute in vielgestaltiger Form durchaus lebendig ist[8]) (Abb. 13).

Rückblickend stellen wir fest, daß die merkwürdigen Schalensteine jetzt für uns keine unlösbaren Probleme mehr bergen, ihre Rätsel wurden durch die umfassenden Arbeiten von schwedischen und deutschen Forschern gelöst: Ein gerader Weg führt von den nordischen Felszeichnungen über das Steinbeil als heiliges Gerät im Brauchtum des Volkes, über die rituellen Bohrungen auf zerbrochenen Steinäxten und selbst formlosen Geröllen hin zu den

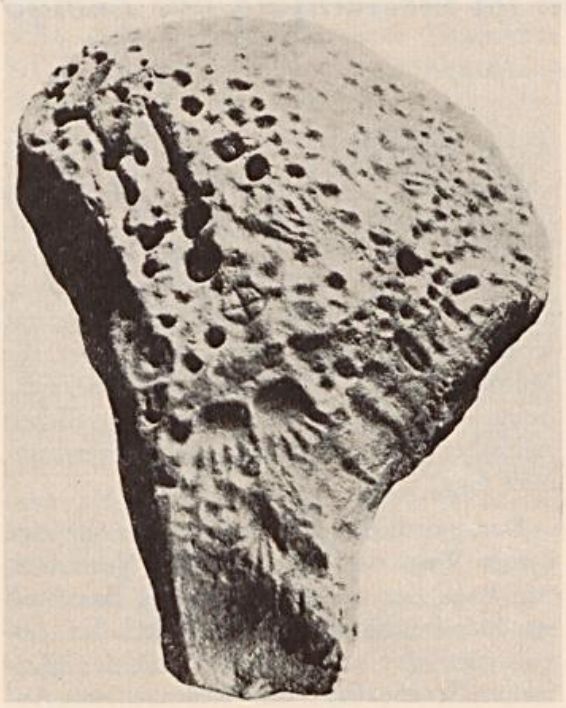


Abb. 11: Schalenstein von einem Großsteingrab bei Bunsoh, Krs. Süderdithmarschen, mit Sonnensymbolen, Hand- und Fußdarstellungen, Verbindung einzelner Schälchen durch Furchen (nach Schwantes)

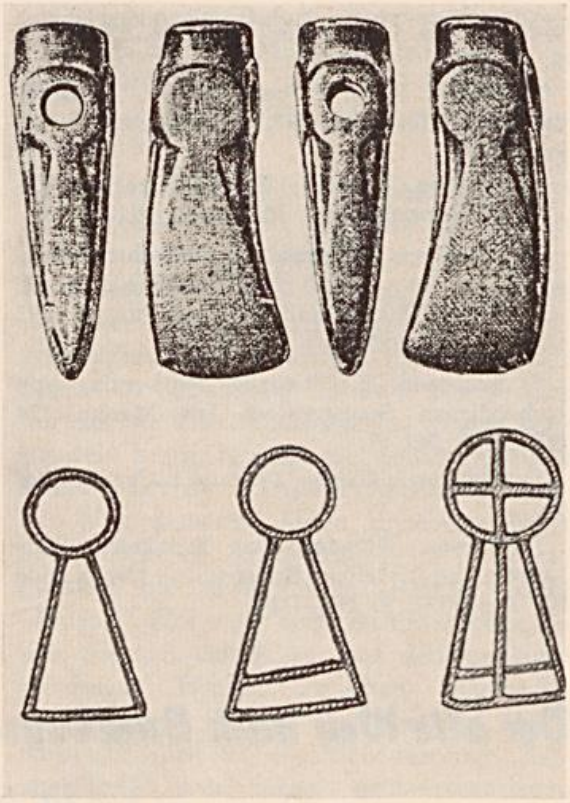


Abb. 12: Die Kultaxt von Eimsen, Krs. Alfeld/Leine, mit Darstellung der Sonne auf allen vier Seiten. Unten: Dreimal die Sonne auf einem Pfostengestell, häufig auf nordischen Felszeichnungen (nach Barner)

Näpfchen auf den großen Schalensteinen. Der Südhang des Bennerbergs im Staatsforst Schieder mit seiner Häufung von Schalensteinen und den künstlichen Terrassen muß demnach als eine vorgeschichtliche Kultstätte von hohem Rang gewertet werden. Dieser Bedeutung entsprechend wurden die Schalensteine am Bennerberg auf Antrag vom 2. April 1964 in die Liste der geschützten Denkmäler eingetragen.

LITERATUR:

[1]) Ebert, Max: Reallexikon der Vorgeschichte, 11. Bd., S. 225.

[2]) Novothnig, Walter: Der Teufelsstein

von Restrup. In: Osnabrücker Mitt. 67 (1956), S. 1—12.

[3]) Forrer, Robert: Reall. der . . . Altertümer, S. 687/88, Taf. 191, 6. Berlin und Stuttgart 1907.

[4]) Clemen, Carolus: Fontes historiae religionis Germanicae, S. 30, Berlin 1928.

[5]) Schwantes, Gustav: Vorgeschichte Schleswig-Holsteins, S. 255 ff. Neumünster i. H. und Ders.: Deutschlands Urgeschichte, S. 193 ff. Stuttgart 1952.

[6]) Lehmann, E.: Rituelle Bearbeitung von zerbrochenen Steingeräten. In: Mannus 24 (1932), S. 261 ff.

[7]) Schwantes, Gustav 1952: a. a. Ort, S. 194/95.

[8]) Barner, Wilhelm: Von Kultäxten, Beilzauber und rituellem Bohren. In: Die Kunde NF 8 (1957), S. 175—186.

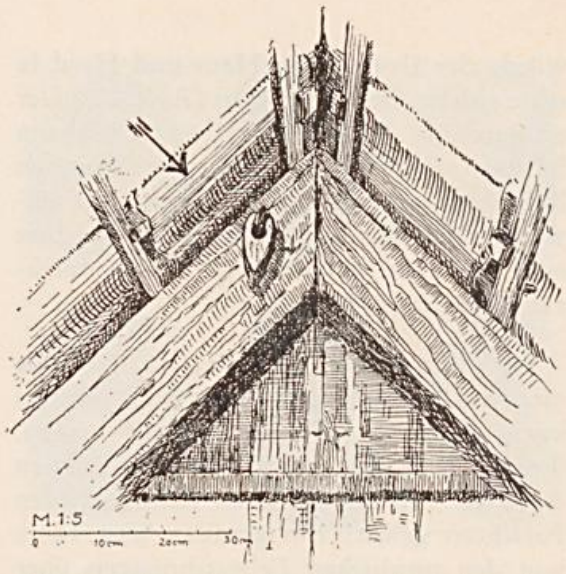


Abb. 13: Axt als Blitzschutz im First eines Bauernhauses von Banteln, Krs. Alfeld/Leine (nach Barner)

Der alte Weg nach Barkhausen im Westernfeld vor Lemgo

Von Dr. Hans Hoppe

Man ist im allgemeinen geneigt, Straßen und Verkehrswege als sehr alte historische und sogar vorgeschichtliche Gegebenheiten anzusehen. Eine nähere Betrachtung der historischen Topographie zeigt aber, daß der Verlauf alter Fuß- und Fahrwege ähnlichen Veränderungen unterworfen war wie die Besiedlungsformen.

Heute folgen die Hauptverkehrsadern zumeist den Flußtälern. Es hat eine Zeit gegeben, in der die Wege langgestreckte Höhen und Hänge bevorzugten; man nennt solche Straßen z. T. noch heute „Helwege". (Vgl. englisch: hill = Hügel, Berg.)

Zwei solcher Höhenwege verliefen — vermutlich schon lange vor der Gründung der Stadt Lemgo — nördlich und südlich der Beganiederung. Der südliche Weg ging von Brake aus über das ehemalige Gut Biest am Biesterberg und dann vielleicht weiter auf Büllinghausen—Lieme zu. In alten Akten taucht dieser Weg mitunter noch als „Mühlenweg" auf und ist, wie ich glaube, in einem Teilabschnitt identisch mit dem heutigen „Molinder Grasweg" der Name „Molinder Grasweg", oft gedeutet als Weg an der Gerichtslinde (Mal-Linde), hängt wohl eher mit dem lateinischen Wort für Mühle, Molina, zusammen, eine Bezeichnung, die aus der Zeit der klösterlichen Zehntherrschaft in diesem Gebiet herstammen mag.

Der nördliche Höhenweg, der heutige Leeser Weg, soll uns in seinem Verhältnis zur Lage des ehemaligen Gutes Barkhausen hier beschäftigen. Im Winkel der Abzweigung des Leeser Weges von der Herforder Straße liegt das Wohngebiet „Auf der Balsterhöhe". Geht man den Leeser Weg hinan und vorbei an der ehemaligen Sandkuhle — nachmals Schuttabladeplatz —, so hat man, wenn man den höchsten Punkt des Höhenrückens erreicht, einen

schönen Rundblick einerseits auf das weite Begatal, andererseits auf das nordlippische Bergland mit dem Teimer und der Bavenhauser Mühle.

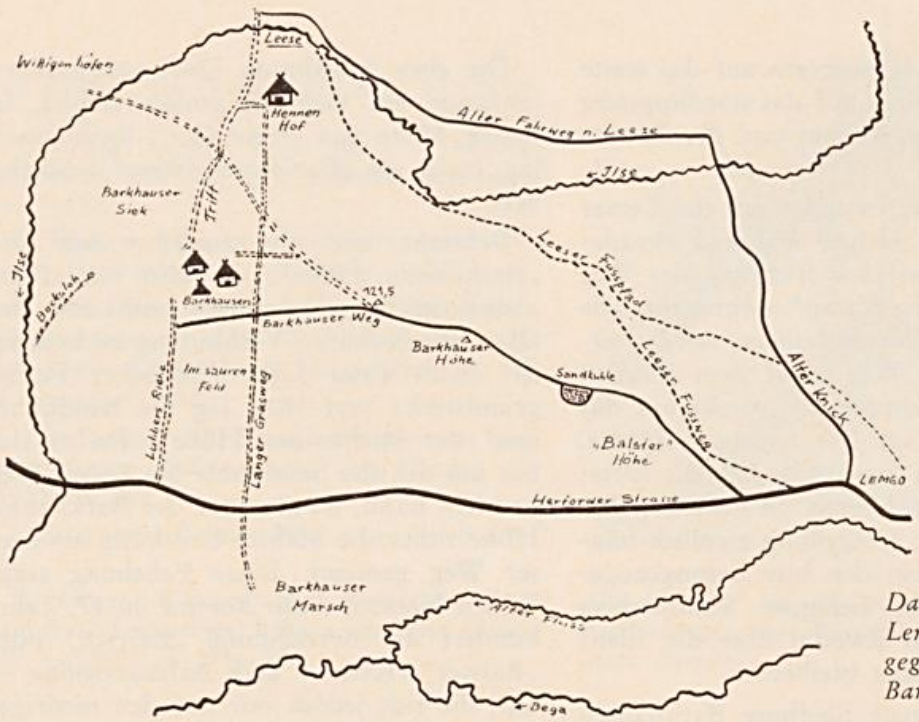
Am Punkt 121,5 wendet sich der Leeser Weg leicht nach rechts, während geradeaus in genau westlicher Richtung der Weg „Auf dem Rauhen Kamp" weitergeht. Die nachfolgenden Untersuchungen werden erweisen, daß der Weg „Auf dem Rauhen Kamp" vor Jahrhunderten direkt auf das mittelalterliche Gut Barkhausen zuführte. — Nebenher sei erwähnt, daß die Ortsbezeichnung „Barkhausen" in unserer näheren und weiteren Umgebung ziemlich häufig vorkommt; bei den hier herangezogenen Quellen des Lemgoer Stadtarchivs kann jedoch kein Zweifel über die Identität der Örtlichkeit bleiben.

Die ausgegangene Siedlung Barkhausen westlich von Lemgo wird bereits 1318 als „ehemals freies Gut" erwähnt, ein Beweis, daß die topographische Geschichte bis in die germanische Vorgeschichte zurückreicht. Aus den zahlreichen urkundlichen Erwähnungen ergibt sich, daß Barkhausen von Lemgo aus über den „Barkhauser Weg" zu erreichen war, ein Weg, dessen Benennung und Lage kartographisch nicht überliefert ist. Eine Urkunde von 1363 nennt ihn „Barchuzen wech"; er führte am „Santbrink" vorbei. Unter Brink hat man einen langgestreckten sanften Abhang zu verstehen. Im Jahre 1446 wird dann auch die „Barkhauser Höhe" erwähnt, die gleichfalls in dieser Sprachform als Flurbezeichnung nicht erhalten ist. Die Überlieferung sagt, daß dort ein „Grasweg" hinaufging, und zwar durch das heute noch so genannte „Saure Feld". Auch ein Barkhauser Brok und ein Barkhauser Siek waren bekannt; im Begatal lag die „Barkhauser Marsch" mit dem „Steinernen Kreuz" am Liemer Weg. Eine Urkunde von 1572 verlegt die Barkhauser Marsch an die Stelle, wo „de olde flothe in de Bege felt", d. h. wo der Alte Fluß in die Bega mündet.

Die eben erwähnten Flurbezeichnungen umfassen ein ziemlich großes Gebiet, in dessen Mitte das „freie Gut" Barkhausen lag, meist als „Barkhuser Hove" beschrieben.

Befassen wir uns zunächst mit der „Barkhauser Höhe", die also mit einem „Santbrink" und demnach wohl mit der alten Sandkuhle in Verbindung zu bringen ist. Nach einer Liste städtischer Pachtgrundstücke von 1611 lag die Sandkuhle „auf der Barkhauser Höhe". Da es sich nur um die alte Sandkuhle am Leeser Weg handeln kann, ist also mit der Barkhauser Höhe sicher die höchste Erhebung am Leeser Weg gemeint. Diese Erhebung trägt keinen Namen, dafür kommt im 17. Jahrhundert die Bezeichnung „Baltzer" oder „Balster"-Höhe — auch Balthasarhöhe — auf, die sich jedoch nur auf den niedriger gelegenen Winkel zwischen Herforder Straße und Leeser Weg bezieht. Sehr wahrscheinlich ist die Bezeichnung „Balsterhöhe" aus einer mißverstandenen „Barkser Höhe" hervorgegangen. Eine nachweisbare Parallelbildung macht das deutlich: aktenmäßig finden wir im Jahre 1603 ein „Barser Siek" erwähnt, das 1611 auch „Balßer Siek" heißt. Hier haben wir also den Wechsel von „Barser" zu „Balßer Siek" belegt, und es ist leicht einzusehen, daß man das Wort „Balßer" irrtümlich mit „Balthasar" in Verbindung brachte, nachdem der Zusammenhang mit Barkhausen aus der Erinnerung verschwunden war. Denn daß „Barser Siek" ursprünglich „Barkhausener" oder kurz „Barkser" Siek zu bedeuten hat, kann nicht zweifelhaft sein. Die Flurbezeichnung „Barser Siek" ist nordwestlich der Stelle, wo wir die genaue Lage des Gutes Barkhausen vermuten. (Vgl. Rekonstruktionszeichnung der alten Topographie.)

Die heutige Balsterhöhe ist demnach nur eine der eigentlichen historischen Barkhauser Höhe vorgelagerte Erhebung; Sinn und Lage der topographischen Bezeichnung sind im Laufe der Zeit verschoben worden.



Das Westernfeld bei Lemgo mit dem ausgegangenen Ort Barkhausen

Der gleichfalls aus dem Gedächtnis entschwundene Barkhauser Weg war zweifellos indentisch mit dem Leeser Weg: 1430 heißt es in einer Urkunde, daß er vom Herforder Weg abzweigt: „dar sich scheden der Barchuser wech und der Herverdesche . . .“ Das trifft eindeutig für den heutigen Leeser Weg zu. Aber der Barkhauser Weg kann ja nicht nach Leese, sondern er muß nach Barkhausen geführt haben! Das bringt uns auf die Vermutung, daß der ursprüngliche Verlauf des Leeser Weges nach Westen mit dem Weg „Auf dem Rauhen Kamp“ zusammenfällt. Dazu paßt die überraschende Feststellung, daß man in alter Zeit nicht über den Leeser Weg, sondern am „Alten Knick“ entlang, durch das Ilsetal nach Leese fuhr; daneben benutzte man die Fußpfade am Sommerhäuschenweg hinunter oder von der Herforder Straße aus.

Diese Vermutungen finden wir in doppelter Hinsicht bestätigt, wenn wir mit Hilfe urkundlicher Hinweise und topographischer Vergleiche einen Lokalisierungsversuch für das Gut Barkhausen unternehmen.

Wir gehen von der Tatsache aus, daß der Leeser Weg jahrhundertelang „Barkhauser Weg“ hieß. Irgendwo zwischen dem Neuen Krug an der Herforder Straße im Süden und der Bauerschaft Leese im Norden muß das verschwundene Gut seinen Platz gehabt haben. Lassen wir dazu die Urkunden sprechen.

Die Lemgoer Urkunde Nr. 1364 aus dem Jahre 1585 spricht von Ackerland, das nach dem Liemer Turm zu liegt, auf der sogenannten „Knakenborch“ an dem Graswege, der nach den „Barkhauser Hoven“ verläuft. Die Knakenborch ist auf alten Karten noch zu finden. Mit dem Grasweg, der früher „Lubbers Rieke“ genannt wurde, ist ohne Zweifel der vom Neuen Krug nach Norden gehende Weg gemeint, der jetzt auch „Auf dem Rauhen Kamp“ heißt.

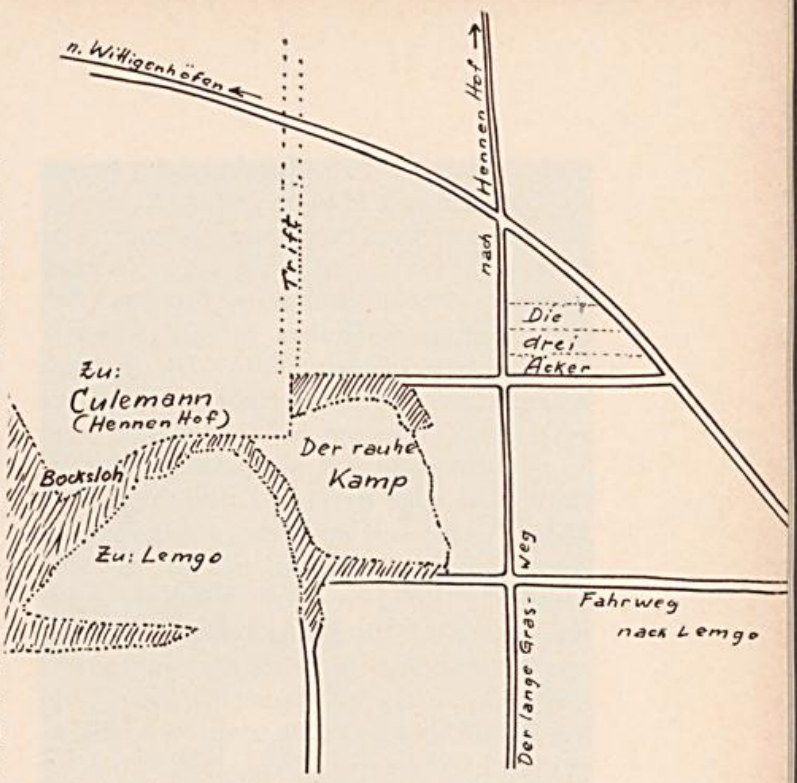
Ein anderer zu den Barkhauser „Hoven“ gehender Weg wird schon 1419 im Zusammenhang mit drei dort liegenden Äckern erwähnt mit folgenden Worten: . . . (die Äcker sind) beleghen in dem Westerfelde vor Lemego erer dre by Barchusen, und schetet (schießen) in dat osten

up enen wech, de kumpt ute deme Barchuseren weghe und gheyt to den Wyttekenhoven wert; und schetet entlanghes up den südsyden by enen weghe dael, de de gheyt up de hove to Barchusen und schetet up enen graswech in dat westen, de de gheyt uppe Hennen hoff to Lesede (Leese) . . ." Die Skizze Nr. 2 soll veranschaulichen, was hier über die drei Äcker und ihre Lage ausgesagt wird.

Der Weg, der aus dem Barkhauser Weg kommt und nach den Wittigenhöfen geht, wie uns die Urkunde von 1419 erklärt, müßte identisch sein mit dem heutigen Leeser Weg von der Wendung beim Punkt 121,5 an in Höhe des „Rauhen Kampes"; denn bevor die heutige Landstraße scharf nach Norden auf Leese zu abdreht, nimmt sie genau Richtung auf Wittigenhöfen. Es ist durchaus wahrscheinlich, daß die ursprüngliche Fortsetzung des Leeser Weges über Wittigenhöfen hinaus auf Papenhausen zu ging. Man kann das auf dem Kartenblatt 1 : 25 000 sehr gut verfolgen. „Hennen hoff to Lesede" muß als Brands, ehemals Kulemanns Hof zu Leese verstanden werden. Entsprechend wäre der genannte Grasweg die Weiterführung des heute noch so bezeichneten „Langen Grasweges" gewesen, der genau auf Brands Hof hinzielt.

Daraus ergibt sich, daß Barkhausen im Schnittpunkt des von Süden nach Norden gehenden Graswegs, der oben beschriebenen Lubbers Rieke einerseits, mit dem nicht näher benannten Wege, der in ostwestlicher Richtung verläuft, gelegen haben muß. Denn diese Wege führten nach den Urkunden auf die Hove to Barchusen" zu. Dieser Schnittpunkt liegt nach der Karte 1 : 25 000 etwa 275 m nördlich des Punktes 109, an der Grenze zwischen der Gemeinde Leese und der Stadt Lemgo.

Geländemäßig bieten sich in dieser Gegend mehrere günstige Plätze für die Lage des „ehemals freien Gutes Barkhausen" an. Sicherlich bestand das Gut aus mehreren kleineren Höfen und einem Haupthof, der



sich landschaftlich sehr gut an der Stelle des jetzigen Hauses Nr. 31 auf dem Rauhen Kamp einfügen würde. Von einem Standpunkt nördlich des Hauses Nr. 23, d. h. also vom ehemaligen „Barser Siek" aus, kann man das besonders gut übersehen. Auch eine Viehtrift, erwähnt in der Quelle von 1419, könnte hier eingeordnet werden. Diese Trift oder Drifte verband Heunen Hof zu Leese und Barkhausen, wie aus folgendem Wortlaut zu entnehmen ist: ein Stück Land ist gelegen „by Hennen hove to Lesede uppe de südsyden und schüt uppe de Driften in dat westen, de de gheyt van Hennen hove to Lesede uppe de hove to Barchusen . . ." Man beachte den räumlich sehr engen Zusammenhang zwischen beiden Höfen.

Eine weitere archivalische Quelle sei noch aus dem Jahre 1707 herangezogen, nach der die Stadt Lemgo dem Meier Culemann zu Leese (jetzt Brand) einen „Heideplacken" verkauft, den man damals die „Hausstätte" nannte und der im Westen nach dem „Bocksloh" hin lag, mit einer Ecke auf Culemanns Kuhkamp schließend. Das Bocksloh nennt man noch heute den kleinen Wald an der Ilse bei Wittigenhöfen. Mithin erinnerte man sich

noch Anfang des 18. Jahrhunderts genau, daß dort einmal Häuser gestanden hatten. Die Skizze Nr. 2 veranschaulicht in ihrer westlichen Hälfte ungefähr den Zustand Ende des 18. Jahrhunderts. Das Bocksloh reicht mit zwei Gräben in die Ackerflur bzw. Kämpe hinein. Um den Rauhen Kamp lagen breite Streifen Heideland, die wohl als Viehtriften benutzt wurden und in die ordentlichen Wege einmündeten. Mit einer Ecke ragt das Land des ehemaligen Meiers Culemann zu Leese in den Rauhen Kamp hinein; es könnte dies der „Heideplacken", auch Hausstätte genannt, gewesen sein. Eine Liste von „ausgetanen Örtern" der Stadt Lemgo aus dem Jahre 1612 kennt ebenfalls eine Hausstätte beim Rauhen Kamp und bestätigt somit unsere Vermutung. Der heutige Weg „Auf dem Rauhen Kamp", den wir als ehemaligen Barkhauser Weg ansprechen möchten, wird noch 1727 ein „Fahrweg" genannt, was für einen mitten im Feld liegenden Weg ungewöhnlich ist und zweifellos auf alte Besiedlung in dieser Gegend hindeutet.

So rundet sich aus vielen Einzelheiten das topographische Bild ab, und wir gelangen zu einer Entstehungsgeschichte des heutigen Leeser Weges, der Landstraße von Lemgo nach Leese. In seiner ersten Hälfte besteht der Leeser Weg aus dem ehemals nach Barkhausen führenden Weg; ein weiterer Abschnitt müßte eine heute nicht mehr nachweisbare Verbindung von Lemgo nach Wittigenhöfen gewesen sein; an der großen Kurve nach Leese scheint in alter Zeit nur eine Viehtrift zum Brandschen Hof bestanden zu haben, und von diesem Hof aus ging dann wohl auch ein Weg ins Dorf Leese hinein. Alle diese Teilabschnitte sind nach dem Verschwinden des Gutes Barkhausen zu einer neuen Straßenverbindung zusammengewachsen.

Berühmte Lipper

Die so wertvolle Sammlung von Biographien „Menschen vom lippischen Boden" ist leider längst vergriffen, und die vielen biographischen Nachrichten in den „Lippischen Mitteilungen" kommen nur einem kleinen Teil unserer Mitglieder in die Hand. Darum wollen wir tun, was wir können, unsere berühmten Landsleute im Gedächtnis der Heimat zu erhalten.

So sollen in Zukunft unter der genannten Überschrift kurze Lebensbilder lippischer Landsleute erscheinen, die im In- und Auslande Bedeutendes geleistet haben und die wir nicht vergessen sollten. *Rinne*

Hennak Hanke:

Karl Wehrhan

Lehrer und Forscher

Karl Wehrhan wurde am 21. Juli 1871 als zweites von neun Kindern zu Heidenoldendorf vor den Toren Detmolds geboren. Die Nähe des großen Erinnerungsmals im Teutoburger Walde mag die Liebe zu dem deutschen Wesen ganz besonders entfacht haben. Auf der stillen „Waldheide", die sein Elternhaus trug, spricht aus vielerlei Bodenfunden zu ihm vornehmlich die Vorzeit und regt ihn zum denkenden Suchen und Sammeln an. Der sinnige Vater zieht wie Tausende seiner Landsleute allsommerlich als Ziegler und später als Ziegelmeister hinaus in die Fremde. Von der Mutter hat der begabte Knabe den Sinn für Heimat und Volkstum ererbt, die Liebe zu Lied und Märchen, Sage und Geschichte, Sitte und Brauch als köstliches Lebensgeschenk mitbekommen. Seiner lippischen Heimat gehört darum auch zeitlebens sein ganzes Herz.

Wehrhan besucht bis zu seinem 14. Le-

bensjahr wie alle Dorfkinder die Volksschule, geht dann weitere drei Jahre zu seinem alten Lehrer Riechemeier, der ihn für das Seminar vorbereitet. Der junge Wehrhan ist aufgeschlossen für die geistige Welt, genügt spielend den Anforderungen, die der alte Riechemeier an ihn stellt.

Im Jahre 1888 kann er das Detmolder Seminar beziehen, wo er bis 1891 verbleibt. Hier im Lehrerseminar zeigt er sich als ein Schüler von regem Eifer, guten Verstande und schneller Arbeitsweise. Einer seiner damaligen Mitschüler berichtet, daß Wehrhans Herbarium bestimmt 300 Pflanzen vorzeigen konnte, wenn die anderen nur fünf aufzuweisen hatten.

Am 1. April 1891 tritt Wehrhan nach wohlbestandener Prüfung in den Schuldienst ein und ist bis 1899 in Blomberg tätig. Daneben befaßt er sich mit der Durchforschung des Stadtarchivs. Mancher interessante Fund aus der vielgepriesenen lippischen Blumenstadt findet, sprachlich gestaltet, Aufnahme in den Tageszeitungen und Heimatkalendern jener Jahre. Da sind die engen Kleinstadtgassen, die uralten Reste der Stadtmauer, die vor uns auftauchen, in und hinter denen das Leben jener Zeit sich abspielt. Da ist die Witwe Adelheid aus dem „seligen Winkel", die eine geweihte Hostie aus der Martinikirche stiehlt, um sich Glück ins Haus zu bringen. Als der mit dem Tode bedrohte Diebstahl entdeckt wird, wirft sie die Hostie in den Brunnen im Winkel, der dadurch wundertätig wird und mit seinem Wasser allerlei Gebrechen zu heilen vermag, wie man glaubte.

So raunt die Sage.

Bilder der verschiedensten Epochen tauchen auf, immer die Stadt im Mittelpunkt. Von ihren Bürgern, ihrem Wohlstand, ihrer Not, ihrer Sorge, wenn furchtbare Fehden über die grauen Mauern hinwegjagen, geistert es durch die Jahrhunderte. Alles Tun und Lassen, kurz: alles Geschehen, ob zu sehen oder zu schauen, es erzählt sich, es teilt sich durch die Zeiten mit und gibt



der Sage ihr Gepräge. Jeder Mund gibt der Erzählung die Würze, er gestaltet und formt sie nach seinem eigenen Bilde und schafft so das großartige überzeitliche Gemälde, mit dem wir Kunde über das Volk vergangener Epochen erhalten.

So sitzt der junge „Nebenlehrer" Wehrhan die langen Winterabende inmitten vergilbter Aktenbündel und spinnt die feinen Fäden einer längst verklungenen Zeit bis in unsere Tage hinüber. Er knotet und schneidet, gestaltet und verwirft die einmal gewonnenen Erkenntnisse, wenn sie nicht in das große Stück grob gewebten Leinens hineinpassen wollen. Er will dunkelste Vergangenheit in die helle Gegenwart rücken, will des Volkes Sitten und Bräuche kennenlernen. Und die Sage hilft ihm, wenn das Stück zu zerreißen droht, denn sie erzählt ja oft Begebenheiten. Man muß sie nur klären können. Und Karl Wehrhan, der der Mutter schon so oft begeistert zuhörte, wenn sie aus alten Tagen

erzählte, kann es. Er nimmt nichts oberflächlich, er nimmt alles ernst, was die Mutter einst auf der stillen Waldheide im Kinderton zu berichten wußte. Nur größte Selbstzucht, lange Zeit unerschütterte Gesundheit, planvollste Zeiteinteilung und ein ungeheurer Fleiß können erklären, was Wehrhan in diesen Jahren leistet.

Und über Lehren, Forschen, Berichten neigt sich das 19. Jahrhundert dem Ende zu. Wir schreiben das Jahr 1899. Wehrhan hat in dem idyllischen Blumenstädtchen viel gelernt, hat neben volkskundlichen Arbeiten noch Sprachstudien (Englisch und Französisch) getrieben, um sich auf die Mittelschul-Lehrerprüfung vorzubereiten. Ihm schwebt ein Ziel vor Augen, das zwar fern liegt, aber das er dennoch zu erreichen glaubt, Blomberg, das Städtchen, das er durch das Archiv und nicht zuletzt durch intensives und aufmerksames Beobachten besser zu kennen glaubt als alle ansässigen Bewohner, will er verlassen. Pastor Lamberg stellt ihm das Zeugnis aus, daß er sich in freier Zeit fleißig weitergebildet hat und als Lehrer die vorzüglichsten Eigenschaften besitzt. Wehrhan verläßt mit diesem Schritt nicht nur Blomberg, sondern auch den lippischen Staatsdienst. Elberfeld soll sein nächster Wirkungsbereich werden. Kollegen raten ihm ab, aber er läßt sich in seinem einmal gefaßten Entschlusse nicht mehr beirren. Er kennt sein Ziel, und er läßt es nicht aus dem Auge. Es geht ihm darum, alle seine Fähigkeiten in den Dienst des Volkes stellen zu dürfen, und dazu ist Blomberg zu eng.

In Wuppertal-Elberfeld nimmt Wehrhan mit einer Reihe von Volkskundlern Verbindung auf, darunter sind P. Sartori und Otto Schell. Mit ihnen zusammen wird der „Verein für rheinische und westfälische Volkskunde" begründet. In der damit verbundenen Zeitschrift arbeitet Wehrhan mit allen Jugendkräften und somit selbst an seinem Gedeihen mit. Hier beginnt er auch, den Grundstein für seine umfangreichen Sagensammlungen zu legen. In der „Neuen westdeutschen Lehrerzeitung" und in anderen volkskundlichen Zeitschriften teilt er uns mit, welche köstlichen Schätze er gehoben und der Vergessenheit entrissen hat. Jeder aufgeschlossene Dorfbewohner greift gern nach Feierabend oder an den langen Winterabenden nach den Kalendern, in denen aus einer längst verklungenen Zeit berichtet wird. Sein Name wird von Jahr zu Jahr bekannter, und er kann wohl glauben, das vorläufig gestellte Ziel erreicht zu haben.

Im Jahre 1907 siedelt Karl Wehrhan nach gut bestandener Mittelschullehrerprüfung nach Frankfurt am Main über. Hier in Frankfurt soll er in vieler Beziehung ein besonders reiches Wirkungsfeld finden. — Um seine Sprachkenntnisse zu vertiefen, läßt er sich für ein halbes Jahr beurlauben und geht nach Frankreich. — Zunächst wirkt er bis 1912 als Lehrer an der Bornheimer Mittelschule, um dann noch jahrzehntelang als Rektor an der neugegründeten Volta-Mittelschule zum Segen der deutschen Jugend tätig zu sein. Hier kann er sich als Pädagoge voll entfalten. Er ist durchaus Schulmann, aber niemals einseitig, sondern weltmännisch eingestellt, neuen Ideen zugänglich, sie zu verstehen suchend, sie fördernd.

Um ein möglichst getreues Bild der Persönlichkeit Wehrhan in pädagogischer Hinsicht zu entwerfen, mag in diesem Zusammenhang von Bedeutung sein, einen seiner früheren Schüler zu Worte kommen zu lassen: „Sein Auftreten und seine Erscheinung flößten uns Schülern Respekt und Hochachtung ein, sein Wesen ließ uns Vertrauen zu ihm gewinnen. Und so ist es die ganzen Jahre hindurch geblieben. Damals schon waren wir ihm für etwas dankbar: die trockenen Unterrichtsstunden verstand er unterhaltend zu gestalten; so ließ er uns während des (1.) Weltkrieges französische politische Schriften lesen (z. B. das von ihm herausgegebene ‚La force allemande et la guerre qui vient'), wobei wir Gelegenheit hatten, seine vaterländische Gesinnung,

unbeeinflußt von Parteiideen oder Fanatismus, schätzen zu lernen. Oft auch hörten wir geistvolle Anekdoten und Witze von ihm. Er ließ uns durchaus selbständig arbeiten, sah über kleine Vergehen hinweg und versuchte, durch Vertrauen unseren Charakter zu festigen. (Einen schlechteren Aufseher bei Klassenarbeiten als ihn gab es nicht.) Kurzum: Erziehungsmethoden, deren Wert man heute eingesehen hat, die aber in den Jahren 1912 und später nur feinsinnigen Pädagogen eigen waren. Er selbst war uns in der Arbeit ein Vorbild: morgens der erste und abends der letzte. Ich würde seinen Widerspruch erregen, wollte ich versuchen zu schildern, wie er überall hilfsbereit zugreift, Stipendien vermittelt, Stiftungen erwirbt und für Bedürftige und Begabte verwendet."*)

Mehr und mehr tritt Wehrhan nun auch hervor als Schriftsteller und Forscher. Mit der Zeit erweitert sich sein Sammelgebiet, und zu den Ländern Lippe, Westfalen, Rheinland kommt noch Hessen. Und Wehrhan sammelt nicht nur, er gestaltet sein Sammelgut auch sprachlich, macht es wissenschaftlich nutzbar und veröffentlicht von seinen Schätzen immer mehr. Daneben betätigt er sich als Sprachenforscher im „Deutschen Sprachverein". Im Bereich der Volkskunde bleibt kaum ein Gebiet und ein Thema unberührt. Und zu den selbständigen Schriften kommen die ungezählten größeren und kleineren Beiträge in Zeitungen und Zeitschriften, die er in der von ihm jahrelang sorgsam mitbetreuten volkskundlichen Bibliographie verzeichnen kann: kaum eine volkskundliche Zeitschrift Deutschlands gibt es, in der sein Name nicht auftaucht! Mit besonderer Treue und Liebe widmet er sich seiner alten lippischen und seiner Wahlheimat Frankfurt. Das ist fast erstaunlich, da er doch den größten Teil seines Lebens nicht auf lippischem Boden verbringt. Er verliert den äußeren und inneren Zusammenhang mit seiner alten Heimat nie. Seine Ferien gehören fast alljährlich, wenigstens zum Teil, seiner alten Heimat. Werden dort Heimatfeste gefeiert, so ist Karl Wehrhan in der Regel dabei. Wo es etwas zu sammeln gibt an volkskundlichem Gut, im Dorfkrug, auf der Straße bei den Kindern oder in Familien, Wehrhan ist immer bei der Hand. Oft sitzt er als reifer Mann im elterlichen Hause vor seiner alten Mutter und lauscht den Spinnliedern aus ferner Zeit, um sie gleich in Noten festzuhalten. Uralte Volkstänze, in Holzschuhen getanzt, weiß Karl Wehrhan mit ein paar Strichen aufzuzeichnen, während sein altes Mütterchen auf der Deele sich dreht und hopst und lustig dazu summt. Nicht anders ist es bei den Nachbarn, denen er oft seinen Besuch macht. So stellen seine Sammlungen geradezu ein volkskundliches Archiv dar. Da findet man Rätsel, Sprichwörter, Märchen, Sagen, Schwänke, Segen- und Heilsprüche, Volkslieder, Tänze, Berichte über Sitte und Brauch in großer Mannigfaltigkeit beieinander. Sein Wissen um Einzelheiten im heimischen Volksleben ist erstaunlich. Unermüdlich forscht er nach neuen Zügen und scheut keine Mühe, sie seinen Sammlungen einzuverleiben. (Ein Teil des von Wehrhan hinterlassenen volkskundlichen Erbes ruht heute in dem Landesarchiv zu Wiesbaden.) Daß Wehrhan auch ein Freund und Pfleger der plattdeutschen Sprache und ihres Schrifttums ist, beweist er durch seine Mitarbeit am „Quickborn" und am „Eekboom".

Im Jahre 1926 wird Wehrhan Leiter der Frankfurter Jugendrundfunkstelle. Früh schon weist er auf die hohe Bedeutung dieses neuzeitlichen Unterrichtsmittels hin. Den Eltern die Erziehung zu erleichtern, dient die Elternstunde, und in der Jugendstunde bekommt das kleine Völkchen Märchen, Geschichten, Sagen und Reisebeschreibungen zu hören, die als Ergänzung des Schulunterrichtes gedacht sind. Wehrhans Quelle ist auch da unerschöpflich, und er

*) Franz Westenberger in der Südwestd. Rundfunk-Zeitung vom 17. 7. 1927.

weiß die Kleinen immer wieder zu packen. An diesem Glück und Vergnügen der Kleinen nehmen die Eltern regen Anteil, und so verehren sie den warmherzigen Freund und Erzieher ihrer Kinder. Wer einmal das Glück hatte, ihn plaudern zu hören, vergißt nicht diese liebe väterliche Stimme.

Sein gastfreies Haus ist allen Freunden zu jeder Zeit geöffnet. Insbesondere sieht er gern Besuch aus seiner alten lippischen Heimat. In manchem Jahr kehrt der Zieglerdichter Fritz Wienke für mehrere Wochen bei ihm ein. Dann wird erzählt, meist in dem altvertrauten lippischen Platt. Beim Rundgang durch die Gassen der alten Reichsstadt lernt man Karl Wehrhan erst von seiner ureigensten Seite her kennen. Die herrliche Altstadt kennt er besser und gründlicher als mancher alteingesessene Frankfurter. Über jedes Haus weiß er anschaulich zu plaudern, und all die vielen Patrizierfamilien ziehen am geistigen Auge vorüber. Draußen zieht der Straßenkehrer seine Mütze, wenn Karl Wehrhan vorübergeht, und die Kleinen grüßen mit einem artigen Knicks. Sie alle kennen ihn. Die einen verehren in ihm den Erzähler Altfrankfurter Geschichten, die anderen den Märchenonkel und Erzieher, aber alle den bescheidenen Mann und Menschenfreund.

Am 1. Oktober 1933 tritt Karl Wehrhan in den Ruhestand. „Ich will die mir nun noch verbleibenden Jahre richtig nützen und alle meine Sammlungen weiter vervollständigen und abschließen", schreibt er damals. Nur noch fünf Jahre des wissenschaftlich so inhaltsreichen „Ruhestandes" verbleiben ihm. Ein monatelanges Leiden fesselt ihn ans Bett, aber die Feder legt er nicht früher aus der Hand, bis der Tod es erzwingt.

Am 31. August 1938 entschläft Karl Wehrhan in seiner Wahlheimat Frankfurt, und in der Morgenfrühe des 3. September werden seine sterblichen Reste auf dem Frankfurter Hauptfriedhof auf seinen Wunsch in aller Stille beigesetzt.

Karl Wehrhans Leben liegt abgeschlossen vor uns. Es ist ein reiches und reichlich ausgefülltes Leben, ein Leben im Dienste der Heimat und des deutschen Volkes. Das Lipperland, das zu ergründen sein ganzes Schaffen galt, gedenkt ehrend seiner als eines seiner treuesten Söhne.

Das ehemalige Brüderkloster zu Lemgo

Von Fr. Sauerländer

Einer der stillsten, träumerischen Winkel in unserer Alten Hansestadt Lemgo ist der Raum zwischen den malerischen kleinen Häusern auf der Wüste und der Kirche vor dem St. Johannistore an der Mittelstraße. In diesem Raume stand das im Jahre 1463 gegründete Kloster der Franziskaner, und die genannte Kirche war die Klosterkirche der Minoriten-Brüder des Franziskanerordens, daher Brüderkirche genannt. Wir erreichen den Klosterhof durch daß Gäßchen „Hinter dem Kloster" neben der Kirche. Dort erheben sich drei Häuser, das „alte Haus", das „neue" und das „Siechenhaus". Die beiden ersten dienen als Rentnerinnenheim und enthalten Wohnungen für alte Witwen und „unbescholtene Jungfrauen", während im Siechenhause pflegebedürftige alte Frauen Aufnahme finden.

Im vorigen Jahre ist im alten Klosterhofe noch das neue Pfarrhaus erbaut worden und anschließend das Gemeindehaus, seitdem sieht man häufiger alte und junge Menschen über den Hof stapfen, was die Stille des Winkels leicht unterbricht und den alten Sozialrentnerinnen eine willkommene Abwechslung gewähren mag.

Die Provision St. Loyen unterhält das Rentnerinnenheim

Von den alten Klostergebäuden findet man heute nur das sog. „Alte Haus". Es stammt teilweise noch aus der Gründungszeit des Klosters, was man an dem aus rohen Bruchsteinen aufgeführten Mauerwerk erkennen kann. Es ist aber im Laufe der Zeit mehrfach umgebaut und — wie eine Jahreszahl über einer neueren Türrahmung verrät — 1841 teilweise erneuert worden. Es scheint aus drei Einzelhäusern zusammengesetzt zu sein, die ihre Giebelseiten gemeinsam haben; denn die Vorderseite bildet eine zweifach schwach gebrochene Gerade.

Das „Neue Haus", ebenfalls ein Langhaus, hat zwei Eingänge und große, helle, neuzeitliche Fenster in zwei hohen Geschossen.

Mein Begleiter und ich finden mehrere Türen verschlossen, doch da öffnet sich im



Eingang zum alten Haus *Foto: Inge Koch*



Das neue Haus *Foto: Inge Koch*

neuen Hause eine Luftscheibe, und ein freundliches, uns bekanntes Mütterchen nötigt uns hereinzukommen. Über einen geräumigen, hellen Flur treten wir ein, begrüßen einander und erneuern die alte Bekanntschaft. Dann erhalten wir bereitwillig Auskunft über alles, was wir wissen möchten. Man ist glücklich, hier untergekommen zu sein; denn „es muß erst eine von uns sterben, ehe eine andere hier einziehen kann." — „Dann warten wohl schon einige in der Stadt, daß eine von Ihnen stirbt?" — „Oh, wie viele wohl!" — „Wir kaufen uns mit einer einmaligen Zahlung von 150 DM ein und müssen noch 20 DM für eine gemeinsame Begrüßungsfeier bei Kaffee und Kuchen geben. Dann haben wir freie Wohnung für Lebenszeit." — „Es ist hier so friedlich und still; können sich denn alle die vielen Frauen auch gut vertragen?" — „Ja, Neid, Zank und Streit gibt es hier nicht, jede wohnt ja für sich allein, und wenn man mal niemand sehen möchte, dann schließt man einfach ab. Sehen Sie sich mal meine drei Räume an!" — Wir sahen uns um. Da war zunächst ein geräumiges, behaglich ausgestattetes Wohnzimmer mit Sofa und einem Wandteppich dahinter. Auf dem Tisch lag eine hübsche Decke und auf jedem Stuhle



Frauen-Altersheim mit Klosterkirche
Foto: Inge Koch

zur Bequemlichkeit ein Kissen. Die beiden Fenster hatten Tüllgardinen und waren mit blühenden Topfpflanzen geschmückt. Gegenüber stand ein großer, auf Hochglanz geputzter schwarzer Kochofen, dessen Türen in flachen, gußeisernen Reliefs die Bildnisse des alten Kaisers Wilhelm und des Kaisers Friedrich zeigten. — „Sie kochen wohl hier im Ofen?" — „Nur im Winter, im Sommer in der Küche, die können Sie sich auch mal ansehen." — Wir wurden durch ein sauberes Schlafzimmer geführt, das so geräumig war, daß ein breites Bett und ein großer Kleiderschrank Platz darin fanden. Die Küche war schmal, enthielt aber alles, was dazugehört: einen blanken Herd mit geschliffener Platte, einen ansehnlichen Küchenschrank, Wasserhahn mit Ablauf, Stuhl und Küchentisch. — „Jawohl, die Einrichtung ist mein Eigentum; jede muß die Möbel selbst mitbringen und anschaffen. Die meisten haben ja ihre Rente oder sonst etwas Einkommen, und für die andern sorgt das Wohlfahrtsamt. Solange wir uns selbst helfen können, können wir zufrieden sein und uns freuen, daß wir niemanden zur Last fallen. Wenn aber eine hinfällig und hilflos wird, dann ist nebenan das Siechenhaus da." — „Wer sorgt denn nun dafür, daß hier alles in Ordnung bleibt?" — „Ab und zu kommt Herr Lehrer R., der ist Provisor und hat hier zu sagen, an den können wir uns wenden, wenn wir Wünsche oder Beschwerden haben. Die Hausreparaturen besorgt das Bauamt, und der Stadtrendant führt die „Klosterkasse"; der bezahlt uns bei unserer Weihnachtsfeier 20 DM aus, das ist für jede das Weihnachtsgeschenk. Wenn im Kloster eine Alte gestorben ist, so müssen aus dem Nachlaß 20 DM in die Klosterkasse bezahlt werden. Davon bekam früher jede Überlebende einen Mariengroschen (8 Pf.), weil es solche aber nicht mehr gibt, wurden Silbergroschen bezahlt (10 Pf.). Das hat jetzt aufgehört; dafür werden die Frauen, die nicht mehr so weit gehen können, bei der Beerdigung von Klosterfrauen zum Friedhofe gefahren; das Geld kommt von den 20 DM."

Mit Dank und guten Wünschen für die Zukunft verabschieden wir uns und treten durch die Hinterpforte in den langen, schmalen, mit Blumenbeeten geschmückten Hof vor dem Siechenhause, den man auch vom Rampendal her erreichen kann.

Das Siechenhaus des Vaterländischen Frauenvereins

Mit der Provision St. Loyen, in Lemgo kurz „das Kloster" genannt, hat das Siechenhaus nur insofern etwas zu tun, als es auf dem Grundstücke des ehemaligen Brüderklosters errichtet ist, wohl an der Stelle eines baufälligen und abgebrochenen alten Klostergebäudes. Es steht unter der Verwaltung des Vaterländischen Frauenvereins.

Zu Anfang des 19. Jahrhunderts wurden in einem Saale des neuerbauten Hauses öfter Theateraufführungen von umherziehenden Komödianten veranstaltet. Dies städtische „Komödienhaus" wurde im Jahre 1826 in die neubeschlossene „Leggeanstalt" umgewandelt, in der das von den Webern in Stadt und Land hergestellte und zum

Verkauf bestimmte Leinen „niedergelegt", gemessen, nach seiner Qualität einer der drei Güteklassen zugewiesen und mit dem entsprechenden Stempel versehen wurde. Nach ihr ist die angrenzende Leggestraße benannt worden. Nach Aufhebung der Legge erhielt der Vaterländische Frauenverein vom Magistrat die Genehmigung, in dem jetzt leerstehendem Hause im Jahre 1877 das erste städtische Krankenhaus einzurichten. Die Bettenzahl war anfangs gering und erwies sich schon bald als zu klein. Daher wurde 1889 ein Stockwerk aufgesetzt und dem Hause die heutige Gestalt gegeben. Eine endgültige Abhilfe an der steigenden Raumnot wurde erst erreicht, als am 1. April 1901 an der Rintelner Straße das Krankenhaus „Wolffsche Stiftung", jetziges Kreiskrankenhaus eröffnet werden konnte.

Damit war das Gebäude im Klosterhof für andere Zwecke frei geworden; der Vaterländische Frauenverein wußte eine neue Verwendung dafür. Er erbat und erhielt 1904 von der Stadtverwaltung die Erlaubnis, ein Altersheim für Frauen unter der Bezeichnung „Vaterländischer Frauenverein, Abteilung Siechenhaus" darin einzurichten, heute „Frauen-Altersheim St. Loyen". Zwei Diakonissen betreuen seitdem darin gebrechliche, hilfsbedürftige alte Frauen. Zur Zeit mögen etwa 30 Pfleglinge darin untergebracht sein, von denen ungefähr 20 Selbstzahler sind.

Unser Wandervorschlag zum Wochenende:

Wasseramsel und Seidelbast in Berlebeck

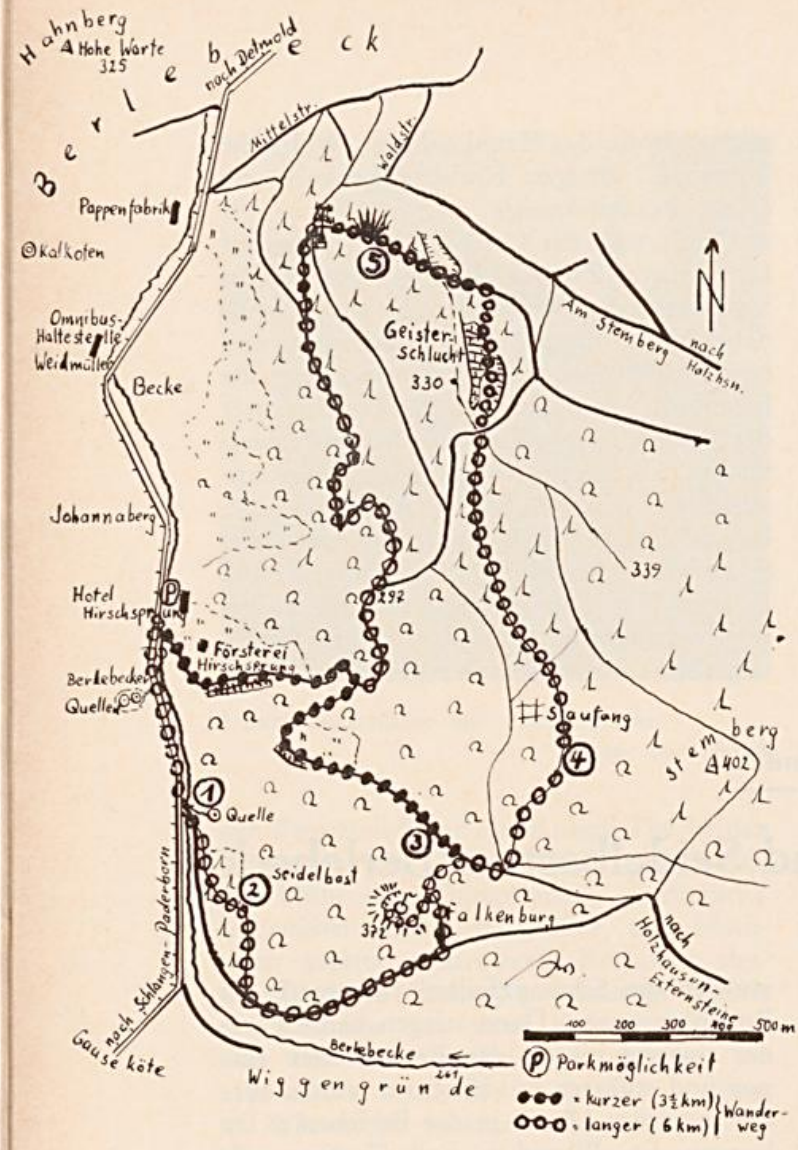
Von G. Wiemann

Der erste Wandervorschlag, den ich den Lesern der Heimatbundzeitschrift „Heimatland Lippe" unterbreite, soll hinführen zu einem schutzbedürftigen, schönen Seidelbastbäumchen mitten im Berlebecker Forst. Unsere Rundwanderung beginnt bei dem bekannten Hotel Hirschsprung am Südausgang des Luftkurortes Berlebeck. Zunächst geht's an der Berlebecke aufwärts, vorbei an den Hirschsprungsteinen östlich und den Hauptquellen der Berlebecke westlich der Straße, die über die Gauseköte nach Schlangen führt. Nach etwa 500 m biegt bei der ersten Steinbrücke links ein Forstweg ab.

Hier wartet auf uns die erste Kostbarkeit, die zu hegen wir Naturfreunde aufgerufen sind: Ein Wasseramselpärchen, das hier wohl brüten und Junge aufziehen wird. Im März beobachtete ich frühmorgens folgende unvergeßliche Balzszenen: Lauter Gesang aus dem hochgereckten Schnabel leitete das Liebesspiel ein. Dabei wurden die Schwanzfedern fächerartig zu Boden gespreizt. Dann stiegen beide Partner singend bis zu den Baumkronen empor und stürzten anschließend wieder nieder zu einem „Bad" in der Berlebecke. Da begann ein Planschen und Tauchen, als hätte man's mit Wasservögeln zu tun. Offensichtlich bereitete ihnen auch das Laufen auf „allen Vieren", also auf Beinen und Flügeln, das größte Vergnügen, denn es wiederholte sich ziemlich häufig. Ich mußte unwillkürlich an Affen denken, die sich in ähnlich vorgebeugter Haltung fortbewegen können.

Die Balz ist inzwischen vorüber. Nestbau und Brutgeschäft, das 14—16 Tage dauert, schließen sich an; aber beobachten kann man den seltenen Sänger auch jetzt noch, allerdings am besten sehr früh oder in der Abenddämmerung. Mitte Mai wird sich dann hoffentlich Familienzuwachs einstellen.

Nach seiner Größe wird der flinke Ge-



sell auch Wasserstar genannt. An seiner leuchtend weißen Kehle und Brust kann man ihn leicht erkennen. Wird er gestört oder fühlt er sich beobachtet, so schießt er wie ein Pfeil unter die Brücke oder unter die Uferböschungen oder er entzieht sich tauchend unserm Blick. Dabei kommt ihm die schwarzbraune Oberseite sehr zustatten. Die rostrote Unterseite kann man ohne Glas kaum erkennen. In den vergangenen milden Wintern war er hier Standvogel, so daß uns sein abwechslungsreiches Schwätzen auch in der kalten Jahreszeit erfreuen konnte.

Ganz in der Nähe dieser „Amselbrücke" wartet schon eine geologische Besonderheit, von uns gehörig gewürdigt zu werden. Da schüttet nämlich eine weitere, perennierend fließende Berlebeckequelle beträchtliche Wassermengen aus dem weißen Kalkfelsen (1). Nach einem erfrischenden Trunk aus dem klaren Quell wandern wir weiter, während ich unterwegs noch einiges dazu sagen kann: Sie kommt aus dem Cenomankalk der Oberen Kreide, einem festen, scharfkantig zerspringenden weißen Gestein mit großmuscheligem Bruch. Charakteristisch für diesen Cenomankalk ist eine kleinstylolithische Ausformung der Schichtflächen, d. h. die Kalksteinschichten greifen mit zylindrischen, längs gerieften Vorsprüngen in die benachbarten ein und diese wiederum in die nächsten. Außerdem neigt dieser Kalk zur Dolinenbildung mit nachfolgenden Erdfällen. Solche eingestürzten Hohlräume werden vom Volksmunde „Voßlöcker" genannt. Oft sind diese Karsterscheinungen kreisrund und haben meist einen Durchmesser von 20—30 m bei einer Tiefe von 4—5 m, doch kommen auch kleinere und häufiger noch viel größere vor, oft sind sie miteinander vergesellschaftet.

Inzwischen sind wir dort angekommen, wo unser Wanderweg aus einem Fichtenwald heraustritt. 30 m links (nördlich) dieser Stelle, auf der Schneise zwischen Fichtenwald und jungem Buchenbestand (2), prangte ein Seidelbastbäumchen während der beiden ersten Aprilwochen in herrlicher Blütenpracht. Zu dieser Zeit waren die Pfefferstäucher unserer Gärten schon längst verblüht.

Die roten Blüten sitzen meist zu dritt in den Achseln der vorjährigen Laubblätter an den noch kahlen Zweigen. Die diesjährigen Blätter erscheinen erst nach und nach, wenn die stark duftenden Zwitterblüten abfallen. Dann lohnt es sich immer noch, das Bäumchen wieder einmal zu besuchen; denn nun wachsen und reifen ja die Beeren, die es im Herbst dann wieder zu einem Schmuckstück der Natur herausputzen.

Daphne mezéreum hat noch mehr als

die oben bereits genannten deutschen Namen: der Name Kellerhals erzählt von der Verwendung bei Halskrankheiten in alter Zeit. Dabei ist der erste Teil des Wortes wahrscheinlich durch Verdrehung im Volksmunde entstanden. Bergpfeffer weist darauf hin, daß er in den Mittelgebirgen und Alpen bis fast 1900 m Höhenlage vorkommt und daß die roten Beeren scharf wie Pfeffer schmecken. Übrigens sind sie auch giftig! Zeidelblüt und Zeidelbast, woraus unser heutiger Artname gebildet worden ist, sind mittelalterliche Bezeichnungen dieses farbenprächtigen Blütenstrauches.

Ein Holzabfuhrweg mit sanfter Steigung führt uns zu den Mauerresten der Falkenburg (372 m). Zwei Drittel des Berges sind auf der Südseite abgeholzt, nachdem sich Jungbuchenbestände in ausreichender Dichte breitgemacht hatten, so daß für den kostbaren Waldboden kaum Gefahr besteht, von den sehr steilen Hängen zu Tal gespült zu werden. Aus den Wiggengründen schallt das Hämmern der Spechte herauf und von dem Falkenburggipfel schmettern die Buchfinken uns ihr stolzes Lied entgegen. Jetzt ist es an der Zeit, unsere Kräfte zu prüfen. Wer die Kletterpartie hinauf zur mächtigen Burgruine schon hinter sich hat und das Bergsteigen bedenklich in den Knien spürt, wähle bereits hier den Heimweg (3) der Wanderkarte. Er erreicht den Ausgangspunkt der Rundwanderung bei der Försterei Hirschsprung und hat dann für den 3½ km langen Weg etwa 1½ bis 2 Stunden gebraucht, sofern er sich genügend Zeit für all die Schönheiten und zum Beobachten genommen hat.

Wer aber gern kräftig ausschreitet, richte sich nun nach dem Wanderweg (4). Der führt vorbei am Saufang, einer Wildschweinfalle früherer Zeiten, von der heute aber nichts mehr zu sehen ist, zu einem ausgedienten Sandsteinbruch, der romantischen Geisterschlucht. Vor 70 Jahren war sie in Berlebeck unter dem Namen Mufflonska bekannt, obwohl man das ausgesetzte Muffelwild hier kaum einmal zu Gesicht bekam.

Beim Punkt (5) der Wanderkarte können wir eine hervorragende Aussicht auf Heiligenkirchen und Detmold und auf den Meierberg, den Apenberg und den Rotenberg des Lippischen Hügellandes genießen. Unser Rückweg endet schließlich ebenfalls bei der Försterei Hirschsprung. Er erschließt uns noch all die Schönheiten des westlichen Stemberges, die hier aus Platzmangel nicht mehr aufgeführt werden können. Zusätzlich 1 Stunde muß man für diese Verlängerung um 2½ km wohl rechnen.

Lippische Maler und bildende Künstler

Von Hermann L. Schaefer

HANS WIEGARD

Zu seinem 65. Geburtstag

Man ist überrascht über den Umfang und die Mannigfaltigkeit des künstlichen Werkes des Graphikers und Landschaftsmalers Hans Wiegard. In weitem Bogen erstreckt es sich in seiner Aussagekraft von graphischen Arbeiten über Werke in Aquarell und Öl bis zu den Kompositionsgebilden von Farbe und Farbsymphonien in Signen und Symbolen der „ungegenständlichen Kunst", die oft mißverstanden, nicht neu, sondern uralt ist, und deren Wesen nach Inhalt und Technik nach Paul Klee auf übervisioneller Schau beruht.

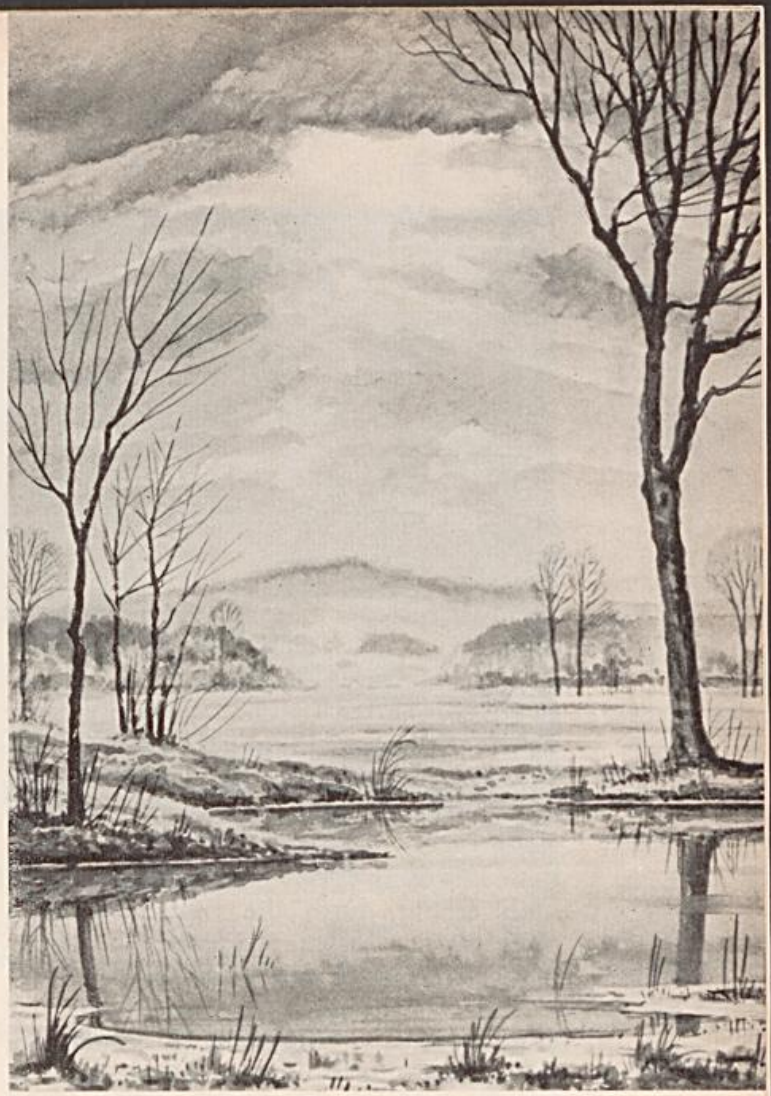
Hans Wiegard, dessen Vorfahren aus dem benachbarten Driburg stammen, ist



Steinhuder Meer, „Steinhude“

am 5. Mai 1902 in Ziegenhals im schlesischen Kreise Neiße geboren und kam im Alter von fünf Jahren nach Breslau. Schon während der Schulzeit erhielt er bei einem zeichnerischen Wettbewerb den ersten Preis. Nach seiner Ausbildung als Vermessungsingenieur an der Breslauer Baugewerksschule besuchte er die Technische Hochschule in Breslau, um sich mit den Prinzipien des Städtebaues und der Stadtplanung bekannt zu machen. Nebenbei nahm er Unterricht an der Breslauer Kunstakademie, wo er Meisterschüler von Prof. Rolle wurde, der damals als Landschaftsmaler sehr geschätzt war. Stationen seiner beruflichen Arbeit waren die Stadtverwaltungen in Sagan und Sprottau, und 1925 fand Wiegard als Planungsarchitekt bei dem Planungsamt in Guben Anstellung. Um sich in der Malerei weiter zu bilden, besuchte er vorübergehend die Kunstakademie in Dresden, wo der aus der Düsseldorfer Schule hervorgegangene Prof. Loges sein Lehrer wurde. Das Dresdener Kunstleben verstärkte den Wunsch Wiegards, Maler zu werden, und die modernen Maler, wie z. B. Lovis Corinth und Oskar Kokoschka, blieben für seinen Werdegang nicht ohne Einfluß. Während seiner Beschäftigung beim Planungsamt in Guben errang Wiegard mehrere Preise im städtebaulichen Wettbewerb. Bei fleißiger Arbeit wurde er nach und nach als Maler bekannt, und nach Ausstellungen in Breslau, Guben, Frankfurt a. d. O. und Berlin ließ er sich in Guben als freischaffender Künstler nieder. Mehrere seiner Bilder wurden von der Stadt Berlin, den IG-Farben und dem Junkerswerk in Dessau erworben. Der Krieg verschlug

Wiegard zu der in Rußland zwischen Dnjepr und Donez, hauptsächlich im Raum Kiew-Krementschug-Charkow kämpfenden 320. Inf.-Division. Trotz des Einsatzes in vorderster Kampflinie entstanden über 300 Aquarelle und Temperabilder mit Motiven und Interieurschilderungen dieses ausgedehnten Landstriches. Von den Bildern, die zur Ausschmückung von Kasinos und Stabsquartieren angefertigt wurden und durch kriegerische Einwirkungen verloren gingen, haben sich rund 70 als Photographien erhalten. Sie vermitteln uns einen Einblick in die Weite und Großräumigkeit der ukrainischen Landschaft mit ihren charakteristischen, geologisch interessanten „Flußschluchten" und sumpfigen Niederungsgebieten, die bei der künstlerischen Darstellung reichlich Gelegenheit gaben, in der Farbgebung Atmosphäre und Licht diese von einem hohen Himmel überwölbte Landschaft einzufangen. Mit ihren Kirchen, Kathedralen und verschachtelten Häusergruppen gewähren sie uns einen Eindruck russischer Bauweise. Mit ihren Bauernhöfen, den mit Strohdächern bedeckten Datschen und ukrainischen Dorfsansichten sowie zahlreichen Interieurs haben sie auch insofern einen kulturgeschichtlichen Wert, als heute durch den Wiederaufbau der durch die Taktik der „verbrannten Erde" zerstörten bäuerlichen Siedlungen sich das Landschaftsbild völlig verwandelt und nach den Berichten von Reisenden, namentlich französischen und amerikanischen Reiseschriftstellern, die das Gebiet in jüngster Zeit besuchten, die ländliche Bauweise ganz westeuropäische Züge angenommen hat und sich sehr oft in ganz freier Landschaft Wohnblocks im Stil amerikanischer Hochhäuser finden. Nach Beendigung des Krieges fand Wiegard mit seiner Familie zunächst Unterkunft in dem bei Driburg gelegenen Dorfe Erpentrup. 1949 wurde er als Planungsingenieur bei der Stadt Detmold eingestellt, und bald gelang es ihm auch, sich ein geeignetes und geräumiges Atelier



„Durchbrechendes Licht"

einzurichten. An landschaftlichen Motiven bestand im Eggegebirge und Teutoburger Walde kein Mangel. Dazu kamen Industriemotive zwischen Rhein und Ruhr, und die Darstellung des Gegensatzes zwischen Natur und Technik in ihrer Überschneidung von Land und Stadt hatte für Wiegard einen besonderen Reiz. Ausstellungen in Hannover, Elberfeld, Düsseldorf, Schloß Corvey, Bad Salzuflen und Lemgo machten ihn auch in seiner neuen Heimat bekannt.

Der Beruf eines Planungsarchitekten blieb auf die Landschaftsbilder Wiegards nicht ohne Einfluß. So zeichnen sie sich durch Klarheit und Ordnung in Komposition und Aufteilung aus. Dies Kriterium scheint auch bei der Auswahl der Motive

in ihrem Vordergrund und der Tiefe des Raumes in der Hintergrundsdarstellung bestimmend zu sein. Immer bemüht sich die künstlerische Aussage um Weite und Ferne und die kosmische Unendlichkeit des Bildhintergrundes. Die ist besonders bei den weitausholenden und weiträumigen Landschaftsbildern aus dem Eggegebirge, dem Teutoburger Walde und anderen Gegenden Deutschlands der Fall. In immer neuen Varianten wird die Vordergrundswirklichkeit der Weite und Tiefräumigkeit des verschwindenden Horizonts gegegenübergestellt. Das Bestreben zur Transparenz führt neben den weitgespannten Landschaften in Öl ohne weiteres zu den in Farbe und Licht aufgelösten Temperabildern, den Darstellungen in Sepia und den hauchdünnen Aquarellen impressionistischen Gepräges. Die Transparenz und Durchsichtigkeit vieler Bilder wird noch erhöht durch die lichtschimmernde Wirkung der alten Wachstechnik. Weite und Tiefe finden wir auch bei den Darstellungen zahlreicher Industriebilder. Der künstlerischen Absicht gemäß stehen bei ihnen zwar die Industrieanlagen, seien es Fabriken, Maschinenhallen oder Stahl- und Kalkwerke, im Mittelpunkt des Bildes. Dadurch aber, daß die anorganische Materie in einen naturhaften Vordergrund (Wiesen, Weiden, Getreidefelder, Bäume und Gebüsch) eingebettet wird, erhöht sich durch diese Gegensätzlichkeit die Wirkung der Bilder. Auch hier verzichtet Wiegard nicht auf Weite und Tiefräumigkeit. Immer wölbt sich ein hoher und weiter Himmel über dem Ganzen. Die verschwebende Atmosphäre von Rauch und Dunst, vom silbrigen Licht bis zum zarten Sfumato einer verhüllenden Dunstglocke, vermittelt die malerische Urspannung von Licht und Materie mit einem eigenartigen Reiz.

Wiegard verfügt aber auch über pastöse Farbstriche mit einem geballt geladenen Farbauftrag dunklerer Tönungen. Auf Landschaften, wie z. B. aus der Gegend des Donoper Teiches oder der „Alten Eiche mit Andachtshäuschen im Beketal bei Erpentrup", fesselt die Wucht der expressiv ausgeführten Baumstämme mit knorrigem Wurzelwerk und Geäst. Im Gegensatz dazu steht das feine Gezweig und das zarte, silbrige Filigran der oberen Baumpartien auch auf vielen anderen Bildern. Ausgehöhlte und verwitterte Kopfweiden bizarren Aussehens führen in die düsteren und balladesken Bereiche des „Erlkönigs", wobei die künstlerische Wirkung dadurch erhöht wird, daß das Sujet - wie dies auch bei anderen Bildern der Fall ist - vielfach mit den hellen Farben und dem Frühlingsgrün schlanker Birken oder anderer Bäume kontrahiert wird.

Mit Erfolg hat sich Wiegard auch mit in den mannigfachen Spielarten der sog. „abstrakten Malerei" versucht. Gegenständliches, aus der geläufigen Zuordnung der Dinge in der Realität oder aus dem konkreten Bewußtsein gelöst, vermittelt Gefühlsinhalte einer „Supra-Natur", und die Abstraktion der Realität zu bloßen Signen und Symbolen lassen uns, ähnlich wie in der Musik erkennen, daß es auch in der bildenden Kunst so etwas wie „einen reinen Geist der Malerei" gibt. Die abstrakte Kunst ohne weiteres abzulehnen, wie es so oft geschieht, ist nicht nur allein töricht und dumm, sondern widerspricht auch der Tatsache, daß sie bereits von den älteren Völkern des Orients und der prähistorischen Bevölkerung Europas ausgeübt wurde. Daß auch die Farbe allein einen selbständigen Ausdruckswert besitzt und Gefühlsinhalte vermittelt, zeigen die zahlreichen „Nur-Farbbilder" Wiegards, die man als reine Farbsymphonien bezeichnen kann.

Die malerische Entwicklung Wiegards ist noch nicht abgeschlossen, und es ist abzuwarten, wohin ihn der Weg zur Selbstentfaltung führt.



Letzte Ausgrabung der Retlager Quellen, August 1931: Schulrat Heinrich Schwanold, neben ihm der junge (spätere Ob.-Reg.-Rat) Heldmann.

100. Geburtstag von Heinrich Schwanold

Am 16. April war der hundertste Geburtstag von Schulrat Heinrich Schwanold, geboren in Salzuflen am 16. April 1867. Als Erzieher, Heimatschriftsteller und Vorgeschichtsforscher wird Schwanold in Lippe unvergessen bleiben. Der Lippische Heimatbund brachte anläßlich der 30. Wiederkehr seines Todestages († 29. Juli 1932) in Heft 4/1962 eine Würdigung seines Schaffens. Eine ausführliche Biographie wird in Kürze erscheinen. Uns alte lippische Lehrer verbinden unzählige Erinnerungen mit diesem Manne, der uns im Lehrerseminar und später im Schulleben mit hohem Berufsethos und echter Heimatverbundenheit erfüllte und der uns immer ein Vorbild gewesen ist.

Daß aber Heinrich Schwanold, dem ich in privaten Gesprächen, bei heimatkundlichen Vorträgen und Wanderungen und bei vorgeschichtlichen Ausgrabungen nähertreten konnte, auch ein plattdeutscher Schriftsteller gewesen ist, das habe ich erst erfahren, als mir vor zwei Jahren seine nun verstorbene älteste Tochter, Frau Schumann, einen Stoß plattdeutscher Gedichte und Erzählungen übergab, die ihr Vater in den Jahren 1913/14 geschrieben hatte. Einiges davon ist damals in Zeitungen ohne den Namen des Verfassers veröffentlicht worden. Mit Beginn des ersten Weltkrieges ist diese plattdeutsche Schriftstellerei anscheinend abgebrochen und nicht wieder aufgenommen worden. Unter dem Titel: „Bleer un Bleomen van der Solte. Ruimsel un Vertellsel in Iufler Platt" sollten die Arbeiten einmal im Druck erscheinen. Aber ein rastloses Berufs- und Forscherleben hat dem Verfasser keine Muße zur Vollendung gelassen.

In einer der nächsten Ausgaben unserer Zeitschrift werden wir Proben seines Schaffens als plattdeutscher Dichter veröffentlichen. *Süvern*

Umschau im Lipperland

Aus der Arbeit des Ortsvereins „Alt Lemgo"

Der Ortsverein „Alt Lemgo" hatte seine Mitglieder zu einem Vortrag „Möglichkeiten der baulichen Entwicklung in Lemgo" mit Oberbaurat Kittlaus für Dienstag, den 31. Januar 1967, in das Café Schmidt in Lemgo eingeladen. Schon das Thema allein versprach einen recht guten Besuch. Es wurden jedoch alle Erwartungen übertroffen, denn der Saal konnte kaum alle Besucher aufnehmen.

Nach kurzer Begrüßung durch den Vorsitzenden, Herrn Dr. Hitzemann, wurden einige Formalien erledigt, die laut Vereinssatzung zu erfüllen waren. In einem kurzen Rückblick erhielten die Anwesenden Einblick in die Vereinsarbeit im zurückliegenden Jahr.

Der Vorstand beschäftigte sich in 6 Vorstandssitzungen u. a. mit dem Schicksal des Stiftes St. Marien. Diese Gespräche wurden mit großer Intensität geführt und haben sicher dazu beigetragen, Dinge abzuwenden, die schicksalhaft auf das Stift St. Marien zukamen.

Sehr intensiv beschäftigte sich der Vorstand mit der Außenwerbung in unserer Stadt und konnte sein Teil daran tun, die von vielen Seiten angestrebte Buntreklame abzuwenden.

In weiteren Gesprächen galt das Interesse des Vorstandes der Kennzeichnung der Wanderwege.

In einigen Sitzungen wurden Zuschußanträge für die Instandsetzung von Fachwerkfassaden vorgelegt und Zuschüsse bewilligt.

Eine ganze Reihe von Veranstaltungen belebten das Vereinsleben. Großen Anklang fanden die von Herrn Busch, Bad Salzuflen, gezeigten Farbdias der Lippischen Heimattage und ebenso der Film der Kreisbildstelle.

Mit großem Interesse lauschten die Zuhörer am 15. März 1966 einem Vortrag mit Lichtbildern „Das ländliche Tagewerk im alten Lippe" von Museumsdirektor Hansen.

Ende März konnte Dr. Seraphim vor einem großen Zuhörerkreis seinen Vortrag mit Farbdias über „Die Entstehung der Senne im Lichte der neueren Forschung" halten.

Der Monat September erfreute die Mitglieder des Ortsvereins „Alt Lemgo" mit Farbdias „Belauschte Natur" von W. Tiemann.

Im Oktober nahm eine recht stattliche Zahl von Mitgliedern an der Jahreshauptversammlung des Lipp. Heimatbundes in Detmold teil.

Am 2. November hatte der Vorstand des Vereins seine Mitglieder zu einer Engelbert-Kämpfer-Gedenkfeier anläßlich das 250. Todestages von Engelbert Kämpfer in die Aula des Jungengymnasiums eingeladen. In einer Festansprache würdigte Oberstudiendirektor Dr. Kemper die Verdienste dieses großen Sohnes der Alten Hansestadt.

Für den 8. Dezember hatten sich die „Plattduitsken Frünne" etwas Besonderes ausgedacht. Der Abend stand unter dem Motto: „Ernst und Spoß in'n lippsken Platt." In einem Querschnitt brachte uns die Plattdeutsche Gruppe Vorträge, die das dichterische Schaffen unserer Heimat- und Mundartdichter widerspiegelte. Großer Beifall bewies den Vortragenden, daß die Themenwahl richtig war.

Mit großer Aktivität haben die Wandergruppe und die Plattdeutsche Gruppe unser Vereinsleben bereichert.

In 14 Wanderungen haben die Wanderfreunde des Ortsvereins „Alt Lemgo" unser Heimatland Lippe durchwandert. Den Jahresabschluß bildete das inzwischen Tradition gewordene Pickertessen bei Lallmann in Lüerdissen.

Die Plattduitsken Frünne hatten 11 Zusammenkünfte und trugen dadurch erheblich zur Erhaltung alten Kulturgutes bei.

Die Mitgliederbewegung zeigte auch im Jahre 1966 eine recht günstige Entwicklung. Es konnten 40 neue Mitglieder aufgenommen werden. So daß wir jetzt einen Mitgliederbestand von 422 aufzuweisen haben.

Leider hat auch der Sensenmann einige unserer Mitglieder hinweggemäht.

Es starben:

9. 1. 1966	Landforstmeister Dr. Köster
18. 1. 1966	Hotelier Mühlenweg
4. 3. 1966	Dipl.-Architekt Althoff
27. 3. 1966	Rektor a. D. Bunte
11. 5. 1966	Lehrer a. D. Büscher
14. 7. 1966	Landrat a. D. Gruner
25. 8. 1966	Kaufmann W. Noah

Dem Jahresbericht durch den Vorsitzenden folgte ein kurzer Prüfungsbericht von Sparkas-

sen-Direktor Ebke. Er führt u. a. aus, daß er mit Herrn Bauer die Kasse geprüft und keine Beanstandungen festgestellt habe und daher Entlastung des Vorstandes vorschlage. Einwendungen wurden nicht erhoben.

Diesen Formalitäten folgte der mit viel Interesse erwartete Vortrag von Oberbaurat Kittlaus. Mit viel Geschick verstand er es, anhand von Farbdias den Hörern die städtebaulichen Möglichkeiten in Lemgo aufzuzeigen. Er führte u. a. aus, daß es unser Ziel sein müsse, Lemgo in seiner Eigenart zu erhalten und auszubauen, damit es sich in unserer Stadt leben lasse. Er wandte sich jedoch gegen Versuche, aus Lemgo ein perfektes Museum zu machen. Dort, wo es sinnvoll sei, werde man den Mut zur modernen Bebauung haben, aber innerhalb der Wälle gelte es, annehmbare Kompromißlösungen zu finden.

Die dem Vortrag folgende Diskussion brachte den Beweis, daß die Ausführungen auf fruchtbaren Boden gefallen und mit viel Verständnis aufgenommen worden sind.

In der Diskussion meldete sich u. a. auch das Vorstandsmitglied Süvern zu dem Problem Stift St. Marien. Mahnend sagte er, das Stift sei eine jahrhunterte alte Institution, an der man nicht herumschnippeln sollte. Das geschlossene Terrain müsse erhalten bleiben. Man habe hier die Verpflichtung, etwas zu wahren.

Hinsichtlich der Parkplätze sagte Dr. Hitzemann, daß Lemgo an den Ortseingängen gut mit Parkplätzen ausgestattet sei. Nur sei zu bemängeln, daß diese Plätze Steinwüsten glichen. Es wäre zu wünschen, durch entsprechende Bepflanzung ein schöneres Bild zu schaffen.

G. Kirst

Jetzt auch Kanone „Detmold"

Schon vor vielen Jahren hat die Bundesmarine einem Minensuchboot den Namen der alten lippischen Residenz gegeben. Als kürzlich die sechs Geschütze des 4. Feldartillerie-Bataillons 111 in Oldenburg, die bis dahin nur die Bezeichnung A—E trugen, einen Städtenamen mit den Anfangsbuchstaben A—E erhalten sollten, entschied sich die Mehrheit der Soldaten dafür, die Kanone „D" künftig „Detmold" zu nennen. Es ist nicht uninteressant, daß der „wunderschönen Stadt" der Vorrang vor Düsseldorf, Dortmund und vielen anderen Städten mit dem Anfangsbuchstaben „D" gegeben wurde.

Buchbesprechungen

Rudolf Lange, Theologie der Heimat, Otto-Müller-Verlag Freilassing und Salzburg 1965, Preis 25,— DM, 328 Seiten.

Heimat ist ein Sinnbezug, der für die wesensgemäße Entfaltung und Bewältigung des menschlichen Lebens von „prinzipieller" Bedeutung ist. Gerade nach der Ideologisierung alles Heimatlichen ist eine christliche Neubesinnung und Klärung des Heimatverständnisses notwendig geworden. Die sowohl systematisch als auch historisch breitangelegte sozialtheologische Untersuchung beruht auf soziologischer Grundlage: was ist Heimat überhaupt, und im besonderen, was ist sie heute, in einer mobilen, pluralistischen und weithin funktionalisierten Gesellschaft? Zur Lösung der vielen Fragen trägt nicht zuletzt das Heimatvertriebenenproblem bei, mit dem sich ein größeres Kapitel beschäftigt. Der Verfasser kommt zu zwei interessanten Feststellungen: Es gibt eine ganz ursprüngliche Heimatbedürftigkeit; immer wieder versucht der Mensch, sich heimatlich einzurichten. Dazu zeichnen sich in der heutigen Gesellschaft neue heimatschaffende Assoziationsgebilde und ein neuer Wille zu räumlicher Stabilität ab. Die sehr tiefsinnige Untersuchung eines Theologen liefert einen wertvollen Beitrag zu dem Problem des Glaubens und der Heimat. Das Buch, daß sich im Untertitel zu bescheiden als „Beitrag zur Theologie der irdischen Wirklichkeit" bezeichnet, kann Seelsorgern und Heimatfreunden gleichermaßen empfohlen werden

Heimat. Erinnerungen deutscher Autoren, gesammelt und herausgegeben von Günther Birkenfeld, mit 29 Zeichnungen von Fritz Busse; Horst-Erdmann-Verlag Herrenalp 1965, in Leinen, 512 Seiten, Preis 19,80 DM.

Dies ist ein Buch der deutschen Heimat, wie es noch nicht da war: 63 bekannte Autoren, unter ihnen viele berühmte Namen, haben es geschrieben. Alle Landschaften fanden einen berufenen Sprecher. Den Auftakt bildet Carl Jacob Burckhardt mit seiner Betrachtung „Heimat". Die Wanderung beginnt auf dem estnischen Stammgut von Otto von Taube und endet auf einer oberbayerischen Skialm unter Führung von Paul Alverdes. Die seit 1945 von uns abgetrennten Gebiete und ebenso Städte wie Dresden, Hildesheim oder Mannheim

bleiben hier in meisterhafter Prosa unserem Gedächtnis erhalten. Jeder Autor erinnert sich auf seine ganz persönliche Weise, und so entsteht ein reiches Gesamtbild mit 63 Variationen zum Thema Heimat, 63 Liebeserklärungen, mitunter ironisch oder kritisch gewürzt. Der Band ist wirklich ein Geschenkbuch für alle, die in Deutschland Heimat hatten und noch haben.

Eine Sprache — viele Zungen. Autoren der Gegenwart schreiben in deutschen Mundarten. Herausgegeben von Hans Scholz und Heinz Ohff. Mit 20 Illustrationen von Ali Schindehütte. — Sigbert Mohn Verlag, Gütersloh 1966. 272 S., Ln.

Die große weite Erde ist nicht eintönig, sie ist farbig. Genau so verhält es sich mit der Sprache, deren Dialekte ein prächtiges Bunt auf der einfarbigen Palette „Hochdeutsch" darstellen. Die Mundart ist die Hüterin heimischer Art und Sitte. In der Heimatsprache leben Vätersinn und Mutterweisheit. Nur wer die Sprache einer Landschaft versteht, sieht in das Herz ihrer Menschen.

Die Mundarten sind der Brunnen der hochdeutschen Sprache. Aus ihm schöpft sie, um lebendig zu bleiben. Denn ist sie nicht mehr in Bewegung, so ist sie bald eine tote Sprache. Goethe sagt einmal: „Jede Provinz liebt ihren Dialekt, denn er ist doch eigentlich das Element, in welchem die Seele ihren Atem schöpft." Hans Scholz meint in einem ausgezeichneten Vorwort zum Buche dasselbe, wenn er sagt: „Vielen Texten ermöglicht offenkundig gerade ihre Mundart etwas zu sagen, was sich auf hochdeutsch so entweder gar nicht sagen ließe oder blaß und dünnblütig ausfallen müßte."

In dem gut ausgestatteten Buch kommen 77 Autoren der Gegenwart mit rund 140 Beiträgen aus über neunzig Sprachgebieten zu Wort. Eine wahre Kostbarkeit für den Freund der Mundarten kann es auch wissenschaftlichen Zwecken dienen. Der Freund der plattdeutschen Sprache kann mit Genugtuung feststellen, daß sie mit einem Viertel der Beiträge vertreten ist. Sie lassen deutlich erkennen, daß das Plattdeutsche nicht nur eine Mundart, sondern eine Sprache neben der hochdeutschen mit vielen eigenen Mundarten ist. Bedauerlich ist nur, daß die Sprache, die vor den Toren Gütersloh gesprochen wird, nämlich das lippische Platt, mit keinem Beitrag in dem Buche enthalten ist. *Hennak Hanke*

„Soll das vergessen werden?" Unter dieser Überschrift hat unser lieber Heimatfreund Fritz Platenau aus Istrup, dem wir die köstlichen „Döhnkens iutn Lippsken" und eine reichhaltige Sammlung lippischer Sprichwörter verdanken, die alten mündlichen Überlieferungen und eigene Erfahrungen aus seinem Heimatdorf gesammelt, hat sie auf Matrize geschrieben und vervielfältigt. Auf 50 eng beschriebenen Schreibmaschinenseiten bietet er ein vielseitiges Bild alter Zustände und Sitten. In dem Vorwort heißt es:

„Ich habe versucht, einiges zu sammeln und hoffe, dadurch mitzuhelfen, daß nicht alles, was dem Leben früher Wert und Inhalt gab, in Vergessenheit gerät. Es ist wohl zu verstehen, daß ich dabei in erster Linie an mein Heimatdorf gedacht habe, aber ich glaube nicht, daß die Sitten und Gebräuche in anderen Dörfern und Gegenden weit davon abweichen. . . . Die größte Freude würde für mich sein, wenn andere Heimatfreunde angeregt würden, ebenfalls mit der Sammlung alten Volksgutes zu beginnen, ehe es dafür zu spät ist."

Der Verfasser gibt diese Sammlung, wie auch seine in gleicher Weise vervielfältigte Sprichwortsammlung, an alle Interessenten zum Selbstkostenpreis ab. Da sie eine wahre Fundgrube für Volkskundler und Heimatforscher sind, lasse sich niemand diese wertvollen Blätter entgehen! *Süvern*

Ausstellung eines lipp. Künstlers

Zum 60. Geburtstag von Theo Meier-Lippe, den in Hohenhausen geborenen und seit 1934 in Siegen lebenden Maler und Grafiker, wird in der Städt. Galerie im Haus Seel in Siegen eine Ausstellung eröffnet, die vor allem Arbeiten aus den letzten Jahren zeigt.

Heimatland Lippe, Zeitschrift des Lippischen Heimatbundes. Schriftleitung: Wilhelm Rinne, Detmold, Lessingstr. 9, Fernruf 63 24. Vorsitzender: Landesverbandsvorsteher Dr. Arnold Ebert, Detmold, Allee 4. Geschäftsstelle: Detmold, Bismarckstr. 8. — Bankkonto: Kreissparkasse Detmold 296 03, Postscheckkonto Hannover 230 87.
Die Zeitschrift erscheint zweimonatlich. Auflage 3400. — Druck: Topp & Möller, Detmold, Paulinenstraße 24.
Bezugspreis wird nicht erhoben, sondern durch Mitgliedsbeitrag gedeckt.

Lippische Gedenktage im Mai und Juni

1. 5.	1782	Graf Simon August zur Lippe, „Vater des Vaterlandes", in Detmold † (regierte 1747—1782, * 1727)
	1862	Lehrer August Topehlen gründet die Anstalt Eben-Ezer
	1892	Otto Preuß, Schöpfer der Landesbibliothek und Geschichtsforscher, in Detmold † (* 1816)
2. 5.	1808	Ludwig Knoch, Schöpfer des Lipp. Landesarchivs, in Detmold † (* St. Goar 1712)
3. 5.	1868	Dr. Heinr. Hasse, Gründer des Bades Salzuflen (1818), in Salzuflen † (* 1791)
4. 5.	1926	Albert Berthold, Theater-Intendant, in Detmold † (* 1841)
5. 5.	1819	W. G. L. von Donop, Heimatschriftsteller, in Detmold †
7. 5.	1864	Feuersbrunst in Horn, Rathaus und 54 Häuser verbrannt
9. 5.	1825	Konsul A. L. Wolff, Stifter des Lemgoer Krankenhauses, in Lemgo * († 1911)
10. 5.	1575	Mauritius Piderit, Pfarrer zur Reformationszeit in Lemgo, Ahnherr der lippischen Familie Piderit, in Lemgo † (* 1497)
12. 5.	1769	Charlotte Diede, geb. Hildebrand, Freundin W. v. Humboldts, in Lüdenhausen * († 1846)
15. 5.	1814	General Bernadotte, Kronprinz von Schweden, bezieht Quartier im Detmolder Schloß
16. 5.	1749	S. F. W. Brüggemeyer, Gründer der Detmolder Tabakfabrik, in Horn *
17. 5.	1800	Ernst v. Bandel, Erbauer des Hermannsdenkmals, in Ansbach * († 1876)
19. 5.	1958	Wilhelm Mellies, MdB., 2. Vors. der SPD, in Bonn † (* Pivitsheide 1899)
20. 5.	1925	Prof. Dr. Adolf Neumann-Hofer, Lippes Reichstagsabgeordneter, in Detmold † (* 1867)
22. 5.	1802	Fürstin Pauline (1769—1820) übernimmt die Regentschaft
24. 5.	1488	Salzuflen erhält Stadtrechte
	1850	Gust. Küstermeier, erfolgreicher Deutsch-Amerikaner, in Detmold * († 1919)
25. 5.	1852	Georg Sauerländer, Seminardirektor, in Detmold * († 1912)
	1884	August Wiemann, Heimatschriftsteller, in Hörste * († 1951)
28. 5.	1671	Gräfin Maria Magdalena zur Lippe, Stammutter der Linie Lippe-Biesterfeld, in Schwalenberg †
30. 5.	1918	Eröffnung der Fürst-Leopold-Akademie für Verwaltungswissenschaften in Detmold
31. 5.	1863	Wilh. Meyer, Museumsleiter und Heimatforscher, in Detmold * († 1948)
	1917	Großes Brandunglück in den Staatswerkstätten in Detmold, viele Tote und Verletzte
1. 6.	1802	Moritz Leop. Petri, Heimatschriftsteller, Freund Grabbes, „Wegweiser zu Deutschlands Einheit", in Lage * († 1873)
5. 6.	1858	J. B. Jobstharde, rel. Führer in der Erweckungsbewegung, in Wüsten † (* 1797)
8. 6.	1819	Die Fürstin Pauline erläßt die erste lipp. Verfassung
	1896	Eröffnung der Eisenbahn Lage—Lemgo
11. 6.	1874	Wilhelm Butterweck, Heimatschriftsteller, in Lipperode *
	1895	Eröffnung der Eisenbahnstrecke Detmold—Altenbeken
12. 6.	1664	Gründung der Meyerschen Hofbuchhandlung in Lemgo
	1881	Karl Henckel, Landschaftsmaler, in Horn * († 1950)
13. 6.	1447	Blomberg wird in der Soester Fehde von den Böhmen zerstört
14. 6.	1866	Lippe tritt im Deutschen Bruderkrieg an Preußens Seite
17. 6.	1810	Ferdinand Freiligrath, deutscher Dichter, in Detmold * († 1876)
	1835	Naturwissenschaftl. Verein in Detmold gegründet
21. 6.	1849	Prof. Dr. Otto Weerth, Heimatforscher, in Blomberg * († 1930)
22. 6.	1895	Detmold erhält Fernsprechanlage
24. 6.	1844	Lippischer Landwirtschaftlicher Hauptverein gegründet
26. 6.	1595	Herm. Hamelmann, Theologe u. Historiker, in Oldenburg † (Pastor in Lemgo 1555—1569)



Graf Simon August zur Lippe hat durch Gesetz vom 1. Februar 1752

„aus Landesväterlicher Vorsorge für gut gefunden, eine algemeine Brand-Assecurations-Societät in Unserer Grafschaft zu errichten, von welcher, wenn ein Brandschade auf dem platten Lande und in denen Städten entstehet, demjenigen, der ihn erleidet, selbiger ersetzet, und das dazu nöthige Geld gemeinschaftlich aufgebracht und beigetragen werden sol, damit die Noth der Abgebrandten vermindert, und der algemeine Credit zugleich mit gefördert werden möge . . ."

Aus dieser Brandkasse entwickelte sich in mehr als 200 Jahren als großes und beliebtes Versicherungsunternehmen unsere

Lippische Landes-Brandversicherungsanstalt

SEIT 1752

Unfall - Haftpflicht - Kraftverkehr
Feuer - Einbruch - Wasser - Glas

Heimatland Lippe



60. JAHRGANG - NR. 4 VERLAGSORT DETMOLD - 1 D 20928 F JULI 1967

Zeitschrift des Lippischen Heimatbundes

INHALT

G. Nohl: Bad Meinberg — ein altes lippisches Heilbad 121

Heitere Meinberger Erinnerungen

I. Der falsche Napoleon 132

II. Der „gehörnte" Kurgast von Bad Meinberg 133

O. Mengedoht: Die Kirchengemeinde Bad Meinberg 134

A. Bergmann: Grabbe und Theodor von Kobbe 136

G. Wiemann: Eine Wanderung über die Hörster Egge 138

W. Jahnke: Die Eichen auf Hartröhren 142

W. Süvern: Die Spruchweisheit der Lipper

III Von Heirat und Ehestand 146

Eltern und Kinder 152

H. Diekmann: Erzeugnisse der cheruskerischen „Feinschmiede" vom Barkhauser Berg bei Oerlinghausen 154

Umschau im Lipperland

Bericht über den Vortrag: „Das kranke Herz unserer alten Städte" 157

Buchbesprechungen 158

Mitgliederwerbung 160

Umschlag: Lippisches Kalendarium für Juli und August

Unser farbiges Umschlagbild zeigt einen Blick auf Meinberg um 1845 (nach einem Gemälde aus dem Besitz der Familie Blome in Detmold).

Heimatland Lippe
DETMOLD
JULI 1967
NUMMER 4
ZEITSCHRIFT DES LIPPISCHEN HEIMATBUNDES

Bad Meinberg - ein altes lippisches Heilbad

Von Günther Nohl

Krankheiten durch Heilmittel, die die Natur bot, zu bekämpfen, ist so alt wie die Geschichte der Menschheit, wie die Erkenntnis von den Krankheiten überhaupt. Jahrtausende liegen zwischen dem primitiven Heilschatz babylonischer und ägyptischer Ärzte und dem therapeutischen Rüstzeug des modernen Arztes. Ein Heilmittel hat aber durch alle Zeiten seine Geltung zu behaupten gewußt: Die Badekur. Nicht immer hat sie im Wandel der Zeiten bei gewissen Krankheitszuständen im Vordergrund gestanden, oft trat sie lange Zeit in den Hintergrund, zuweilen war sie Gemeingut aller, manchmal galt sie als das bevorzugte Heilverfahren besitzender Klassen, immer aber war, bleibt und ist sie ein wichtiges Heilmittel aller Zeiten und Völker.

So haben die großen deutschen Ärzte des Mittelalters, an ihrer Spitze Paracelsus, dann schon eine Lehre geschaffen, die die Badekur für alle folgenden Zeiten in das Rüstzeug der ärztlichen Kunst einbaut. Aus ihr entsteht im späten Mittelalter eine deutsche Badekultur, die sich bis zu frommen Wallfahrten zu den heilenden Quellen auswächst.

Der dreißigjährige Krieg unterbricht mit seinen Seuchen und Epidemien, die im Gefolge der alles verheerenden Kriegsfurie über die deutschen Lande rasen, die Entwicklung. Aber noch sind die Folgen des Krieges nicht völlig überwunden, da regen sich schon wieder die Menschen und suchen die alten Quellen auf, um mit ihrer Hilfe die Wunden zu heilen.

Dies ist auch die Zeit, in der Bad Meinberg in das Blickfeld der Geschichte tritt. 1676 besucht der lippische Hofmedicus Andräas Cunäus die Quelle zu Meinberg und erwähnt sie in seinem „Kurtzen Unterricht" über das Verhalten bei der Ruhr. 1678 aber liegt ein weiterer Beweis über das Vorhandensein einer gefaßten Quelle in Meinberg vor, da nach einer Handwerker-Rechnung, die heute noch im lippischen Archiv liegt, die vorhandene Quellfassung völlig erneuert wird. Bei der soliden Bauweise unserer Vorväter aber muß schon viele Jahrhunderte vorher die Quelle bereits gefaßt worden sein.

Seit der Mitte des 17. Jahrhunderts reißen die Berichte über die Meinberger Quelle nicht mehr ab. Sie rückt in das Interesse des Landesherrn. Dem Grafen Simon Henrich zur Lippe (1649—1697) wird berichtet, daß die Zahl der „wilden Badegäste" von Jahr zu Jahr wächst. Sein Nachfolger trägt sich bereits mit dem Gedanken, Meinberg zum „Curort" auszubauen. Aber erst Graf Simon August geht an die Verwirklichung dieser Pläne. 1762 beauftragt er seinen Hofmedicus Dr.



Dr. Johann Erhard Trampel

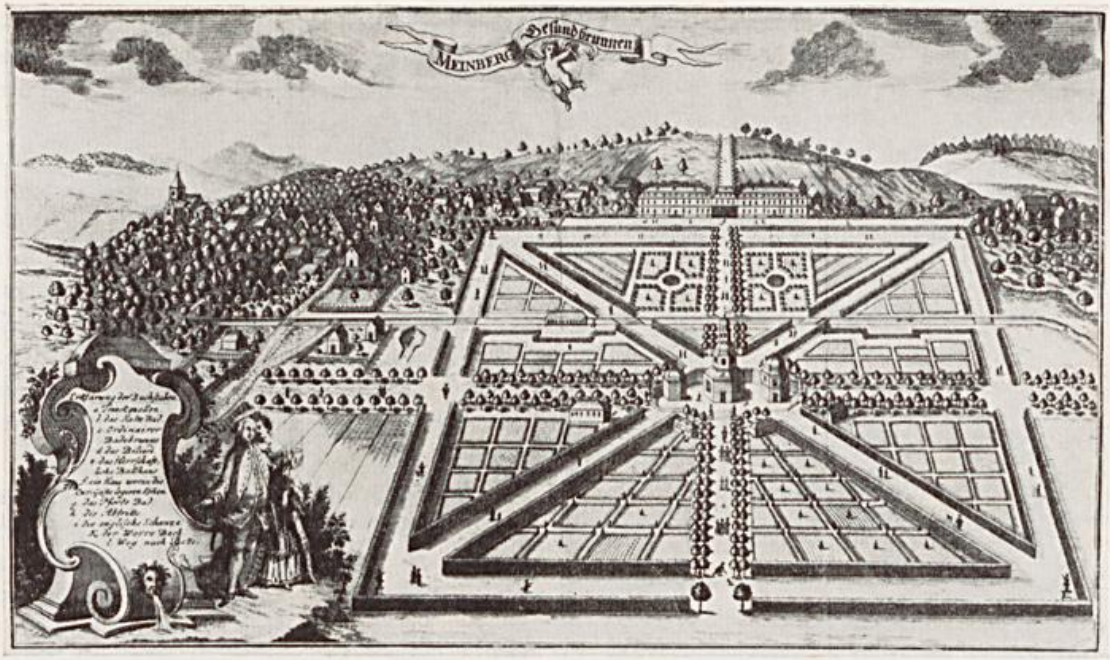
Trampel mit einer Untersuchung der Quelle. 1763 erhält der Amtmann Behmer zu Horn den Auftrag, sich um den anscheinend Ärgernis erregenden Badebetrieb an der Quelle zu kümmern, wobei aber hervorgehoben wird: „Dem sicheren Vernehmen nach soll sich eine ziemliche Anzahl von Patienten bey dem Meinberger Brunnen und Bad befinden und solchen mit Nutzen gebrauchen". Im gleichen Jahre übergibt der Arzt in Horn und Freund Amtmann Behmers, Dr. Dettmer, dem regierenden Grafen eine „Brunnenliste" mit über 200 Namen, von ihm behandelter Kurpatienten und wird daraufhin zum ersten Meinberger „Brunnenarzt" bestellt.

Anfang Januar 1766 ist es dann soweit, daß Dr. Trampel dem Grafen Simon August eine umfassende Eingabe mit Planzeichnungen des gräfl. Oberamtmanns Niemeyer aus Horn vorlegt. Er erhält den Auftrag zum Ausbau des neuen „Curortes", in dem dann schon am 1. Juli 1767 die erste Kursaison beginnt

Zu Beginn des Jahres 1767 befand sich der Brunnen mitten zwischen Äckern und Wiesen. Jetzt wird die Anlage eines Kurparks vorgesehen, zu dem die Grundstücke erworben werden, und der schließlich in der heute noch vorhandenen quadratischen Form mit seinen Kreuzalleen entsteht. Im Schnittpunkt der Alleen liegt ein hölzerner Badehausbau von einem „pagodenähnlichen" Aussehen, der 1842 dem heutigen Brunnentempel weicht, wobei so leicht vergessen wird, daß der jetzige Brunnentempel mit seiner Säule, die das Schauglas für die Darstellung der Kohlensäure trägt, tatsächlich früher Badehaus war; denn im Innern befand sich ein schachtartiger Ausbau, auf dessen Grund die Kohlensäure austrat und den Schacht füllend den Kurgästen dazu diente, auf oben angebrachten amphitheatralisch angeordneten Bänken so tief zum Baden in das Gas einzutauchen, wie es verordnet war.

Als erster beginnt Dr. Trampel selbst mit dem Bau eines Logierhauses. 1769 baut er den ersten Teil des späteren Kurhauses „Zum Stern", dem 1772 der linke Teil folgt, während die Verbindung der beiden Teile zu einem geschlossenen Ganzen durch einen Saalbau bereits 1773 erfolgt, und der „Stern" das Gesicht bekommt, das er noch heute den Kurgästen zeigt. 1799 endlich kaufte die Regierung den ganzen Gebäudekomplex, nachdem Dr. Trampel, der sich in eine Hofintrige gegen den Fürsten eingelassen hatte, fluchtartig Lippe hatte verlassen müssen und 1793 nach Pyrmont übergesiedelt war.

Als erster Regierungsbau wird 1770 das fürstliche Logier- und Assembléehaus inmitten des Kurparks, die heutige Badeverwaltung, aufgeführt. In dem saalartigen Erdgeschoß des Gebäudes finden Veranstaltungen für die Badegäste statt, während das obere Geschoß Sommersitz für die fürstliche Familie und Wohnung des

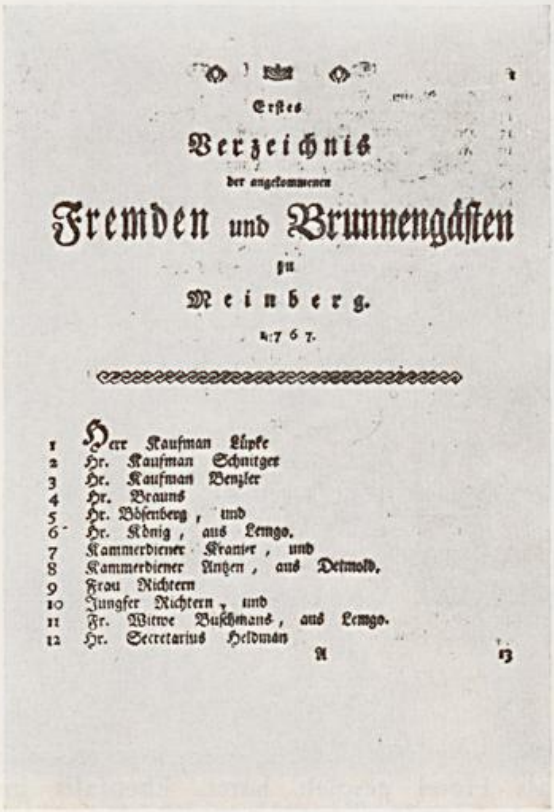


Ansicht von Meinberg 1774

Badkommissars wurde. Hier spielte auch seit 1776 das erste Kurorchester, zu dem das Hoboistenkorps des Königlich Großbritannischen und Kurfürstlich Braunschweig-Lüneburgischen Regiments verpflichtet wurde.

1775 ließ die Regierung ein Haus als „Herrschaftliches Haus zum Logis für die Brunnengäste" bauen. Es führt seit 1782 den Namen „Kurhaus Rose". Der Kostenanschlag sieht, der Absonderlichkeit wegen sei es hier vermerkt, die Verwendung von Material vom Abbruch der Meierei in Oesterholz und des Thurnschen Wagenschuppens und Schweinestalles in Horn vor. Zur gleichen Zeit etwa entsteht als erster Privatbau in der Nähe des Bades das Helwingsche Haus, das von dem Inhaber der Meyerschen Buchdruckerei in Lemgo, dem Regierungsrat Helwing, errichtet wurde, und den älteren Kurgästen noch seines Anstrichs wegen als „Rotes Haus" bekannt ist und gegenüber dem heutigen Haupteingang lag. Es wurde erst im Jahre 1953 wegen Baufälligkeit abgerissen, nachdem es zuvor lange Jahre eine sehr beachtliche und angesehene Rolle als Hotel gespielt hatte. Ebenfalls im Jahre 1775 wird das Ballhaus, der jetzige Sternsaal, durch den Kriegsrat Faber und den Rittmeister von Flögen erbaut und 1777 von der Regierung übernommen. Der Saal erhält bis auf die 1959 erneuerte Decke seine heutige Gestalt, der 1898 die Veranda vorgebaut wurde.

Die Bäder wurden zunächst im Brunnentempel, der bald zu diesem Zweck zwei Anbauten erhielt, abgegeben, wenn nicht das Wasser zum Baden in Eimern in die Häuser geholt und dort erwärmt wurde. Die dabei benutzten Badewannen waren aus Stein. Eine davon ist heute noch im Kurpark am Ausgang zur „Rose" zu betrachten. Da mit dem Bau des Ballsaales am „Stern" die Säle im fürstlichen Logierhaus überflüssig wurden, verlegte man die Bäder in das zum Badehaus umgebaute Erdgeschoß des heutigen Verwaltungsgebäudes. Hier und in dem 1906 errichteten Anbau wurden noch bis zum Jahre 1952 alle Kohlensäurebäder, sowohl Wasserbäder wie Trockenbäder, abgege-



Erstes

Verzeichnis

der angekommenen

Fremden und Brunnengästen

zu

Meinberg.

1767.

1 Herr Kaufman Lüpke
2 Hr. Kaufman Schnitger
3 Hr. Kaufman Benzler
4 Hr. Brauns
5 Hr. Bösenberg, und
6 Hr. König, aus Lemgo.
7 Kammerdiener Kramer, und
8 Kammerdiener Antzen, aus Detmold.
9 Frau Richtern
10 Jungfer Richtern, und
11 Fr. Witwe Bußmans, aus Lemgo.
12 Hr. Secretarius Heldmann

A 13

Die erste Kurliste

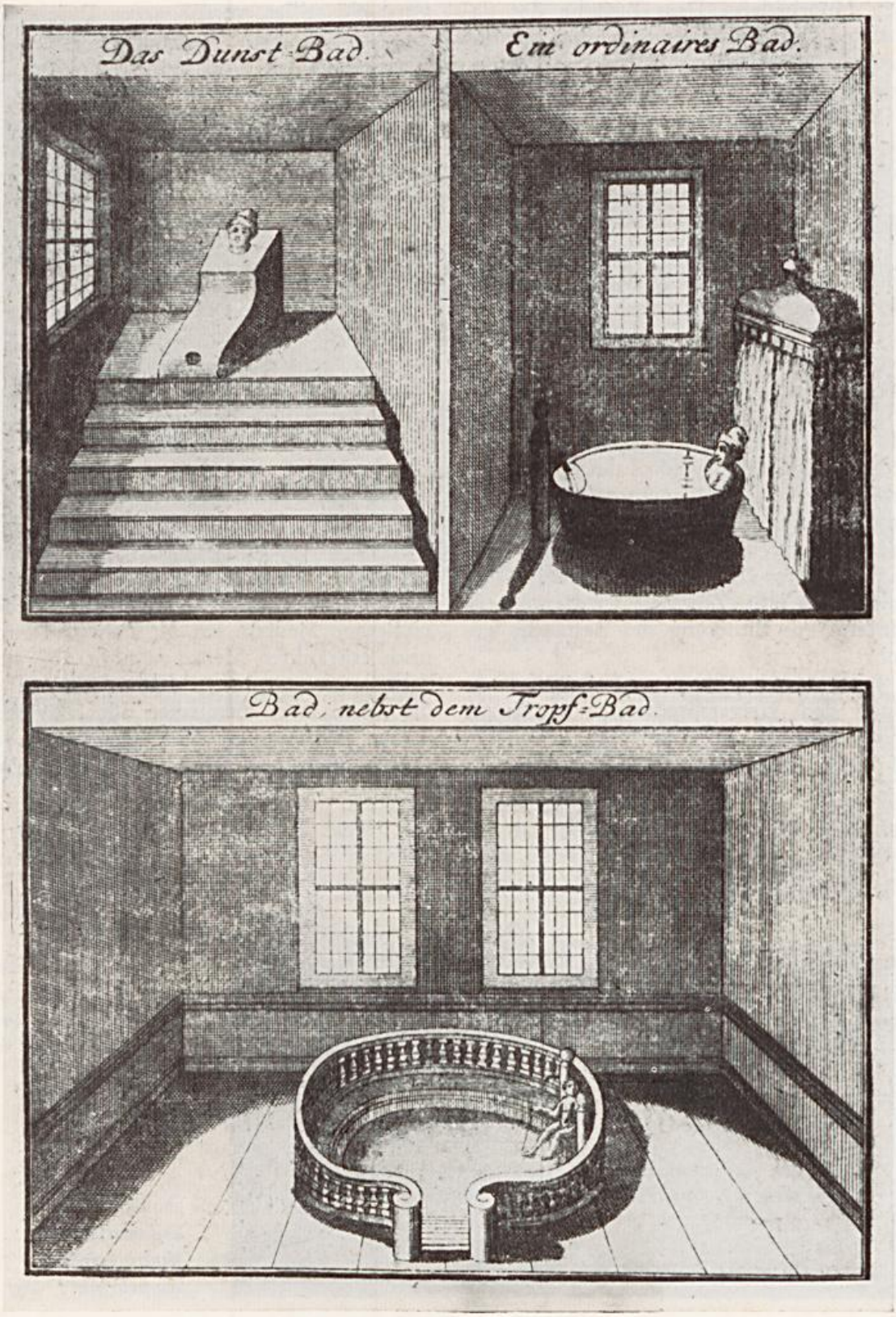
ben, bis sie nach der Errichtung des neuen Rosebades und mit der Verlegung des Lesesaals aus dem Sternbad zum Verwaltungsgebäude in die beiden Badehäuser wandern und den Raum für die Kurgastanmeldung und den Lesesaal freigeben konnten.

Außerdem wurde aber schon 1827 das neue „Russische- und Schlammbadehaus" in der Verlängerung des „Sterns" gebaut, das 1912 und 1930 erweitert wurde und sein heutiges Aussehen zur Parkseite erhielt. 1875 wird das erste Rosebad gebaut, das 1895 vergrößert und 1911 erneuert wird, aber schließlich 1951 dem Neubau des Rosebades weichen muß.

Das neu aufgebaute Bad entwickelt sich sehr schnell und erwirbt sich einen so guten Ruf, daß in allen bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts erscheinenden Schriften über die deutschen und europäischen Bäder das Bad nicht fehlt. Ihren Höhepunkt finden diese Berichte in der „Praktischen Übersicht der vorzüglichsten Heilquellen Deutschlands nach eigenen Erfahrungen" von D. Christ. Wilh. Hufeland, dem damals wohl berühmtesten deutschen Arzt aus Berlin. Er beschäftigt sich eingehend mit Meinberg und schreibt: „Ich würde es solchen Kranken — (mit großer Reizbarkeit der Nerven) — um so mehr empfehlen, da auch der ländlich freundliche Charakter des Thals und die Abwesenheit der geräuschvollen Badewelt es für diese Klasse doppelt wohltätig machen."

Aber auch die Meinberger Ärzte sind nicht müßig. In vielen wissenschaftlichen Schriften berichten sie über ihre Erfolge und Erfahrungen. 1770 erscheint als erste dieser Schriften die „Beschreibung der Meinberger Mineralquellen" von Dr. Trampel, die schnell Verbreitung erlangt und schon 1778 in dritter, stark erweiterter Auflage vorliegt. In dieser Beschreibung gibt Dr. Trampel die erste Darstellung der Therapie der trockenen Kohlensäurebäder, wenn er sie auch noch Schwefeldunstbäder nennt, und schafft damit eine noch immer gültige Grundlage für die Behandlung von Kranken mit dem Kohlensäuregas. 1836 veröffentlicht der Hofrat Dr. Piderit eine Schrift, in der er die Bedeutung des Kurmittels Kohlensäure eingehend herausstellt. Beide Schriften, sowohl die Trampels wie die Piderits erscheinen, neben den späteren Arbeiten des Geheimrats Dr. Weßel zu Beginn dieses Jahrhunderts, noch heute in den Literaturverzeichnissen aller wissenschaftlichen Abhandlungen, die sich mit der trockenen Kohlensäure beschäftigen. 1832 aber veröffentlicht der Salzufler Apotheker Dr. Brandes zusammen mit dem Medizinalrat Dr. Kemper einen großen Bericht über die Meinberger Quellen, der in fast allen medizinischen Bibliotheken zu finden ist.

Im übrigen beschäftigen sich schon Piderit und dann auch Brandes mit dem seit 1820 für Meinberg neuen Kurmittel,



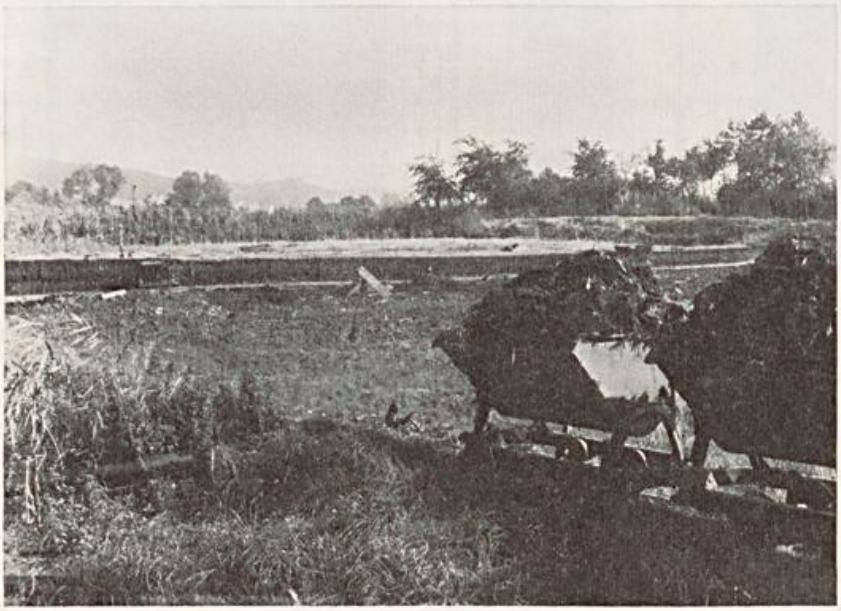
Das Innere des Brunnenhauses 1778

den Moorbädern. Dem Brauche der damaligen Zeit entsprechend werden sie, wie heute noch in anderen Bädern, als Schwefelschlammbäder bezeichnet.

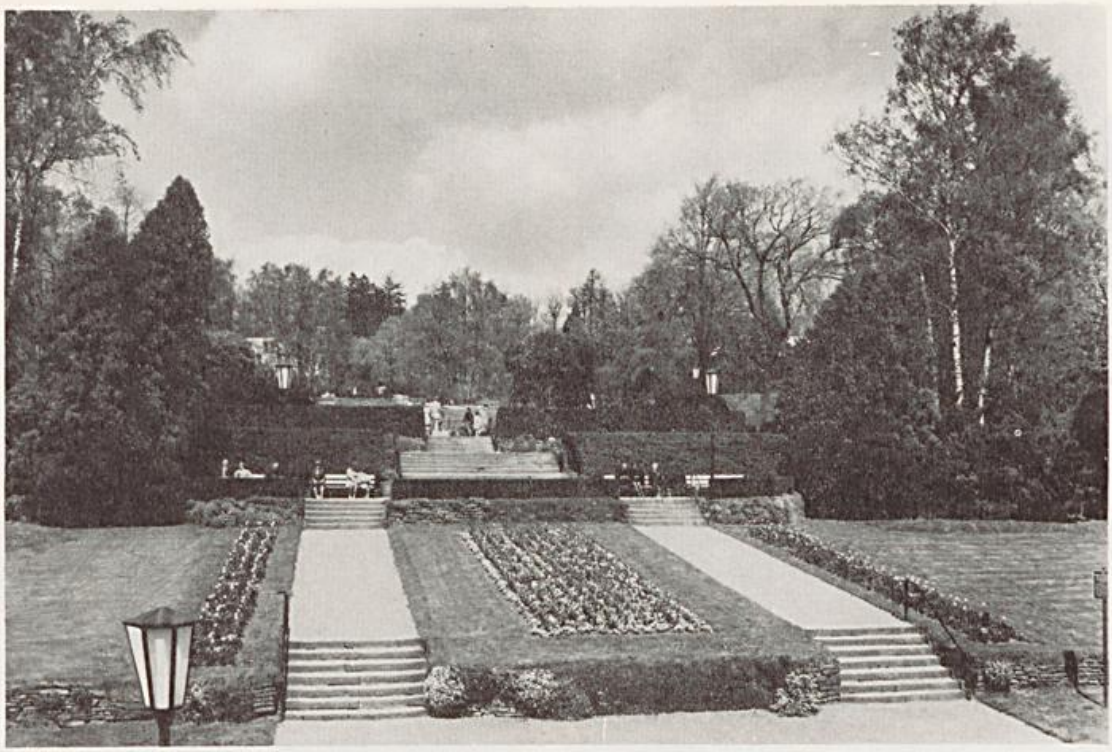
Mit der Einführung der Moorbäder in die Kurmittelformen des Bades beginnt eine ganz neue Zeit für Meinberg. Allmählich gewinnt das Moor die größere Bedeutung, bis es schließlich, als es um die zweite Hälfte des vorigen Jahrhunderts stiller wird um Bad Meinberg, das Hauptkurmittel darstellt, und man in der Zeit vor dem letzten Kriege allgemein nur noch von dem Moorbad Meinberg spricht. Die Kohlensäurebaderei wird etwas stiefmütterlich behandelt und bleibt im Hintergrund, bis in den Jahren 1951 und 1956 in der Südostecke des Parks die große Mofette (Kohlensäuregasquelle) erbohrt wird, die aus einer Tiefe von 277 m das chemisch nahezu reine Kohlensäuregas mit einem Druck von 25 Atmosphären entströmen läßt. Zur Zeit wird eine neue Mofette zur Sicherung des Bestandes gebohrt.

Ja, es wird stiller um Bad Meinberg. Nach den vielversprechenden Anfängen erreicht es erst im Jahre 1900 zum ersten Mal die Zahl von 1000 Kurgästen. Es wird ein stilles, versponnenes Dasein für das Bad. Ein ganz bestimmter Kreis von Kurgästen, das gute und solide Bürgertum, hat das Bad mit seinem behäbig-ruhigen Charakter für sich eingenommen, hütet es mit aller Liebe und läßt es zu einem wahrhaften Familienbade des Industriegebietes werden. 1908 wird aus dem bis dahin Fürstlich Lippischen Bade eine Aktiengesellschaft, die nach einem ersten Auftrieb vor dem ersten Weltkrieg, nach diesem nur noch ein Verdienstobjekt in ihm sieht, es langsam zurückgehen läßt, bis nach der Inflation der junge Freistaat Lippe zugreift und das Bad als Staatsbad wieder in seine Obhut nimmt.

Und eine neue Zeit für Bad Meinberg kommt herauf. Ein physisch und psychisch zerschlagenes Volk blickt nach dem zweiten Weltkrieg hoffnungslos in die Zukunft. Und rafft sich auf. Der Marsch zum sogenannten „Deutschen Wirtschaftswunder“ beginnt. Trotz aller Errungenschaften der modernen Medizin hat die Zahl der chronisch erkrankten Menschen nicht ab- sondern zugenommen. Es fehlen Heilmittel, die neben ihrer chemischen oder physikalischen Wirksamkeit eine Behandlung des ganzen Menschen sichern. In diese Lücke



Teilansicht des Moorlagers am Stinkebrink



Berggarten von 1928

stellt sich neben anderen deutschen Heilbäder auch Bad Meinberg.

Gerade die auf seinen natürlichen Kurmitteln, der Kohlensäure und dem Moor, beruhenden Heilanzeigen: Herz-, Nerven-, Kreislauf-, Frauenkrankheiten und die rheumatischen Krankheitsformen, sind es, die im Vordergrund des Abwehrkampfes stehen.

Sind es in der Zeit vor dem Kriege rund 3200 Menschen, die im Jahre nach Meinberg zur Kur kommen, so schnellen diese Zahlen nach dem Kriege in einmaliger Weise hoch.

1947	sind es	6200	Kurgäste
1950	sind es	8605	Kurgäste
1951	sind es	9640	Kurgäste
1952	sind es	10944	Kurgäste
1955	sind es	18436	Kurgäste
1959	sind es	26935	Kurgäste
1960	sind es	27860	Kurgäste
1966	sind es	32644	Kurgäste

Wir können heute mit Stolz feststellen, daß es nicht eine Nachkriegskonjunkturerscheinung war, die die kranken Menschen hoffnungsfroh nach Meinberg kommen ließ, sondern daß es der gute Ruf von der Wirksamkeit der Kurmittel ist, der den Namen des Bades immer weiter trägt. Es ist der Dank der Menschen, denen geholfen werden konnte, die Meinberg zu rühmen wissen.

Aber dem Bade brachte dieser Krankenzustrom auch seine Sorgen. Die alten Kureinrichtungen reichten nicht aus. So sah sich der Landesverband Lippe als Besitzer des Bades veranlaßt, in den Jahren 1951 und 1952 ein neues Badehaus, das Rosebad, zu errichten, das das erste seiner Art in allen deutschen Bädern nach dem Krieg war. Es wurde so groß angelegt, daß es der für Bad Meinberg noch zu erwartenden Zahl von Kurgästen, die man auf 10000 bis 12000 Kurgäste im Jahre schätzte, in einwandfreier Form gerecht werden konnte. Aber die Entwick-



Musikmuschel



Kurpark am See

lung ging darüber hinweg. Die oben angegebenen Zahlen reden eine deutliche Sprache.

Erneut trat an den Landesverband Lippe die Aufgabe heran, wieder zu helfen. Er hat sich trotz großer Bedenken und Sorgen dem nicht entzogen, sondern den Auftrag zum Bau neuer Kurmitteleinrichtungen gegeben, die in dem 1960 fertiggestellten Sternbad und im Parkbad, in dem alle die Kur unterstützende Nebenkurmittel untergebracht sind, sich darstellen. Wieder ist Bedacht darauf genommen, daß die Forderungen der Bäderwissenschaft aber auch die Forderungen der Wirtschaftlichkeit, denn das Bad muß sich ohne Zuschüsse selbst tragen, in neuzeitlichster Form erfüllt werden.

Besonders das Bewegungsbad muß erwähnt werden, weil unter den Nebenkurmitteln gerade die Gymnastik im Wasser zur Unterstützung der Kur inzwischen eine solche Bedeutung erlangt hat, daß nicht mehr länger daran vorbeigegangen werden konnte. Für die Ärzte aber bietet sich dadurch eine wesentliche Erweiterung der von ihnen gepflegten Kombinationstherapie, die dem gewünschten Kurerfolg stark zugute kommt.

Die Eigenart der Kur, die frei ist vom Zwang der klinischen Behandlung, die den Menschen hineinstellt in eine neue Umwelt und die von ihm die Energie verlangt, nur der Gesundheit zu leben, sie facht die natürlichen Abwehr- und Aufbaukräfte an und reißt den erkrankten und übermüdeten Organismus aus seiner Resignation heraus. Sie wendet sich nicht nur an die äußeren Formen der Krankheiten, sondern erfaßt den ganzen Menschen.

Parks, Musik, mancherlei Darbietungen



Kurhaus Stern



Kurhaus Rose

HOTEL KURHAUS ZUM STERN

Telefon: 05234–9806 BAD MEINBERG

Sternsaal / Sternterrasse / Sternklause / Sternbar

Kulmbacher Keller

PARK-CAFÉ im Kurpark

Räume für Festlichkeiten und Kongresse bis 400 Personen

HOTEL STAATL. KURHAUS *Zur Rose*

Fernruf (05234) 9891–9892 BAD MEINBERG

120 Betten – Lift im Hause – Diätabteilung – Direkte Verbindung zu den Heilbädern – Fordern Sie unseren Prospekt

Frohe Stunden in gepflegten Räumen bieten Ihnen

Das Hotelrestaurant

Die Rose-Bar **Die Rose-Weinstube**

Der Rose-Keller **Die Kaffee-Terrasse**

Es unterhält Sie täglich unsere Hauskapelle



Neue Wandelhalle

lockern auf, lenken ab, geben der Seele neue Beschwingtheit und lassen den ganzen überreizten Menschen wieder zur Ruhe in sich selbst kommen. Non curatur, qui curat! Wer Sorge trägt, wird nicht geheilt! Darum wurde in Meinberg schon von jeher Wert gelegt auf die Pflege der Anlagen und der Musik, der der Landesverband Lippe durch den Neubau des Kursaales mit seinen 750 Plätzen im Jahre 1955 eine ansprechende, kultivierte Unterkunft bot, die heute bei schlechtem Wetter zum Kurkonzert oder bei anderen künstlerischen Veranstaltungen eine froh bewegte Menge in sich versammelt.

Der Kursaal wurde in Verbindung mit der Wandelhalle aus dem Jahre 1927, die außerdem 1965 durch einen Anbau erweitert wurde, errichtet. Daneben aber ist es die nun zwei Jahrhunderte gepflegte Gastlichkeit der Hotels und Fremdenheime, die offenen Herzen ihre Gäste aufnehmen und ihnen halfen, ihre Gedanken nicht mit der Sorge um das leibliche Wohl zu belasten.

Eins aber verdient zum Ende besonders herausgestellt zu werden. Es gehört zu den kleinsten unter den deutschen Ländern, dies Land Lippe, in der Erkenntnis seiner Verpflichtung dem deutschen Volk gegenüber aber gehört es zu den ganz großen und kann vielen zum Vorbild dienen. Von den Kurgästen, die im Jahre Bad Meinberg aufsuchen, stammen nur 6% aus dem Gebiet des ehemaligen Landes Lippe. Alle übrigen kommen aus dem Bundesgebiet. Stillschweigend erfüllt dieses Land das Gebot der Gastlichkeit und folgt der inneren Verpflichtung, die es aus dem Besitz so wertvoller, natürlicher Heilmittel gegenüber dem ganzen deutschen Volke empfindet. Großartig ist eine solche Leistung und umso höher zu bewerten, als es sich bei den beiden lippischen Bädern, Salzuflen und Meinberg, um zwei Bäder handelt, die in ihren Einrichtungen und Erfolgen mit an vorderster Stelle unter den deutschen Heilbädern stehen. Denn wenn von der Pflege der Volksgesundheit

gesprochen wird, dann werden in deutschen Landen die lippischen Heilbäder Salzuflen und Meinberg mit hoher Anerkennung genannt.

Ein weiter Weg durch zwei Jahrhunderte hat das Gesicht dieses Bades geprägt. Ruhig und bescheiden will es seine Aufgabe erfüllen, fernab von jenem Hauch der großen Welt. Was 1815 Hufeland zu rühmen wußte, die „Abwesenheit der geräuschvollen Badewelt" drückt 20 Jahre später der Brunnenarzt Dr. Piderit so aus: „Brunnen- und Badeörter sind zunächst Heilanstalten für Kranke, nicht so sehr Vergnügungsörter für Gesunde. Die Freuden der Kurgäste sollen hervorgehen aus dem Gefühl wiederkehrender Gesundheit und neu erfrischter Lebenskraft. Wo dies Gefühl herrscht, da ist das Gemüt für Freude empfänglich und findet sie leicht". Das aber ist das Geheimnis von Meinbergs gutem Namen und soll es auch bleiben.

Heitere Meinberger Erinnerungen

I. Der falsche Napoleon

Anfang der 60er Jahre herrschte in Bad Meinberg eine große Aufregung: Der Kaiser der Franzosen, Napoleon III., war auf ganz kurze Zeit eingetroffen. Ein oder zwei Tage hatte er in dem Bad geweilt und war nur selten zu sehen gewesen. Geradezu revolutionierend wirkte die Anwesenheit des Kaisers auf die Bewohner von Meinberg nicht allein, sondern auch auf die Umgebung und besonders auf die Detmolder, die auch damals gar zu gern als „lichtferje Deppelske" dahingestellt wurden. Französische Lehrbücher wurden in Massen verkauft, man mußte sich doch präparieren; denn wenn einem der „Empereur" einmal unversehens in den Weg lief, dann würde er es gewiß mit Freuden begrüßen, wenn man rief „Vive l'Empereur", oder aber etwas familiärer „Bon jour, mon ami!"

Napoleon reiste dann wieder ab und stattete auf der Weiterreise den Externsteinen einen Besuch ab, wo er sich in dem dortigen Fremdenbuche verewigte. Der Besuch bildete aber noch lange, lange Zeit das Tagesgespräch, und besonders in Detmold.

Hier hatten vergnügte Seelen herausgefunden, daß ein braver Schneider, der nachmalige Hofschneider Gustav Ewe „Unter der Wehme" dem französischen Kaiser sehr ähnlich sah, und bald hatte dieser denn auch den Spitznamen Napoleon weg.

In schönster blauer Montagslaune im folgenden Jahre kam nun diese vergnügte Gesellschaft auf den Einfall, die Meinberger aufzuziehen. Der Vorschlag, der da gemacht wurde, fand allgemeinen Beifall.

In den Wirtschaften in Meinberg gab es am folgenden Montag ein großes, freudiges Staunen. Fremde, gutgekleidete Männer hatten Wohnungen für Napoleon und sein Gefolge bestellt. Auf die Frage, wann der Kaiser denn käme, hatten die Quartiermacher erwidert, daß Napoleon augenblicklich im Schlosse zu Detmold weile und daß er gewünscht habe, ganz allein von Detmold nach Meinberg zu Fuß zu gehen, da er ein leidenschaftlicher Fußgänger sei.

Der ganze Ort war durch die Nachricht in eine ungeheure Aufregung geraten. Die Männer hatten ihre schwarzen, schon glänzenden Röcke noch einmal abgebürstet und die borstigen Zylinder auf die rübölglänzenden Haare gestülpt und warteten, an der Spitze der Vorsteher und der Bade-

inspektor, auf das Erscheinen des Kaisers. Weißgekleidete Jungfrauen mit Rosensträußen in den Händen waren ebenfalls zusammengetrommelt. Alles fieberte vor Erwartung.

Napoleon saß während dieser Zeit auf einer Bank am Wege und wartete auf das Kommen der Stunde, wo er sich den Meinbergern zeigen sollte.

Die Ungeduld der Wartenden in Meinberg hatte bereits den Höhepunkt erreicht, als endlich von fern eine Gestalt auftauchte, die lebhaft an den Besuch des vergangenen Jahres erinnerte. Höchst elegant, den glänzenden Seidenhut auf dem Kopfe, ein Stöckchen mit goldenem Knopf schwingend, kam die Gestalt immer näher, und schon schickte sich die ebenfalls versammelte Jugend an, zu rufen: „Wuiv, Lampe, Röhre", das sollte nämlich „Vive l'Empereur" bedeuten, als einer von den Quartiermachern den Leuten zurief: „Seid um Gotteswillen ruhig, der Kaiser ist bei schlechter Laune!" So ging denn der Empfang der gallischen Majestät sehr ruhig zu. Niemand sprach ein Wort, und die Mühe des Lehrers, im letzten Augenblick einige Begrüßungsworte auf französisch zu lernen, war vergeblich gewesen.

Aber das Unglück schreitet schnell. Als der Festzug, Napoleon in großer Haltung voran, hinter ihm die Bade- und Ortsvertretung, und weiter die gesamte Bevölkerung, alt und jung, Frau, Mann und Kinder, um eine Ecke des Kurparks bog, stand dort wie von ungefähr ein Detmolder Gespann. Und das war die Ursache zu Napoleons Sturz! Der Kutscher des Gespanns sah mit großer Aufmerksamkeit dem Festzug entgegen, und als Napoleon schon längst an ihm vorbei war — Napoleon war etwas blasser geworden und war schneller gegangen, als er den Kutscher sah — fragte er einen der Folgenden, wo dann nun Napoleon sei.

„Da vorn geht er ja!" war die Antwort. „Der erste mit dem Zylinder und dem Stock mit dem goldenen Knopf!"

Da fing der Kutscher an zu lachen, zu lachen, daß ihm das Wasser aus den Augen kam. Napoleon hörte das durchdringende Lachen hinter sich, warf einen kurzen, angstvollen Blick auf den Kutscher und setzte sich darauf noch mehr in schnellere Bewegung. Als er jedoch hörte, wie der Kutscher unter fortwährendem Lachen rief: „Was, das soll der Kaiser Napoleon sein? Das ist ja der Schneider Ewe aus Detmold!" hei, da kam Leben in ihn. Mit gewaltigen Sätzen rannte er los, den Zylinder in der Hand. Wie ein Hirsch nahm er Hecken, Zäune und Gräben und ward nicht mehr gesehen. Auch auf die Quartiermacher hatten die Worte des Kutschers sehr belebend gewirkt. Sie folgten dem Beispiel des Pseudo-Empereurs und rannten, was das Zeug halten wollte, in die Richtung auf Detmold zu. Gelaufen ist damals die Majestät mit Gefolge bis zum Dreierkruge, wo der „blaue Montag" in üblicher Weise zu Ende geführt wurde. Die Meinberger haben lange Zeit nicht schlecht geschimpft über die „lichtferijen Deppelsken", die sogar unter Vorschiebung eines gekrönten Hauptes mit ihnen Schindluder gespielt hatten. Lange Zeit durfte sich auch kein Detmolder in Meinberg blicken lassen, um die leckeren Rinderwürste anläßlich des großen Wintermarkttages in Meinberg zu verzehren.

II. Der „gehörnte" Kurgast von Bad Meinberg

Im Jahre 1791 unternahm Elisa von der Recke, die es in ihrer kurländischen Heimat niemals lange ausgehalten hat, gelegentlich eines Pyrmonter Aufenthalts einen Abstecher nach Bad Meinberg. Was im „Journal" ihrer vielen Wanderjahre davon erzählt wird, ist so amüsant, daß es der Wiedererweckung wohl wert

ist. Unsere Reisende hatte kurz vorher die böhmischen Gebirge genossen, deshalb erachtete sie die lippische „Szenerie", trotz der lieblichen Bergketten und stattlichen Wälder, als wenig bedeutend. Über Bad Meinberg selbst erfahren wir:

„Geheimrat Trampel hat diesen Gesundbrunnen unter der Regierung des verstorbenen Vaters vom jetzigen unglücklichen Fürsten vor einigen Jahren angelegt. Zu der Zeit ist das jetzige Mayenberg ein öder, wüster Fleck gewesen. Die Spaziergänge sind ganz artig, das Badehaus und alle anderen Gebäude sind wohl angeordnet, und die ganze Einrichtung ist für die Badegäste bequem. Ob der Brunnen heilsam ist, darüber mögen die Kranken entscheiden, die dort ihre Gesundheit herzustellen suchen", bemerkt die Schreiberin mit Zurückhaltung. Bei ihr mischen sich Schwärmerei und Skepsis in drolliger Weise; vor allem würzt sie gern — und ist hiermit eine Vorläuferin des Reise-Feuilletonisten Heine — ihre Schilderung mit spöttisch festgestellten Indizien, wie folgende Probe zeigt:

„Wir fanden unter den 27 Badegästen, die jetzt in Mayenberg sind, so manche Karikaturen. Auch scheint es mir, daß Geheimrat Trampel in seiner Kurart etwas Charlatanerie treibt. Ein Augenkranker wandelte mit ein paar schwarzen Hörnern einher, die gleich einer Brille vor seinen Augen aufgesetzt waren; diese Hörner hatten am Ende ein Glas, durch welches der Kranke das Tageslicht sah. Ein anderer, der eine Schwäche im Halse hat und den Kopf nicht aufrecht tragen kann, dem war eine wunderliche eiserne Maschine um den Hals und Kopf gemacht, durch welche er seinen Kopf aufrecht halten konnte. Diese beiden Kranken fielen mir unter den anderen Karikaturen vorzüglich auf."

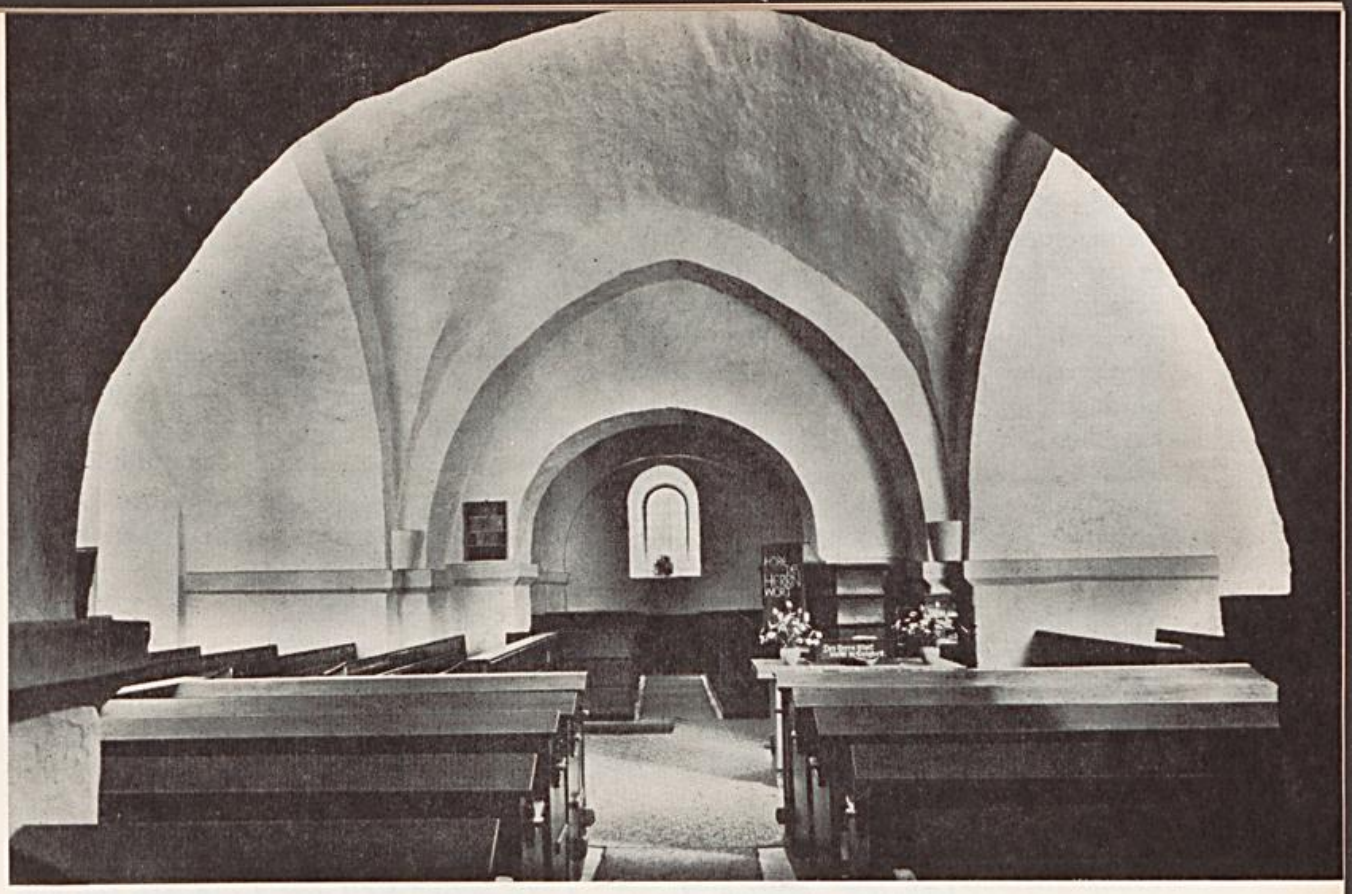
Nach solchen wunderlichen Prothesen wird man in unseren Tagen unter den Kurgästen von Bad Meinberg vergeblich Umschau halten. Dafür zählen diese aber inzwischen nach Tausenden und stellen immer wieder fest, wie heilkräftig die Bad Meinberger Kur wirkt.

Die Kirchengemeinde Bad Meinberg

Von Otto Mengedoht

Das 200jährige Jubiläum Bad Meinbergs als Heil- und Kurort ist ein Anlaß, auch etwas zur Geschichte der Kirchengemeinde zu sagen. Der Ort Meinberg blickt bereits auf eine mindestens tausendjährige Geschichte zurück. In den Akten des Klosters Corvey wird Meinberg (Meynburghun) schon 978 erwähnt. Eine Kirche ist wahrscheinlich schon vor diesem ersten, geschichtlich genau datierten Zeitpunkt hier in Meinberg vorhanden gewesen. Einige vermuten, daß sie schon kurz nach 836, also vor mehr als 1100 Jahren von den Corveyer Mönchen erbaut worden sei.

Die jetzt noch bestehende Kirche verrät durch ihren romanischen Baustil ihr hohes Alter. Sie kann im 11. Jahrhundert errichtet worden sein. Leider liegen genaue Daten nicht vor. Ursprünglich war sie einschiffig und ist wie eine kleine Festung, wie eine Wehrkirche gebaut. Manche Stürme sind über sie hinweggegangen; 1447 die Soester Fehde und noch viel nachhaltiger der 30jährige Krieg mit seinen beiden Schreckensjahren: 1632 mit dem Überfall des Obersten von Asseburg, der durch seine Truppen „zu Meinberg alles in Stücke geschlagen, die Kirche spoliert, den Armenkasten aufgeschlagen und alles, sogar den Kelch mitgenommen, desgleichen den Drosten" und 1636, dem Jahr der großen Pest,



die sich so furchtbar auswirkte, daß „gar mancher Hof wüst“ und verlassen war.

Schon zu dieser Zeit bot unsere Meinberger Kirche Raum für „127 Manns- und 107 Frauenstühle“, insgesamt also 234 Sitzplätze, also wohl hinreichend genug Platz für die damalige kleine Kirchengemeinde Meyenberg. Mit der seit 1767 immer ansteigenden Zahl von „Curgästen“ wurde die Kirche allmählich zu klein. So beschloß im Jahre 1882 der Kirchenvorstand der evangelischen Kirchengemeinde die einschiffige Kirche nach Süden hin zu erweitern. Es wurde eine neue Orgel eingebaut und Raum für zusätzlich 140 Plätze geschaffen. Bei dem weiteren Anwachsen der Kirchengemeinde und der zunehmenden Frequenz des Badeortes reichte auch das nicht aus. So wurde dann im Jahre 1928 unter Leitung des Kirchenbauers Professor Haupt, Hannover, ein weiterer Flügel nach Norden hin mit insgesamt 285 neuen Sitzplätzen angebaut.

Dadurch erhielt die etwa 1000 Jahre alte Meinberger Kirche — unter Wahrung des romanischen Baustils — ihre jetzige Kreuzform.

Mancher Gast und Kurgast hier in Meinberg hat seine Freude über unser würdiges Gotteshaus zum Ausdruck gebracht.

Trotz dieser Erweiterung kamen wir — bei dem weiteren Hochschnellen der Kurgastzahlen in den letzten Jahren — oft in Bedrängnis. Darum beschloß der Kirchenvorstand, unter Beratung des Herrn Landeskonservators, unsere Kirche im Jahre 1966 nach Süden hin noch einmal zu vergrößern, um Raum zu schaffen für etwa 100 weitere Gottesdienstbesucher und besonders, um bei gottesdienstlichen und kirchenmusikalischen Anläßen Sänger und Instrumentalisten unterzubringen.

Dabei machte die Meinberger Kirche Schlagzeiten im Blätterwald der deutschen Presse. Am Mittwoch, dem 6. April 1966, wurde mit den Ausschachtungsarbeiten unmittelbar vor dem Südflügel begonnen. Am nächsten Abend, dem Gründonnerstagabend, war die Kirche zum Abendmahlgottesdienst vollbesetzt. Um 21 Uhr verließen

wir die Kirche. Als unser Küster am Karfreitagmorgen die Kirche aufschloß, sah er zu seinem Entsetzen unter der Orgelempore ins Freie hinein. Was war geschehen? Über Nacht war die Außenmauer in die Baugrube abgestürzt. In diesem Unglück sind wir vor weit größerem Unglück bewahrt worden. Nicht auszudenken, wenn es während des vorhergehenden Abendmahlsgottesdienstes und noch viel schlimmer, wenn es am nächsten Tage geschehen wäre, während die Bauarbeiter in der Baugrube am Werke waren! So ist also nun die dritte Erweiterung der alten Meinberger Kirche ohne größeren Schaden vonstatten gegangen, und wir dürfen dafür dankbar sein. Die Kirche hat nun etwa 750 Sitzplätze und ist für Orts- und Kurgemeinde ausreichend. In all diesen Erweiterungen spiegelt sich das allmähliche Anwachsen des alten lippischen Ortes Meyenberg zum heutigen Staatsbad Meinberg.

Grabbe und Theodor von Kobbe

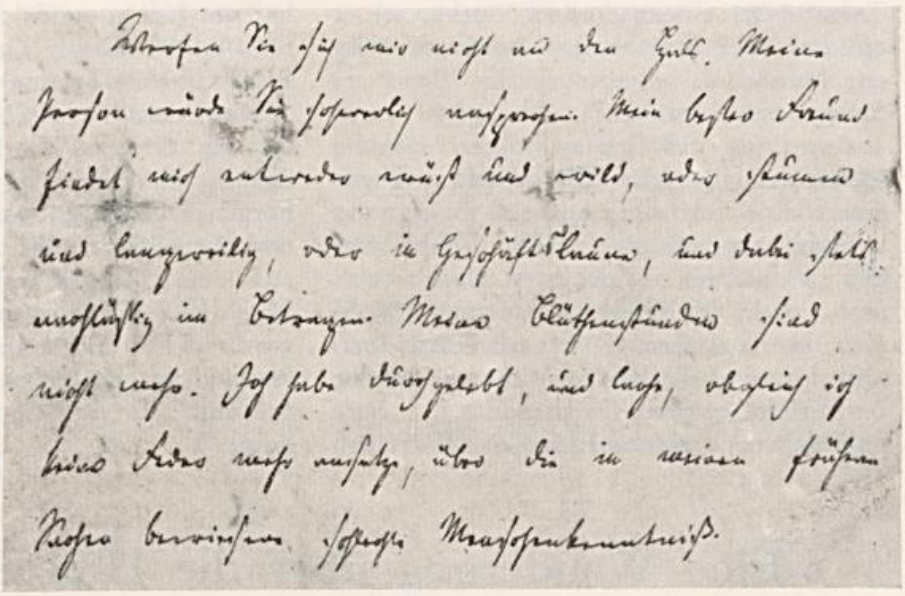
Von Alfred Bergmann

Kürzlich konnte der Landesverband Lippe einen bekenntnisreichen Brief Christian Dietrich Grabbes für das Grabbe-Archiv in der Lippischen Landesbibliothek erwerben, den Dr. A. Bergmann, der Leiter des Archivs, im Folgenden analysiert.

Die Lösung des Verlöbnisses mit Henriette Meyer, einer jungen Verwandten des Detmolder Kaufmanns Husemann, warf Grabbe von der „Sonnenhöhe seines Glücks“ in einen seelischen Abgrund. Er hatte die Verbindung mit Henrietten erstrebt, weil er, nach allen früheren „Verliebereien und Wüsteneien“, eines Weibes bedurft hatte und mit ihr der Häuslichkeit, weil er zu der Erkenntnis gekommen war, daß man etwas Liebes haben müsse, für das man sorgen könne. Henriettens Jawort hatte ihm Lebensmut und Schaffenslust erhöht. Im Gedanken an sie hatte er vom Ende des ersten Aktes an den „Napoleon“ geschrieben, die Sultanin und Adeline nach ihrem Bilde gestaltet. Ja noch mehr: er hatte in dieser Zeit gefühlt, daß er besser werde. Daß das noch immer geliebte Mädchen zu ihrem Gelöbnis nicht stand, daß seine verzweifelten Bemühungen, sie für sich zu retten, ohne Erfolg blieben, beugte ihn aufs tiefste. Wiederum wurde er ein Opfer von Mißlaune und Geisteträgheit, von Lebensüberdruß und einer Menschenverachtung, von der er sich selbst nicht ausnahm. Wohl spürte er hin und wieder einen poetischen Drang sich regen, ohne jedoch zu wissen, wozu und wohin. So kam es, daß er als Dichter auf Jahre verstummte.

Dies war Grabbes innere Verfassung, als er, wohl in den ersten Wochen des Jahres 1832, einen Brief Theodor von Kobbes erhielt, der, drei Jahre älter, als Landgerichtsassessor in Oldenburg lebte und dabei war, sich mit kleineren humoristischen Werken einen Namen zu machen. Was in dem Briefe gestanden hat, wissen wir nicht; denn Grabbe pflegte derlei nicht zu bewahren. Wir dürfen vermuten, daß eine Begegnung, vielleicht ein Besuch in Detmold, geplant war und Grabbe für diesen Gedanken durch Lobreden auf seine dramatischen Werke hatte gewonnen werden sollen.

Bei Grabbes damaliger Stimmung mußte dieses Mittel seine Wirkung verfehlen. Schon Karl Immermann hatte einige Monate zuvor, als er in der Detmolder Res-



Ausschnitt des Grabbe-Briefes

source die persönliche Bekanntschaft des Dichters gemacht hatte, beobachten können, daß dieser jegliches Gespräch über seine Werke mit Heftigkeit abgewehrt, und erklärt hatte, man werde ihn damit aus der Stube treiben. Jetzt schien es allenfalls den „Barbarossa" von der allgemeinen Geringschätzung auszunehmen — seltsam genug, denn es hatte eine Zeit gegeben, da er ihm „widerlich" vorgekommen war. Nun aber, da sein Herz von Sehnsucht nach innerem Frieden und Harmonie erfüllt war, konnte er wohl nicht anders als glauben, mit jenem Hohenstaufendrama sei er seinem künstlerischen Ideale am nächsten gekommen, weil ihm, da er es schrieb, die „Sonne des Glücks" geschienen hatte.

Von der offenbar vorgeschlagenen Begegnung mit Kobbe konnte sich Grabbe nichts versprechen; weder für sich selbst noch für den andern. Darum wehrte er nach Kräften ab. Was sollten ihm jetzt Menschen, da ihm durch Henriettens Treubruch alles verdächtig geworden war, „was Ehre, Treue, Liebe, Verstand" heiße und er in seiner Bitterkeit selbst bei Männern zu zweifeln geneigt war; wozu jemand ihn aus seiner Verlassenheit aufstören, da er ihn entweder wüst und wild oder stumm und langweilig oder in Geschäftslaunen vorfinden und obendrein durch sein stets nachlässiges Betragen abgestoßen sein werde? Schonungslos demaskiert sich Grabbe von dem Fremden, schonungslos enthüllt er ihm die dunklen Seiten seines Wesens, spricht er von seinem „früheren wüsten Leben", spottet er über die in seinen Jugendwerken bewiesene schlechte Menschenkenntnis. Selbst seine Liebeswirren verschweigt er nicht und versteht sich sogar zu dem bedeutsamen Bekenntnis, daß er nicht an derjenigen Frau hänge, die ein reichliches Jahr nachher seine Gefährtin fürs Leben werden sollte.

Jedoch bleibt es nicht bei solch persönlichsten Geständnissen. Immer war Grabbes Blick auf die Verhältnisse seiner Zeit gerichtet. Auch hier urteilt er mit ähnlicher Geringschätzung. Was er am literarischen Schaffen dieser Jahre beklagt, das ist das Vorwalten materieller Interessen, ist der Mangel an Unmittelbarkeit, an Tiefe in der Deutung der Welt, das ist jene Zersplitterung der Kräfte im Schaffen für den Tag, wie sie in der Tat für jene Epoche charakteristisch ist; was er ersehnt, die Zusammenfassung des nicht geleugneten

Talentes zu einem großen Werke, sei es epischer oder dramatischer Natur, in dem ein Messias all dieses geistige Elend im Spiegel der Kunst erkläre.

Am Ende des Briefes mildert Grabbe seine Schroffheit. Er läßt dem Empfänger eine kleine Hoffnung auf eine Begegnung in Hamburg, um sie freilich alsbald wieder zu dämpfen. Wirklich ist Grabbe niemals nach Hamburg gekommen. Wohl aber, im Dezember 1834, nach Düsseldorf, und dort sind die beiden Männer einander doch noch begegnet. In den von ihm herausgegebenen „Humoristischen Blättern" hat uns Kobbe ausführlich darüber berichtet und bei dieser Gelegenheit auch den Brief Grabbes bekanntgemacht.

Nach dem Tode Kobbes im Jahre 1845 ist das Original verkauft worden und über hundertzwanzig Jahre lang im Verborgenen geblieben; möglicherweise an ein und derselben Stelle, denn es ist niemals auf dem Markte aufgetaucht, bis zum Mai dieses Jahres, wo es bei I. A. Stargardt in Marburg unter den Hammer gekommen ist. Offenbar als ein Einzelgänger und nicht mit einer größeren Sammlung.

Eine Wanderung über die Hörster Egge

Tragant — Mönchsgrasmücke — Dolinen — Trochitenkalk

Von Gustav Wiemann

Die Hörster Egge ist ein typischer Vertreter aus der nördlichen Kette des Teutoburger Waldes, ein breiter Bergrücken mit meist sanften Hängen nach allen Seiten, die einen rentablen, wenn auch oft mühsamen Ackerbau zulassen, auf jeden Fall aber Weidewirtschaft bis fast zum Gipfel ermöglichen. Nur ganz auf der Höhe haben sich Feldgehölze und Hecken gehalten, zum Nordwesten hin sogar ein bißchen mehr, ein ansehnlicher Buchenhochwald um „Düchtings Spitze", dem Gipfel des Billinghauser Berges an der Straße zwischen Stapelage und Billinghausen. Zwischen dieser Höhe und dem zur Gemeinde Hörste zählenden Ortsteil Hiddentrup westlich Pivitsheide VL erstreckt sich die Hörster Egge. Wie sie verläuft auch der ganze Osning genau in herzynischer Richtung, also von SO nach NW. Dabei steigt sie bei einer Länge von gut 2 km von Hiddentrup aus um kaum 50 m an.

Dieser 200 m hohe Höhenzug ist eine Perle in der Gebirgskette, ein lohnendes Ziel für Botaniker, Ornithologen und Geologen, für alle Natur-, Heimat- und Wanderfreunde. Das wissen die Menschen der umliegenden Dörfer schon lange. Darum kommen sie gern zu ihrem Sonntagnachmittagsspaziergang herauf, manche sogar ziemlich regelmäßig, so daß sich Bewohner von Hörste/Stapelage einerseits und Müssen/Billinghausen andererseits hier immer wieder als alte Bekannte begegnen. Die gemeinsame Liebe zur Jungfrau Egge hat sie dort zusammengeführt, wo sie sich eigentlich als Fremde gegenüberstehen sollten; denn die vielen Eggebezeichnungen in unserer Landschaft weisen ja immer hin auf eine Grenz- oder Trennungslinie zwischen verschiedenen Landschaften oder Gemeinden. Nicht anders ist es hier. Wie fein nur, daß sich die nördlich und südlich der Hörster Egge gelegenen Dörfer so gut vertragen! Ob die schöne Egge ihre gütige, liebevolle Hand im Spiele hat? Hoffentlich bleibt die gute Nachbarschaft auch bestehen, wenn durch Großgemeinden diese natürlichen Grenzlinien verschwinden. Vielleicht werden sie dann sogar zu Lebensadern der neuen Gebilde.

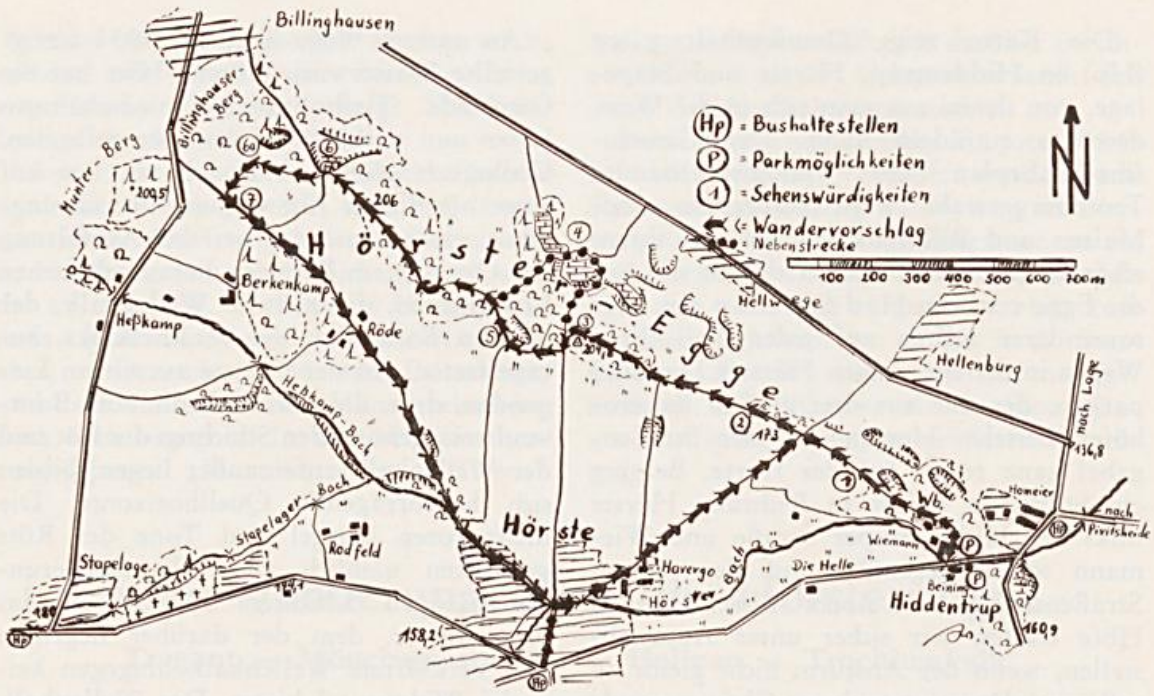
Die Karte zeigt Omnibushaltestellen (Hp) in Hiddentrup, Hörste und Stapelage, von denen aus man sich in die Wanderroute einfädeln kann. Der Gemeinschaftsfahrplan des Verkehrsverbandes Teutoburgerwald weist außerdem noch Müssen und Billinghausen aus. In ihrem schönsten Gewande aber erschließt sich uns die Egge erst von Hiddentrup aus. Autowanderer sollten auf jeden Fall ihren Wagen in diesem kleinen Hörster Dorfsteil parken, der nur aus drei großen Bauernhöfen besteht: Homeier an der Straßengabel ganz rechts auf der Karte, Beining ein Stückchen weiter in Richtung Hörste links der Hiddentruper Straße und Wiemann schräg gegenüber auf der rechten Straßenseite. Auf einem dieser großen Höfe dürfen wir sicher unser Auto abstellen, wenn der Ansturm nicht gleich zu toll wird. Dann ist auch am Chausseerande dieser mäßig befahrenen Straßen noch Platz.

Wir beginnen unsere Eggewanderung bei dem alten Wiemannschen Hofe Nr. 5 und folgen zunächst dem an der Scheunenmauer mit einem Kreuz gekennzeichneten Wanderweg. An der Muschelkalkmauer eines Hohlweges hat sich das Schöll- oder Schellkraut Chelidonium majus eingenistet. Die doldigen, gelben Blütenstände sind selbst bei dem Dämmerlicht im Hohlwege schon von weitem zu erkennen. Kommen wir näher, dann erkennen wir die blaugrüne Unterseite der schön gefiederten Blätter. Pflücken wir einen Zweig oder ein Blatt dieser Pflanze ab, so quillt aus der Bruchfläche orangefarbige Milch, mit der man früher Warzen durch Betupfen zu vertreiben suchte. Die giftige Milch hat der Planze den Volksnamen „Hexenmilch“ eingebracht. Das interessanteste aber ist wohl die Verbreitung durch Ameisen, die die eiweißhaltigen Samenanhängsel in ihre Wohnungen schleppen und dabei auch ganze Samenkörchen in den Mauerritzen ablagern. So sprießen allenthalten neue Blumenbüschel hervor.

An unserm Wege liegt das 1954 fertiggestellte Wasserwerk Hörste. Hier hat die Gemeinde Tiefbohrungen niederbringen lassen und reichlich Trinkwasser gefunden. Geologisch gesehen befinden wir uns auf einer nördlichen Abzweigung der Osningachse, einer Linie der bei der Auffaltung des Osnings am höchsten herausgehobenen Erdschichten, die hier im Wellenkalk, der unteren Formation des Muschelkalks, zutage treten. An der Grenze zu seinem Liegenden, d. h. dort, wo sich die zum Buntsandstein gehörenden Schichten des Röt und der Wellenkalk aufeinander liegen, bilden sich hervorragende Quellhorizonte. Die meist roten Mergel und Tone des Röts verbacken nämlich zu völlig wasserundurchlässigen Schichten und stauen das Sickerwasser, dem der darüber liegende, sehr zerklüftete Wellenkalk hingegen keinerlei Widerstand bietet. Der Wellenkalk ist also der Wasserträger, das erbohrte Wasser demnach ziemlich kalkhaltig oder hart, aber rein und gesund!

Inzwischen tritt unser sanft ansteigender Wanderweg aus dem Walde heraus und gibt den Blick frei auf den markanten Reptilienkamm der südlichen Teutoburgerwaldkette mit dem verhältnismäßig hoch gelegenen neuen Villenviertel der Hörster Sorenbrede davor.

Rechts am Hang lädt eine schöne Bohlenbank (1) zur ersten Rast ein. Direkt neben der Bank streckt die Bärenschote Astràgulus glycyphyllus, ein Tragant, seine mehrere Meter langen, am Boden liegenden Stengel aus. Die Blätter dieses merkwürdigen Schmetterlingsblütlers sind vier- bis siebenpaarig mit einem Endblatt, die grünlichgelben Blüten stehen in köpfchenförmigen Trauben, und die Früchte schließlich sind zweifächerige Schoten. Der Name Tragant ist aus dem griechischen Wort tragàcantha, wörtlich Bocksdorn, gebildet worden. Dieser Bocksdorn gehört zu den vorderasiatischen Astràgalus-Arten, die „Tragantgummi“ liefern. Der ebenfalls aus dem Griechischen gebildete Artname



glycyphyllus — von glykys: süß, phyllon: Blatt — deutet hin auf den süßen Pflanzensaft, ebenso der Volksname „Lakritzenwicke".

Nach diesem Abstecher in Floras schönes Reich geht's erfrischt weiter den Eggeweg hinan. Um diese Zeit begleitet uns auf dieser Wanderstrecke der jubilierende Gesang der Mönchsgrasmücke. Ihr Lied gehört zu den geschätztesten Melodien unserer Singvögel überhaupt, wohl wegen des charakteristischen „Überschlags", der aus Flötentönen von besonderer Klangschönheit besteht. Die Mönchsgrasmücke oder Schwarzköpfchen oder kurz Mönch hat etwa die Größe des Feldsperlings. Das Erkennungsmerkmal ist die schwarze Kopfplatte des Männchens und die rostbraune des Weibchens und der Jungvögel. Die vielen Büsche und Hecken sowie das unterholzreiche Feldgehölz hinter uns sind der ideale Lebensraum, in dem es im Frühling und Sommer Insekten und Spinnen aller Art in Fülle gibt und im Herbst reife Beeren. Eine ständige Reviernachbarin ist die Amsel in dem etwas höher gelegenen Heckengebüsch aus Jungeichen, Hainbuchen, Feldahorn, Hasel, Weißdorn und Heckenrose.

Bei diesem Feldgebüsch passieren wir die Stelle, an der unser Rundweg in zwei bis drei Stunden zu Ende gehen wird. Wo die Büsche schließlich ganz zurücktreten (2), haben wir einen herrlichen Fernblick nach Norden: Im Vordergrund liegen die Streusiedlungen Billinghausen und Breitenheide mit der großen Wurstwarenfabrik Landwehr, dahinter das Werretal von Detmold bis Bad Salzuflen mit dem Hügelland und dem nordlippischen Bergland als Kulisse. Auch nach Süden präsentiert sich ein schöner Ausblick; doch wir streben nun dem ersten Gipfel der Egge zu und kommen durch einen schattigen Laubwald mit Einblütigem Perlgras und Christophskraut als Charakterpflanzen der Kalkböden, mit Salomonssiegel und mächtigen Blätterbüschen der üppigen Kletten.

So erreichen wir die Höhe 204, den Punkt (3) der Wanderkarte. Es ist ein offener Grasplatz, auf dem schon immer Osterfeuer abgebrannt wurden, weil man weit nach Norden — wie beim Punkt (2) — und jetzt auch in Ruhe nach Süden

blicken kann. Vor uns liegt der Teutoburger Wald von der Grotenburg bis zum Tönsberg. In dem breiten, durchweg mit alluvialen Flugsanden oder diluvialen Geschieben oder Löß bedeckten Ausraumtal zwischen der mittleren Kette des Gebirges und der nördlichen, auf der wir stehen, liegen die Dörfer Pivitsheide mit der Kussel, die sich bis zum Fuß des Großen Ehbergs hinanschiebt, Hörste mit dem in den letzten Jahrzehnten fast zugesiedelten Hörsterbruch und dem immer noch in idyllischer Ruhe liegenden Ortsteil Stapelage, dessen ehrwürdiger Kirchturm vorsichtig aus den Linden, Eichen und Kastanien hervorlugt. Zwischen den Kartenpunkten (3) und (5) stehen am südlichen Waldrande mehrere gute Ruhebänke, so daß man beschaulich diese liebliche Landschaft genießen kann.

Wer aber geologisch interessiert ist, entscheide sich bei Punkt (3) für den Gang durch die Muschelkalkbrüche (4) am Nordhang der Hörster Egge. Da wird der 10 bis 12 m mächtige Trochitenkalk, die untere Abteilung des Oberen Muschelkalks, hauptsächlich zur Beschotterung der Straßen gebrochen. Die dickbankigen, stellenweise oolithischen Kalke liegen nicht waagerecht, sondern sind nach SW aufgerichtet, fallen also nach NO ein. Sie haben durchweg eine gelbbraune Verwitterungsfarbe. Nur im frischen Bruch sind sie blaugrau. Die vielen, zur Schichtfläche mehr oder weniger senkrecht verlaufenden Klüfte sind häufig mit Kalkspat ausgekleidet. Das Gestein selbst ist dicht oder kristallinisch und von „Trochiten", den Stengelgliedern der Seelilie Encrinus liliiformis, vielfach durch und durch erfüllt. Im Volksmunde werden die niedlichen, gut erbsengroßen Versteinerungen Bonifatiuspfennige genannt. Wer Glück hat oder eifrig sucht, kann in den Steinbrüchen auch vollständige Seelilienköpfe oder -kronen mit sämtlichen Fangarmen und großen, zusammenhängenden Stengelabschnitten finden.

Stellenweise tritt noch ein anderes, sehr schönes Fossil auf, die gestreifte Muschel Lima striata und noch häufiger als diese die Lochmuschel Terebratula vulgaris. In einer höheren Lage des Trochitenkalks kommen diese Brachiopoden derart massenhaft vor, daß man ganze Aggregate, dicht an dicht abgelagerte Lochmuscheln, finden kann. Vor 20 Jahren habe ich ganze Bänke davon in der heute mit Buschwerk bewachsenen Längsmulde rechts des Weges von Punkt (7) der Wanderkarte zur Röde aufgenommen.

Wer den viel bequemeren Wanderweg am südlichen Waldrand entlang nach Punkt (5) gewählt hat, lernt dort den Schandfleck der Hörster Egge kennen: eine unordentliche, wohl wilde Müllkippe mit verbranntem Gestrüpp in der Umgebung und gewerblichen Abfallprodukten, die in Plastikbeutel gefüllt unverschämt nahe am Wege niedergelegt worden sind. Hier möchten der Besitzer oder die Gemeinde oder beide gemeinsam doch bald Abhilfe schaffen.

Hier lernen wir aber — gewissermaßen zum Trost — eine geologische Besonderheit kennen, die den Beobachtungen und Entdeckungen in den Steinbrüchen (4) kaum nachsteht: Die Müllkippe befindet sich in einer interessanten Karsterscheinung von 80 m Durchmesser, bei einer Tiefe von 6 m. Wir befinden uns nämlich mitten in den 50—60 m mächtigen Schichten des Mittleren Muschelkalks, der aus gelblichgrauen Mergeln besteht, in denen Fasergipsschnüre auftreten. Durch die einsickernden atmosphärischen Niederschläge wird der Gips fortwährend ausgelaugt. Die entstehenden Hohlräume brechen ein, und diese Erdfälle sind geradezu charakteristisch für den Mittleren Muschelkalk. Solche große Dolinen sind oft mit kleineren vergesellschaftet. Das können wir im Gelände gut beobachten. In den letzten Kriegsjahren (1944/45) versuchte der Besitzer, hier einen Stollen in die Mergel zu treiben. Darin konnte man die Metamorphose, d. h. die Umbildung des Anhydrits

durch Wasseraufnahme in Gips, gut verfolgen.

Wer hier den Wandervorschlag etwa um die Hälfte abkürzen möchte, wählt den Feldweg talwärts direkt nach Hörste. Wir aber bleiben bei der nordwestlichen Wanderrichtung, kommen an der höchsten Erhebung der Egge (206 m) und an einem Teermischwerk (6) vorbei und beginnen den Heimweg bei einem alten Schießstand (6a), der mitten in einem Fichtenwäldchen in einer Keupermulde angelegt worden ist. Bei dem Wiesentümpel (7), der mit dem weißen Blütenteppich des schwimmenden Wasserhahnenfußes protzt, lenken wir schließlich unseren Wanderschritt ganz in die Gegenrichtung, also nach SO, und erreichen gleich hinter der Röde einen sauberen Wirtschaftsweg nach Hörste.

Die Flurnamen Röde und Rodfeld genau südlich davon lenken unsere Gedanken zurück in die Zeit, in der noch ein Waldstück nach dem anderen gerodet wurde, um die Agrarfläche zu vergrößern. Wie lange die gegenteilige Tendenz unserer Tage wohl anhält?

Bei dem Transformator in Hörste endet unsere schöne Rödestraße. Wir wenden unsern Schritt nun nach NO über einen Feldweg, der am Hofe Havergoh vorbei durch wogende Getreidefelder zum bekannten Mönchsgrasmückenrevier zurückführt. Für die 5 km lange Rundwanderung haben wir mindestens 2 bis 3 Stunden gebraucht, bei einer Abkürzung von den Dolinen direkt nach Hörste etwa 1½ bis 2 Stunden.

Die Eichen auf Hartröhren

Von Werner Jahnke

Manchmal mag ich die eilige Umwelt nicht mehr. Die lächerlichen Bindungen an allerlei Unsinn, den man lauthals als wichtig und lebensnotwendig predigt. Den gleichmäßigen Dauertrab hochgespielter Pflichten. Den Trampelpfad des Üblichen mit der Mühe, nicht aus dem Rahmen zu ragen. Die sorgsame Erhaltung überflüssiger Gewohnheiten mit dem dummen Ballast der Zivilisation. Den Alltag vor allem, welchen wir oft nicht meistern können, obwohl er den Hauptteil der uns zugemessenen Zeit ausmacht. Wenn ich mit dem Alltag Ärger kriege, dann wird es hohe Zeit. Ich muß dorthin, wo sie erhaben und stumm an die zwei Jahrhunderte in den Himmel ragen, unbekümmert im Wechsel der Jahreszeit grünen, Frucht ansetzen und wieder abwerfen:

Die Eichen auf Hartröhren!

Obwohl ich sie seit vielen Jahren kenne, bin ich doch achtlos lange daran vorübergegangen. Eines Tages fiel mir der kleine weiträumig gepflanzte Bestand am Südrand der Papenwiese auf. Die kurzen Stämme haben frühzeitig mächtige Seitenäste unregelmäßig entwickelt, breitkronig konnten sie sich im Licht strecken, nicht eingezwängt und dem Drang unterliegend, nur nach oben zu streben. Bäume, wie sie Ludwig Richter liebevoll zeichnete, alte Hudeeichen, die ihre Geschichte haben, verbunden mit dem Wald ringsum, mit der Menschenwelt ein paar Generationen vor uns. Sie sind ein Merkmal, welches der Mensch formte zur Zeit der Huderechte, als die Viehwirtschaft wegen der geringen Weideflächen den Wald zur Grundlage hatte. Die Hochfläche über der Kammersenne hat ihr Gesicht, wechselvoll und beeinflußt vom Geschick der Menschen in den lippischen Dörfern und Städten. Jagdliche Freuden des einstmals herrschenden Adels, Last und Mühe leibeigener Untertanen, nach den Zeitläufen zwischen Krieg und Frieden, mal Sorge, mal Frohsinn



Hudeeiche an der Papenwiese *Foto: Jahnke*

spendend. Als ich zum ersten Male eine Stunde im angrenzenden Fichtenschlag in guter Deckung saß, auf die alten Bäume blickte und sann, da wurde mir klar: Ich, das Überwesen Mensch, handhabte gestern den Faustkeil, setze morgen meinen Fuß auf den Mond, schaffe und vernichte in Willkür, blicke auf die Kreatur herab, welche mit mir die Erde bevölkert. Ich kann es nicht fassen, aber die alten Bäume waren vor meiner Zeit und können mich überleben. Mich, der sich für einmalig hält und bedeutend — überleben! Seit dieser Stunde wandere ich in Ehrfurcht unter den Hudeeichen von Hartröhren.

Wenn ich an den Ruinen des Forsthauses stehe, widme ich Deiner Sorge und Mühe, Johann Georg Pählig, einige stille Gedanken. Du lebtest und wirktest eine Ewigkeitssekunde vor mir hier oben am gräflichen Vogelherd im Jahre 1707. Horchtest auf die Rufe der Lockvögel, stelltest die Netze für den Ortolanfang zur Zugzeit.

Im Archiv ist uns allerlei Kunde erhalten über den heimischen Wald. Schon 1577 gab es auf dem Winfeld viel Hand- und Spanndienst für die landwirtschaftliche Nutzung der Felder. Hartröhren ist 1590 als Weideplatz erwähnt. 1617 herrschte dort reges Leben, mit Hacken und Barten wurde gearbeitet, die heutige Papenwiese vermutlich zum Haferanbau genutzt. Die Ernte fuhr man nach Lopshorn als Futter für die Sennerpferde. Während des Dreißigjährigen Krieges kam es lange Zeit zur völligen Aufgabe der Landwirtschaft. Spätere Adelsgenerationen nutzten Hartröhren mehr für jagdliche Zwecke. Die Jagd ist wandelbar wie alle Dinge, denen der Mensch das Gepräge gibt:

„1708 Aug. 1. Seind Ihre Königl. Maj. die verlobte Königin von Portugal, Maria Anna Ertzherzogin von Oesterreich in der

Hochgräfl. Residenz-Stadt Detmold mit mehr als 128 Kutschen und Wagen unter vielen Schießen, Leuten der Glocken und Aufwartunge der Schützen aus den sämtl. Städten und Flecken und des gantzen Landes Ausschusses angelanget und daselbst bis den 2. August geblieben, da Ihre Majest. abends umb 5 Uhr nachdem Sie recht königl. von Ihren Hochgräffl. Gnd. bewirthet und einer schönen Haupt Jagd beym Hartrühren, da Ihre Maj. selbst einige Hirsche niedergeschossen, dero Reise über Neuhaus weiter fortgesetzet."

Du liebe Zeit, was für ein Spektakulum auf der heute so still gewordenen Höhe, welche Mühe und Aufregung am Detmolder Hofe, und dann die Kosten für eine kleine Residenz. Alle Hofbeamten werden schlaflose Nächte gehabt haben. Der Jubel des niedrigen Volkes, genau wie zu unserer Zeit. Wer könnte denn bezweifeln, daß wir ebenfalls gern jubeln, auch wenn wir, bei Lichte betrachtet, nicht recht wissen warum? Die „niedergeschossenen" Hirsche kamen wohl aus diplomatischen Gründen zur Strecke, sorgsam bereitgehalten für die königlichen Kugeln. Zwanzig Jahre später, am 17. November 1728, so berichtet die Chronik, fand sich der Kurfürst von Köln mit vielen Domherren und „sonstigen großen Suite" beim Vogelherd Hartröhren zur Jagd ein. Neunundzwanzig Sauen und zwanzig Hirsche kamen zur Strecke. Ob man diese gesellschaftlichen Ereignisse als Jagd bezeichnen kann, erscheint uns heute recht fraglich. Es war eher eine Schlacht, bei welcher die Kreatur mehr oder weniger human hingerichtet wurde. Aber wir sollten nicht überheblich urteilen, die Einstellung zum Tier und Waidwerk ist zeitgebunden. In der Gegenwart haben wir mit der Humanität auch einige Mühe — weniger beim Tier, als vielmehr mit den eigenen Artgenossen! Von einer dreitägigen Schweinejagd bei Lopshorn am 20. Januar 1730 ist uns überliefert, daß ein großer Eber durch das viele Treiben grimmig wurde: „Und sechs Bauersleute mit seinen großen Hauers elendig beschädiget und verwundet, den einen von ihnen so ohnweit Oerlinghausen gebürtig, das Gemächte aus dem Leibe gerissen, daß er daran nebst noch einen andern den folgenden Tag jämmerlich crepieren müssen."

Ein klarer Oktobertag strahlt noch einmal so schön, bevor der nasse Nebelung seinen Einzug hält. An das trübselig verhangene Grau kann man nur mit Schaudern denken. Heute schiebe ich solche Erinnerungen weit nach hinten, denn vor mir liegen die Hudeeichen in der freundlichen Herbstsonne. Um jeden Stamm ist der Boden kreisförmig bis zu den äußeren Zweigen zerstampft. Die Sauen haben vergangene Nacht ihre Losung hinterlassen, sie brauchen den Waldboden nicht brechen, denn die köstlichen Eicheln regnen jeden Tag in das Dürrgras. Am hellen Nachmittag hält das Damwild den Platz, füllt sich den Pansen mit den wie blankpoliert aussehenden grünen Früchten. Vor allem die Häher sind eifrig. Während die mißtrauischen Gesellen an anderen Tagen dauernd warnen und zetern, sind sie jetzt wie umgewandelt. Von allen Seiten streichen sie an, fallen schweigend in das Blätterdach ein, werfen eine Überzahl Eicheln zu Boden, weil sie hastig an den Zweigen zerren. Ebenso lautlos und schnurgerade fliegen sie ab, eine Eichel im Schnabel zum Versteck schleppend. Das Kommen und Gehen ist seit Stunden im Gang. Ich bin durch den Fichtenschlag gepürscht, weil ich die Kreuzschnäbel locken hörte. Einmal im Leben könnte man doch das Nest dieses Zigeunervogels entdecken, der beinahe zu jeder Jahreszeit heiratet und sich den Teufel um die herkömmlichen Hochzeitstermine kümmert. Die Liebe erwischt ihn im Frühlingssonnenschein, wie mitten bei Schnee und Eis an dunklen Wintertagen. Weil ich die Augen immer oben habe und mit dem Fernglas in den lang herabhängenden Fichtenzweigen suche, bin ich dem Damwild in den Wind gekommen, ich sehe gerade noch ein halbes Dutzend flüchtend aus dem lichten Bestand verschwin-

den. Die Kreuzschnäbel sind weitergestrichen, ihr hartes „Gipp, Gipp“ verhallt. Ich stelle mich unter die Eichen, nehme eine Frucht auf und male mir das Wunder aus, wenn sie keimen würde, hochkommen, und zweihundert Jahre später wieder die Häher in eine breite Krone fliegen, ihre herbstliche Ernte zu halten. Als ich den Kopf hebe, ziehen zwei Damschaufler zwischen den Randbäumen ein. Frei und ohne Deckung stehend bin ich überrascht, da sie nach dem Flüchten schon wieder hier sind. Langsam wird der Abstand geringer. Ich lasse den Riemen von der Schulter gleiten, ziehe den Kolben ein und taste mit dem Finger zum Abzug. Der nächststehende Hirsch wird fallen — in die Frontlinse des langen Teleobjektivs. Aber er hat das Haupt dauernd am Boden, von langen trockenen Gräsern verdeckt. In der vorgestreckten Linken macht sich die sieben Pfund schwere Optik so langsam bemerkbar. Aber ich mag nicht absetzen, wenn der Schaufler sichert, nimmt er die Bewegung wahr. Den Lockruf des Gimpels ahme ich nach, zuerst naturgetreu und sanft, dann immer lauter und schriller. Dies dumme Gepfeife sollte einem Hirsch doch endlich auf die Nerven gehen. Aber er hat eine tiefe Gemütsruhe und äst sich näher heran. Als er endlich das Haupt erhebt, sehe ich ihn vergrößert auf der Mattscheibe. Behaglich mahlt der Unterkiefer, als wäre ich überhaupt nicht vorhanden. Unter dem Hutrand perlt es jetzt fühlbar, die Optik tanzt, ich werde das Bild doppelt und dreifach auf dem Film haben. Dann äst er wieder geruhsam weiter, und das Gepfeife beginnt von vorn. Ob ich den heiligen Hubertus anrufe? Aber er ist mir in letzter Zeit zu konservativ und kirchenfromm, außerdem hütet er noch das Bett, weil sie ihn auf der Oelder Diplomatenjagd im Geisterholz elendig anbleiten. In meiner Not wende ich mich an Diana: „Hohe Frau, flüstere ich flehend, ich bitte Euch inständig um die Gunst dieser Stunde!“ Aber die Göttin erhört mich nicht, sie sei mit den zahllosen



Gute Zeit bei reicher Eichenmast Foto: Jahnke

Jagdgesetzen völlig ausgelastet. Das unblutige Handwerk eines simplen Amateurknipsers ließe sich nicht beim edlen Waidwerk registrieren. Was ich als echtes Hirschfieber empfunden hätte, sei nur schwächlicher Alterstatterich. Nach dieser Abfuhr mache ich sechs Aufnahmen. Der Schaufler steht frei in der Sonne, blickt in die Linse, und ich wäre nicht verwundert, hätte er gefragt: „Stehe ich so fotogen?“ Er schwieg wohl nur wegen der Bildungslücke, weil ihm das neue Wort im Sprachschatz fehlte. Alle Bilder blieben unscharf, aber ich war hinterher klüger und ließ das Schulterstativ verbessern.

Anfang November ist der Himmel über Hartröhren grau, die Luft liegt feucht und schwer. Die Eichen haben das Blattwerk erst zum Teil verfärbt und abgeworfen, ein herber Geruch strömt aus dem Boden. Über der Senne steht eine bleifarbene Wand, wie bedrückendes Unheil verfinstert sie den Wald. Die Goldhähnchen in den Fichten lassen ihr Gewisper sein, kein Häherschrei ist zu vernehmen. Alles ist kühl, feucht und verhangen. Dürres Falllaub wirbelt heran, steigt vor den Randbäumen wie ein Vogelschwarm hoch in die

Luft, wird zu Boden gedrückt, wieder hochgerissen, und jagt über der Papenwiese davon. Die ersten nassen Flocken eilen wie Vorreiter der dunklen Wolke voran, bei trübem Licht kreuz und quer im wilden Tanz durch die alten Eichen fahrend. Dann bricht die Schneewand heran, stürzt sich im waagerechten Flokkenflug auf die Höhe. Schneidend kalt ist der Sturm, der mich in den Schutz eines dicken Stammes gejagt hat. Eng kauere ich an der rauhen Rinde und horche auf die wilde Sprache über mir in den Zweigen. „Hast nicht mehr viel Zeit, werden Dich überleben" höhnt es aus den Eichen. Ist Brandgeruch in der Luft? Tönt es wie Kriegsgeschrei und Hornruf aus längst gestorbenen Tagen? War doch schon immer so, all die Jahrhunderte hindurch. Anno 1645 nicht anders wie dreihundert Jahre später. Kommen und Gehen der Generationen in Krieg und Frieden. Nimm dich nicht so wichtig! Es ist heute ein schlechter Platz hier, so einsam und verlassen, als sei die Welt ringsum leer.

Das Schneegestöber flaut ab, der Wald ist still und weiß geworden. Der Wind bringt einen klagenden Bussardruf, als wüßte der Vogel, daß die Jagd nun mühsamer und der Hunger stärker wird. Auf dem Heimweg im Dämmergrau kommt ein lichter und tröstlicher Gedanke:

In den ersten Märztagen wird auf Hartröhren die Misteldrossel ihren Fanfarenruf über den Wald schicken!

Eines Tages werde ich in abgewetzter Lederhose und verschlissenem Lodenrock, den Staub der Erde auf den Wanderschuhen, vor der Himmelstür stehen. „Du warst ein armer Teufel und viel zu einfältig, irdische Reichtümer zu raffen. Sei willkommen und tritt ein!"

„Verehrter Petrus, werde ich sagen, lieber als Posaunenklänge höre ich den Wind durch die Eichen gehen, entsende mich ungeflügelt und ohne Heiligenschein wieder in die lippischen Wälder. Laß mich pirschen und wandern bis in alle Ewigkeit."

LITERATUR:

Mitteilungen aus der lippischen Geschichte und Landeskunde XIV: „Heidental, Hartröhren, Donoperteich und Umgebung" von H. A. Sievert, Detmold 1933.

Die Spruchweisheit der Lipper

Von Wilhelm Süvern

III

Von Heirat und Ehestand

Die Welt unserer Vorfahren war viel kleiner als die unsrige. Nur selten kamen die Menschen über die Grenzen ihres Heimatortes hinaus, so war denn das Mißtrauen gegen das Fremde und Unbekannte immer rege. Schon im Nachbarorte klang die Sprache etwas anders als daheim, auch in der Tracht gab es kleine Unterschiede. „Die Kleidung ist nach den Gegenden und Dörfern sehr verschieden, so daß man an der Kleidung sehen kann, aus welcher Gegend der Mensch ist, der sie trägt", berichtet v. Cölln von den lippischen Bauern des 18. Jahrhunderts.

Darum ist es auch erklärlich, daß die jungen Menschen ihre Ehepartner meist im eigenen Dorfe oder doch im eigenen Kirchspiel fanden. Wer einmal den genealogischen Zusammenhängen eines Dorfes in den alten Kirchenbüchern nachgegangen ist, wird bald festgestellt haben, daß doch eigentlich das ganze Dorf eine einzige

große Verwandtschaft war. Dennoch hat man nicht wild durcheinander geheiratet, denn noch weit mehr als heute war in alter Zeit das Heiraten ein Geschäft, das wohl überlegt sein wollte und bei dem meist auch die Eltern das maßgebende Wort hatten. Das Heiraten im gleichen Stande galt als das einzig richtige, und da man den Nachbarn kannte, seinen Charakter, seine Vermögensverhältnisse, sein Vieh und seine Kinder, so galt denn auch als beste Heiratsregel:

„Kaup Nowers Rind un früjje Nowers Kind,
denn weust diu, wat diu findst!“ (O)

Nun ja, ein bißchen Leidenmögen mußte auf beiden Seiten wohl da sein, aber die Hauptsache war das nicht.

„Ollteo soite döcht nich! (W)

meinte man. Hauptsache, wenn die äußeren Verhältnisse zueinander paßten. Zu oft mußte man es ja erleben, daß die Liebe schnell zum Schornstein hinausflog, wenn die gute materielle Unterlage gefehlt hatte:

„Wenn dat Fuier uppen Herde iutgeut, denn flüjjt de Leufde teon Schottsteun heriut.“ (W)

„Euerst witt seu sick vör Leufde upfreeden, un nohers ärjert seu sich, dat seu't nich don hät.“ (Pl)

Ja, beim Heiraten hatte sich schon mancher in die Nesseln gesetzt, auch wenn er vorher noch so klug zu sein glaubte:

„Auk dat kläukste Heon leggt mol inne Nettel“, (B)

aber eine falsche Heirat war doch noch viel schlimmer. War ein Mann mit seiner Frau hereingefallen, dann glich er einem Vogelfänger, der eine Nachtigall fangen wollte und einen Spatzen kriegte, einem Fischer, der eine Kröte fing, einem Hirten, der ein Lämmchen haben wollte und eine wilde Katze heimtrug:

„Mänjer koffte oll'n Nachtigall un kreig'n Luining.“ (W)

„Heu meune, heu hädde 'n Fisk fangen, do wast 'n Uißen!“ (O)

„Eun Lämmken woll heu früjjen, öbber eun Kättken hät heu kriegen!“ (O)

Ach, was mußten die jungen Leute alles an guten Ratschlägen hören, die Mädchen wie die Burschen:

„Luit, deo de Augen up, früjjen es nen Peerkaup!“ (Pe)

sprach der Vater zu dem heiratslustigen Mädchen, und die Mutter fügte hinzu:

„Bekuik euerst dat Nest und denn den Vugel!“ (O)

Und wieder der Vater:

„Luit, wenn diu früjjen wutt, denn früjje, öbber nennen no'n aulen Gewichte!“ (O)

Vor der genauen Eichung der Gewichtstücke wurden die Leute manchmal mit den zu leichten alten Gewichten betrogen; das Mädchen, das sich von einem leichten und lügnerischen Burschen betrügen ließ, dem ging es wohl, wie jenem Mädchen, das einem Leichtfuß in die Hände gefallen war, der nach der Hochzeit zu ihm sagte:

„Mak beude Augen teo, un wat diu denn suist, dat es ollteohaupe muine!“ (O)

Den jungen Burschen prägte man ein:

„Wat'n früjjet, makt nenne Schwielen!“ (W)

„In euner Stunne es meier früjjet os in twintig Johrn verdeunt!“ (Pe)

Oftmals aber wurde man hinsichtlich der Mitgift doch betrogen, namentlich die berufsmäßigen Werbersmänner wußten mit der reichen Braut zu prahlen. Nun, ein kluger Mann sah sich vor, wußte man doch:

„Früjjedalers sind Eoertdalers un gelt bleoß niegen Grössen!“ (O)

Ein Taler galt in alter Zeit 36 Groschen, aber wenn es später ans Auszahlen der Mitgift ging, konnte man froh sein, für jeden versprochenen Taler nur einen Ortstaler = 1/4 Taler oder 9 Groschen zu bekommen. Nun, das Geld war schließlich nicht das Wichtigste beim Freien, wichtiger war es noch, daß das Mädchen tüchtige

Fäuste zum Arbeiten hatte. Darum prägte der Bauer seinem Anerben ein:

„Kuik den Luitens nich teo vell int Gesichte, kuiken no den Fuisten!“ (O)

In den nordlippischen Dörfern warnte man die Burschen vor den flotten Rintelner Mädchen:

„Junge, früjje, wat diu wutt, öbber nen Rindelsk Luit, dat es met Wesserwater doft un dat flütt schwanke!“ (O)

Ach ja, man konnte die jungen Leute nicht genug ermahnen, waren sie doch, wie die Alten meinten, vorm Freien wie blind und ließen sich auch nichts sagen:

„Wer früjjen well, de hät sieben Huite vör den Augen!“ (Pl)

„Sieben Wuiwer könt nen Luit kleoke maken!“ (B)

Die Jungen haben auch damals das Heiraten meist ganz anders betrachtet als ihre Eltern.

„Früjjen es seo soite osse broene Lämmerfoite!“ (W)

hieß der Jubelruf eines verliebten Hochzeiters, der das Freien nur mit seinem Leibgericht, gebratene Lämmerfüße, vergleichen konnte.

Natürlich sah man sich das Mädchen an und hatte seine Ideale:

„Lang un schlank — hät vell Vergang,
kort un dick — hät keun Geschick,
öbbern Luit vanner Middelmote —
dat ziert de Strote!“ (W)

„Kopp un Foite glatt —
es de beste Briutschatt!“ (Pe)

„Gruifken in'n Kinn — hät dullen Sinn,
Gruifken inne Backen — hät stuiwen Nacken!“ (W)

„Raue Hoor un Ellernhüchte
dreget selten geoe Früchte!“ (Pe)

Nicht immer stimmen diese Sprüche, und meist ist es ja wohl auch so, daß rechte Liebe nicht auf Äußerlichkeit sieht und es auch damals nicht tat. So traf denn zu aller Zeit auch das Wort zu:

„Et es nen Pott seo scheube, et esser doch 'n Stülpen, de dorup passet!“ (Pe)

Un der schöne Bibelspruch: „Besser ein Gericht Kraut mit Liebe als ein gemästeter Ochse mit Haß!“ hat in unseren plattdeutschen Sprüchen Parallelen:

„Eun vergnoiget Herte es better ossen Zentner Katuffel!“ (W) und:

„Eune geoe Frubbe stellt sülmst den besten Briutschatt vör.“ (O)

Die Mädchen sind ja meist viel wählerischer als die jungen Männer.

„Wer toiben kann, kriggt auk nau'n Mann!“ (W)

so sagt die eine, aber die Mutter warnt:

„Junge Luitens sind keune Wahrappel!“ (Pl)

Man kann sie nicht aufheben. Die Neigung mancher Mädchen, einen Mann mit festem Gehalt zu heiraten, gab es auch in alten Zeiten schon, da aber die Auswahl auf dem Lande nur gering war, wurde oft gewitzelt:

„Et geut nich förn anstellten Mann! see dat Luit, osset den Kiulengräber früjje.“ (O)

Der Kuhlengräber war der Totengräber. Und ein anderes:

„Eck nieme annerster nennen os eunen met stohend Gehalt! see Kathruinken, do kreig et den Dörpsschwein.“ (O)

Besser einen schwierigen als einen dummen Mann:

„Better 'n Kreddelkopp ossen Heintopp!“ (B)

Ein Mädchen, das einen alten Mann heiratet, wird von der Mutter getröstet

„Wenn de aule Pott twei geut, kriggst 'n nüjjen!“ (O)

Im Dorfe aber hieß es:

„Den Luit es et auk meier ümme dat Nest os ümme den Hahnen teo deon!“ (B)

Ein Bauer, der ein altes Weib freit, sagt:

„Et es man för de Soottuit!“ (O)

Wenn die Frau stirbt, schaut er sich nach einer neuen Geldheirat um:

„Et hanget oll wier diusend Daler inner Balkenliuken!“ (O)

Brautleute und Hochzeiter geben auch heute noch den Nachbarn und Bekannten

Stoff zu Klatsch und Tratsch. Aber vor hundert und mehr Jahren, als es sonst nicht viel Neues im Dorf gab, da wurde eine in Aussicht stehende Verlobung oder Hochzeit noch weit gründlicher durchgehechelt, wobei dann meist mehr gelästert als gelobt wurde. Da konnte man denn wohl über ein Mädchen hören:

„Dat Luit es geot, bleoß kann et nich ‚nei' seggen." (B)

Oder noch schlimmer:

„Dat es seo bestännig ossen Kuckucks-wuifken." (Pl)

Brachte sie gar ein Kind mit in die Ehe, so hieß es:

„Dat het de Keerl met uppen Briutwagen kriegen." (Pl)

Von einem jungen Kerl, der es mit vielen Mädchen hielt, sagte man:

„Heu behelpet sick betlang nau jümmer met anner Luien Kinnern." (B)

Heiratete eine ältere Frau, so ging das Sticheln erst recht los:

„De Wuiwer lot't dat früjjen nich, seo lange seu Plunnermelke buiten könt." (B)

Oder auch:

„Wenn'n aule Schuiern brennt, denn helpet nen Sprützen." (B)

Heiratete ein alter Witwer eine junge Frau wieder, so machte er sich zu des Herrgotts Narren:

„Wenn iuse Herrgott 'n Narrn häbben well, denn lött heu 'n aulen Mann de Frubben sterben." (B)

Gewöhnlich kamen dann auch noch Kinder, denn man sagte:

„Eun aule Bock nu 'n junget Lamm, dat gifft jümmer wat."

Aber den alten Vater stellte man sich dann vor, wenn er, die Brille auf der Nase, das Kind wiegte und nebenbei die Zeitung zu lesen versuchte:

„Wer late früjjet, mott metter Brillen weijen." (B)

Nun, das Sticheln und Lästern hat noch kaum einen vom Heiraten abgehalten. Wenn zwei sich gern hatten, so ließen sie sich das auch bald merken: Im Dorfe aber klatschten die Frauen:

„De beuden kuiket sick an, os wenn seu oll Stiuten und Melke teohaupe getten härn." (O)

Stuten mit Milch gab's gewöhnlich am Sonntagnachmittag, wenn der junge Mann dazu von den künftigen Schwiegereltern eingeladen wurde, so wurde die Verlobung gefeiert. Nun gingen die beiden auch Arm in Arm, was man im Dorf mit dem Wort besiegelte:

„De beuden goht niu auk metten krummen Arm." (B)

Und dann kam die Hochzeit! Das ganze Dorf war in Fahrt, der Hochzeitsbitter ging rund und sagte bei jedem seinen Vers. Für den Jungmann aber, der die Braut zur Kirche führen sollte, hatte er eine besonders schöne Botschaft:

„Diu sast upper Hochtuit dat beste Fickel naijest der Sugen suin!" (Pe)

Ja, Glück mußte man haben!

„Wer dat Glücke hät, bringet de Briut no der Kerken!" (Pe)

Aber auch alle andern waren recht kregel bei der Sache, wenn es zur Hochzeit ging:

„Wenn man well uppe Hochtuit gohn, Mott de Heot up Vivat stohn!" (Pe)

Seht, da geht sie hin, die schöne Braut! Wie gut hätte man selber zu ihr gepaßt, hatte auch wohl auf den Busch geklopft, aber der andere hatte die Nachtigall in sein Bauer geholt. Ja, so ging das nun mal:

„De eune kloppet uppen Busk, un de annere kriggt den Vugel!" (Pe)

Was half's, wenn man das Nachsehen hatte? Der Optimist hoffte weiter, auf jeder Hochzeit wurden ja neue Bündnisse geschlossen:

„Et es nenne Hochtuit seoeben vullbrocht, seo es oll 'ne nüjje teostanne brocht!" (Pe)

Der Pessimist aber konnte sich trösten mit dem alten Sokrates: „Heirate oder heirate nicht, du wirst es immer bereuen!" Oder auf lippsk Platt:

„Früjje eoder früjje nich, moien deut dui beudet!“ (Pl)

Im öffentlichen Leben wie im Ehestand herrscht heute die Gleichberechtigung der Geschlechter, und wenn offiziell der Mann auch der „Haushaltungsvorstand“ ist, so sind doch die Bibelworte: „Er soll dein Herr sein!“ und „Der Mann ist des Weibes Haupt!“ in der Ehepraxis längst überholt. Einst aber hieß es:

„Mannshand boben!“ (O)

Beim Handreichen während der Trauung mußte der Mann diese Regel beachten, wenn er der Herr bleiben wollte. Vorher mußte er ihren Willen wenden, nachher war's zu spät!

„Vör der Hochtuit most seu wennen,
no der Hochtuit hät't eun Enne!“ (Pe)

Das war die alte Hausordnung: Bei allen wichtigen Dingen galt nur des Mannes Wort, nicht das seiner Frau:

„Wo eun Heot es, do gellt nenne Müssen!“ (B)

Wenn man nicht Schaden leiden will, dann muß man die Frau hart anfassen wie die Brennesseln, riet man dem jungen Ehemann:

„Wuiwer un Brennettel mott'n hart anpacken, wenn seu nich steken sött!“ (Pl)

Dieses harte Anpacken ging mitunter denn doch reichlich weit. Grobe Kerls meinten sogar, zum richtigen Ehestand gehörten für die Weiber auch die Prügel; denn:

„Eun Puckel vull Schläge gift nüjje Leufde!“ (O)

In Nordlippe erzählte man sich früher die Geschichte einer Frau, die ihren Mann, einen alten Saufaus, wegen dauernder Mißhandlung am Gericht verklagte und dabei die Worte sprach:

„Dat de Wuiwer Schläge häbben mött, dat weut eck wall, öbber wat teovell es, dat es teovell!“

Man traute den Frauen, die doch heute in allen Berufen ihre Tüchtigkeit beweisen, nicht viel Verstand zu und sagte geringschätzig:

„Je länger dat Hoor, je körter de Verstand.“ (O)

Ihr Rat war nur selten zu etwas nutze, war so selten, wie der Buchweizen geriet:

„Frubbensminskenrot un Beokweutensoot geröt bleoß olle sieben Johr!“ (O)

Es hieß, Frauen zu belehren, sei so wenig möglich, wie Wasser in einem Siebe, einer Seihe zu tragen:

„Wuiwer belehrn un Water in euner Süjjen drejen, dat kümmt up datsülbe heriut!“ (Pl)

In diesen Zusammenhang paßt auch die kleine plattdeutsche Fabel, die den Frauen klar machen soll, wie es ihnen ergeht, wenn sie ihrem Manne nicht glauben wollen. Es ist die Geschichte von der Gans Alheid und dem Ganter Gerrit, die aufs Stoppelfeld gehen und vom Fuchs überrascht werden, der sich durch die Furche heranschleicht:

„De Frubbe mott den Manne läuben, süss geut et ühr osse jenner Gaus: De Gaus und de Gante güngen up den Stoppeln gresen, do kamm de Voß dür de Fohr schluiken. ‚Ohlheut, Ohlheut! Suihst diu nich, wat dor inner Fohr geut?‘ — ‚Frett diu wat!‘ see de Gaus. — Do kamm de Voß naijer un packe de Gaus bui de Kehlen. — ‚Gehrit, Gehrit!‘ schrüjje de Gaus, ‚suihst diu nich, wat heu sick met mui herümmerritt ? !‘ — ‚Jo, frett diu wat!‘ see de Gante un make, dat heu wegkamm.“ (Pe)

Schnell wechseln die Launen einer Frau:

„Et hät dat Gruinen un dat Lachen in euner Tasken.“ (B)

Über die weibliche Klatschsucht:

„Dat Wuiw hät doch jümmer de ganße Welt uppen Hauern!“ (B)

„Kumt tweu Wuiwer teohaupe, denn werd de drütte dürhechelt.“ (O)

Die „böse Schweigermutter“, die ja auch heute noch nicht ausgestorben sein soll, war meist nicht die des Mannes, sondern die der Frau. Alte und junge Frau zusammen an einer Deel, das vertrug sich selten:

„Dat mott 'ne geoe Dell suin, de tweu Frubbensminsken dreggt!" (Pe)

Die zänkische Frau, die dem Manne und dem Gesinde das Leben schwer machte, scheint auch nicht selten gewesen zu sein. Hier einige harte Sprüche über sie:

„Dat essen rechte Knuiptangen van'n Wuiwe!" (O)

„Dat essen Wuiw, do kann man den Duiwel met van'n Dannenbaume hissen!" (Pe)

„Dat Wuiw es den Duiwel iuter Kuipen sprungen!" (B)

„Wenn dat mol sterwet, mott dat Miul nau besonners dautschloen wern!" (B)

„Heuer doch bleoß dat Blieken an! De Keerl hät nennen Hoffrüen noidig!" (B)

In vielen Fällen aber war das Schelten der Frau doch nötig, wie ja auch das Bellen des wachsamen Hofhundes bei Gefahr. Ein fauler oder liederlicher Mann und ein heruntergekommener Hof waren nicht von einer schweigenden und ergebenen Frau, sondern, wenn überhaupt, nur von einem recht energischen Weibe, einem „scharfen Besen", zu kurieren. In solchen Fällen stimmte auch das Wort:

„Wuiwer, de nich schellt, un Rüens, de nich blieket, de döjet nicks!" (Pl)

Aber der Mann, der einen solchen Besen nötig hatte, taugte auch nicht viel und wurde verachtet.

„Dat essen Keerl ossen Pund Wost; dat Wuiw hät de Bücksen an!" (O)

Nicht selten gab solch ein „Schlappschwanz" im Wirtshause dann auch noch an und tat wie ein wilder Tanzbär. Aber man wußte Bescheid und sagte spöttisch:

„Biuten eun Tuilebär, in'n Hiuse eun Lamm!" (O)

Nun, die Mädchen, die einen solchen Kerl kriegten, fanden sich meist rasch in ihre Lebensrolle hinein. Die eine versuchte es wohl erst mit Schöntun und Liebe, spielte gleichsam auf der Geige:

„Seu speelt nau upper Vijjeluinen, öbber de Brummbaß steut oll vör de Dür." (Pl)

Die andere „zog gleich die Hosen an", nahm von Anfang an das Regiment in die Hände. Augenzwinkernd erzählte man sich dann im Dorfe:

„Seu leut ühren Keerl gluiks no de euersten Nacht nich seo wuit kumen, dat heu de Bücksen anteun konn." (B)

Es gab natürlich auch Frauen von anderer Art, so daß der Mann der Aufpasser sein mußte. Verschwenderinnen waren ja selten unter den sparsamen Lippern, aber kamen doch vor, und dann hieß es:

„Eune Frubbe kann meier metter Schlippen iuten Hiuse drejen, osse de Keerl met veuer Peeren infohrn kann." (O)

Doch die tüchtigen und sparsamen Hausfrauen waren weit in der Überzahl, und von ihnen sagte man anerkennend:

„Eune Frubbe verdeunt meier metten Leppel,
os de Mann inbringt metten Scheppel!" (O)

Und für die treu sorgende, unermüdliche Frauenarbeit fand man das Wort:

„Wuiwerarbeut es behenne, nimmt öbber keun Enne!" (Pl)

Unter den Männern gab es auch „sone und sone". Von einem ganz schlechten Kerl hieß es:

„Heu sitt vuller Leigheuten os de Siege vuller Köddel!" (B)

Mit einem Querkopf konnte man keine gleiche Furche pflügen:

„Met den Keerl es nenne luike Fohr teo ploijen, heu essen Twoos!" (B)

Brachte es einer im Leben zu gar nichts, so hieß es spöttisch:

„Wenn de uppen Baum kladdert, denn hätte upper Eern nicks meier toe soiken." (B)

Die eheliche Treue des Mannes ist ja immer eine Sorge der Frauen gewesen:

„Olle Keerls hät 'n Fuierbrand biu sick, wenn heu nich brennt, denn gluimt heu doch." (B)

Wenn er aber brannte oder immer mal wieder aufflackerte, dann sagte man:

„Heu suit auk'n jung Luit leuber ossen Peerköddel!" (B)

Die Frau aber hatte die Hausehre zu wahren — das Haus rein zu halten:

„Eune geoe Frubbe un'n geoe Katten hault olltuit dat Hius roijen!" (O)

Eltern und Kinder

Wir leben im „Jahrhundert des Kindes", in einer Zeit, in welcher die früher selbstverständliche Sorgepflicht der Eltern für ihren Nachwuchs vielfach über ein gesundes Maß hinausgewachsen ist. Immer höhere Ansprüche werden den Kindern bewilligt, dabei schwindet gleichzeitig die elterliche Autorität und die Ehrfurcht vor dem Alter. Wohin das schließlich führen kann, zeigen die z. T. erschütternden Vorgänge der chinesischen sogenannten Kulturrevolution.

Die Welt unserer Vorfahren sah auch auf diesem Gebiet ganz anders aus. Größere Kinderzahl, geringere Mittel, häusliche Arbeitswelt und höheres Autoritätsbewußtsein prägten ein anderes Verhältnis zwischen Eltern und Kindern, als es heute besteht.

Schon früh wurden die Kleinen an Gehorsam und an Mitarbeit in der Haus- und Landwirtschaft gewöhnt. Das ist in einer großen Familie ja auch bisweilen heute noch so, damals, als das Haus voller Kinder die Regel war, hieß es:

„Olle Dage eun Braut, olle Johr eun Kind!" (O)

Familien mit zehn und mehr Kindern waren keine Seltenheit in unseren Dörfern. Aber wenn man von alters her im biblischen Sinne auch sagte:

„Vell Kinner — vell Segen!" (W),

so wußte man doch:

„Wenn de Ferken vell sind, werd de Drank dünne!" (W)

Man mußte sich einschränken, jeder mußte mit zupacken. Von früh an wurden die Kinder dazu erzogen, wie man ja auch die Hunde dressierte, die Gänse lenkte, die Bausteine behaute und die Heister, die jungen Bäume zog:

„Junge Rüens möt't dat Buiten lehrn!" (Pe)

„Seo osse man de Gäuse wenket, seo goht seu." (Pe)

„Meunst diu, diu wörst eun ferjer Steun?" (Pl)

„Heister kannst diu teun, öbber keunen Stamm!" (Pl)

Man sah auch darauf, daß die Kinder sittsam und ordentlich waren. Sie redeten Eltern und ältere Verwandte nicht mit dem traulichen „Diu" an, sondern mit dem respektgebietenden „Jui" = Ihr. Wer es an dieser Ehrfurcht fehlen ließ, dem bedeutete man:

„Man draff suinen Vadder nich Herm heuten, wenn heu auk seo hett!" (Pe)

Eitle Mädchen wurden ermahnt:

„Nich jümmer in'n Speijel kuiken, süss springet de Duiwel heriut!" (W)

Zur Höflichkeit erzog das Wort:

„Wat seggt de Isel, wenn heu vör de Möllen kümmt?" (W)

Kinder, die beim Essen zu unbescheiden waren, bekamen zu hören:

„Kinner- und Kälbermote möt aule Luie wieten!" (Pl)

Und den Tellerleckern bedeutete man:

„Wer sick nich satt eeten kann, de kann sick auk nich satt licken!" (Pl)

Bescheiden mußten die Kinder sein, und es war ihnen auch selbstverständlich, daß sie vor den Erwachsenen zurückstehen mußten:

„Hullala! hadde jenne Junge seggt, vandage ett muin Vadder Wost, denn kruije eck de Hiut!" (Pe)

Sie waren leicht zufrieden zu stellen:

„Kinnerherte es lichte teo stillen." (W)

Oft aber wurden sie auch etwas grob zurückgewiesen:

„Diu bist de beste, wenn de annern nich inne sind!" (O)

„Diu sast met, wenn wui ollehaupe innebluiwet!" (O)

„Dui sast se Seipen drejen, wenn wui de Schwuine wasket!“ (O)

„Wenn diu orig bist, kümmst diu met no de Briunenbreoker Kermisse!“ (O)

oder: *„no de Retzer Kermisse!“* (B)

Dabei gab es natürlich weder in Braunenbruch, noch in Retzen einen Jahrmarkt! Und der „Ohm“, der unverheiratete Bruder des Bauern, wie der „Schlohm“, der große Pferdejunge, sie gingen allemal dem kleinen „Schnotthans“ vor:

„Euerst kümmt dee Eohm, denn kümmt de Schleohm, un denn kümmt euerst Eohm suin Schnotthans!“ (B)

Natürlich gab es auch vorwitzige und altkluge Kinder, doch die Mutter wies die Tochter, die ihr Widerworte gab, mit den Worten zurück:

„Dat Kuiken well jümmer kläuker suin os dat Heon.“ (O)

Wollte sich der Junge in das Gespräch der Erwachsenen einmischen, so brachte ihn der Vater zum Schweigen mit dem barschen Befehl:

„Dui draffst bleoß kürn, wenn dat Handdeok bämmelt!“ (B)

Vielfach wurde das jüngste Kind aus einer großen Kinderschar von der alternden Mutter etwas verzogen. Sprach ein solches spät gesäugtes Kind dann altklug mit, so bekam es mit spöttischem Seitenblick wohl zu hören:

„Diu häst auk wall an'n langen Titte sogen!“ (O)

Ohne Schläge glaubte man nicht auskommen können in alter Zeit. Man handelte nach dem Bibelwort: „Wer sein Kind lieb hat, der züchtiget es!“

„Schläge makt anhänglick!“ (Pe)

meinte man und warnte lässige Eltern:

„De Schläge, de de Kinner nich van den Öllern kruijet, de kruijet de Öllern nohers van den Kinnern!“ (B)

„Et es better, dat dat Kind grinnt osse de Mudder!“ (O)

Faulen Jungen drohte man beim Heuwenden mit dem Harkenstiel:

„Eck well dui mol wuisen, wo de Harke 'n Stell hät!“ (W)

Unlustige Hütekinder wies man auf die Haselstöcke hin:

„De Siegens hät olle Hässelstöcke nau nich upfreeten!“ (O)

Noch deftiger und eindrucksvoller mit erhobener Faust:

„Toif, van Obend gift et watt iuter Armenkasse, denn sall duin Ees Kermisse haulen!“ (B)

Eine recht „schlagfertige“ Familie, in der sich der Teite, die Mömme (alte lippische Ausdrücke für Vater und Mutter) und der Junge betätigen und die Sau die einzig passive Person ist, war jene:

„Jeuden suin Werk! hadde jenne Junge seggt: Muin Teite schleut muine Mömmen, muine Mömme schleut mui, un eck schloe iuse Sugen!“ (Pe)

Und ebenso grob ging es auch wohl in jenem Haus zu, wo der Teite von Mömme als „Schaf“ und diese von ihm als „Blieketieben“, als kleffende Hündin, bezeichnet und das Kind mit dem Lied eingewiegt wurde:

„Schlop, Kindken, schlop!
Duin Teite es eun Schop,
Duine Mömme es eun Blieketieben;
Schlop, süss werd et Schläge gieben!
Schlop, Kindken, schlop!“ (O)

Doch nicht überall herrschte dieser „rauhe aber herzliche Kriegerton“, schon damals haben sich viele Stimmen gegen das „unwuise“ Schlagen der Kinder erhoben:

„Nen Minske schloe suine Kinner daut, man weut nich, wat doriut nau wern kann!“ (Pe)

„Man kloppet lichter tweu Duiwels in eunen dullköppsken Jungen herin, osse eunen heriut!“ (O)

Kleinere Unarten nahm man auch meist gelassen hin und meinte sogar:

„Wenn Kinner nich undüjet sind, denn döjet seu nicks!“ (Pe)

Das „Terjen“ der Hunde lag den Jungen in der Natur:

„Jungen un frömde Rüens stoht jümmer mettenanner in'n Kruije." (O)

Manche Mütter vergaßen es auch zu leicht, daß sie selbst einmal jung gewesen waren:

„Et fällt der Keoh nich bui, dat seu sülmst eun Kalf wesen is." (O)

Stiefkinder hatten oft ein schweres Leben:

„Dat 'n Steffmömmen int Hius kamm, dat wußt eck wall, öbber dat eck domit auk 'n Steffvadder kreig, dat word eck nohers gewohr! see dat Luit, do grein et." (O)

Noch treffender ist das Wort:

„Mamme daute, Pappe blind!" (Pl)

Auch Mütter, die eine zweite Ehe schlossen, konnten ihre Kinder vergessen:

„De Keoh, de sick an'n ärjesten ümme dat Kalf hät, verget't et an'n euersten!" (B)

Doch war das nicht die Regel; denn zu allen Zeiten gab es und gibt es auch heute noch gute, treu sorgende Stiefeltern:

„Mänje Steffvadder hät oll better för de Kinner sorget os de rechte Teite!" (O)

Das bekannte hochdeutsche Sprichwort: „Kleine Kinder — kleine Sorgen, große Kinder — große Sorgen" wird in unserer plattdeutschen Sprache so ausgedrückt, daß kleine Kinder der Mutter in den Schoß, große ins Herz treten:

„Lütke Kinner treet in'n Schaut, graute Kinner int Herte!" (Pe)

Der Erbstrom des Blutes aber geht von den Eltern zu den Kindern, und in jener alten Zeit, da man „des Nachbars Kind" freite, da das Dorf noch eine Bluts- und Lebensgemeinschaft war, da schlug die alte Art auch immer wieder durch.

„De es suinen Vadder nich vertiusket!" (Pe)

sagte man, wenn man den Sohn mit dem Vater verglich. Damals stimmte auch das Wort:

„Wat et sui un we et goh,
de Sönne deot den Aulen noh,
de Dochter geut der Mudder Gang
un seo ühr ganßet Lieben lang." (Pe)

Erzeugnisse der cheruskerischen „Feinschmiede" vom Barkhauser Berg bei Oerlinghausen *Von Hermann Diekmann*

In dem 4. Sonderheft „Heimatland Lippe", Kulturgeschichtliche Bodenaltertümer, lesen wir auf S. 13, 3, b) Eisen: „Eisen wird etwa seit 800 v. Chr. (Beginn der Eisenzeit) verarbeitet. Funde aus diesem Metall sind selten, weil Eisen verhältnismäßig schnell durch den Rostvorgang zersetzt wird. Durch das Rosten bildet das Eisen rotbraune Verkrustungen mit dem Erdreich, so daß die Form des Metallteiles nur noch schwer zu erkennen ist." Das ist in der Tat so. Um diese Metallteile nun vor dem gänzlichen Verfall zu retten, wurden die in Abb. gezeigten Funde zunächst mit einer weichen Bürste bzw. einem Pinsel vom Schmutz befreit, dann in einem warmen Zimmer erwärmt. Äußerlich erschienen die Eisenteile zwar trocken, waren es allerdings noch lange nicht. In jeder Verkrustung war noch Wasser vorhanden. Ich nahm einen feinen Bohrer, wie man ihn bei Laubsägearbeiten benutzt und bohrte damit jede Verdickung an. Dann wurden die Teilchen nochmals mehrere Tage getrocknet und dann mit einem rostlösenden Mittel bestrichen. Dieser Vorgang mußte oft wiederholt werden. Nach Wochen erst konnte man mittels einer Pinzette die Rostbildung soweit entfernen, daß ein Präparieren der Funde möglich war und auch ihr einstiger Zweck sich zeigte. — Ich hatte nun das Glück, vor genau 40 Jahren (1927) die erste Cheruskerschmiede im Teutoburger Walde zu finden

und unter teilweiser Mitwirkung von Dr. Stieren, Münster, auszugraben (s. Seite 15 des Sonderheftes). Alle diese Funde fanden Aufnahme in dem von mir geschaffenen Heimatmuseum. Zu einer Auswertung dieser Funde kam es damals leider nicht. Ich hatte zuviel mit anderen Ausgrabungen und mit der Herrichtung des Museums, sowie mit der Organisation der 900-Jahr-Feier der Stadt Oerlinghausen zu tun. Am Ende der Ausgrabung erschienen zur Besichtigung dieser wichtigen Entdekkung die Herren Schulrat Schwanold, Geheimrat Kiewning, Prof. Weerth (alle drei aus Detmold), ferner Prof. Langewiesche aus Bünde.

Prof. Stieren bat mich, den Herren an Ort und Stelle Vortrag zu halten. Alle waren erstaunt. Pfostenlöcher dieser Art hatte noch niemand von ihnen gesehen. Es war etwas Unerhörtes, Einmaliges. Stieren meinte, es handle sich um eine Feinschmiede aus der Zeit um Chr. Geburt. Geheimrat Kiewning gratulierte zu dem hervorragenden Ergebnis und äußerte: „Ich bewundere Sie, was Sie schon rein seherisch geleistet haben." Schulrat Schwanold zeigte sich tief bewegt und begeistert: „Ein Hof aus der Eisenzeit! Vielleicht haben die Bewohner teilgenommen an der Schlacht im Teutoburger Walde. Ja, die Eisenzeit wurde zum Segen und — zum Fluch der Menschheit!"

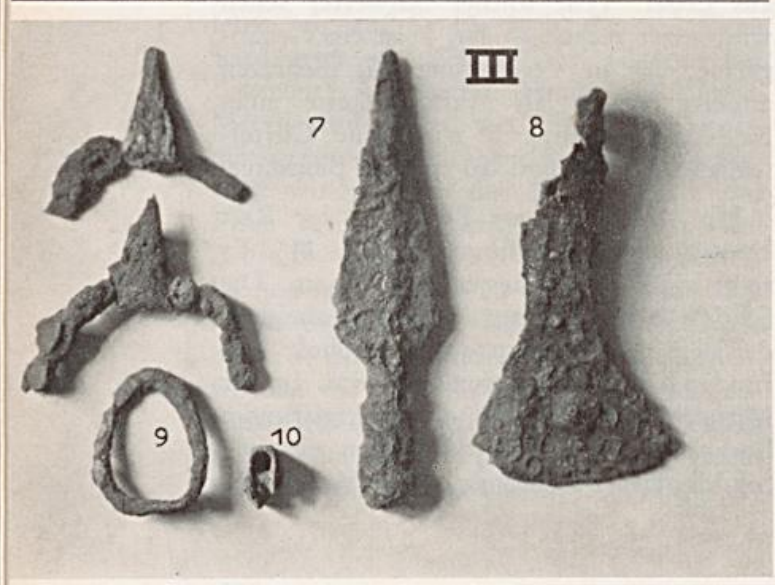
Der hemmende Metallmangel der Bronzezeit war behoben, in der Werkzeugindustrie konnte neue Formen und zahlreiche Gegenstände geschaffen werden. Besonders aber ermöglichte das Eisen die eigentliche Volksbewaffnung, was namentlich auf unsere Vorfahren im Cheruskerland von größtem Einfluß war, bei denen jeder Mann des Volkes Krieger und Jäger war. Selbst unsere moderne Industrie hat ihre tiefste Grundlage in der damals entstandenen Herrschaft des Eisen."

Doch befassen wir uns nunmehr mit den herrlichen Erzeugnissen des Feinschmiedes und seiner technischen Begabung. Er lag nicht „auf der Bärenhaut und trank immer noch eins", sondern brachte vor 2000 Jahren Erzeugnisse seiner Schmiedekunst hervor, die noch heute unsere Bewunderung erregen. Auf dem linken Drittel der Abbildung zeige ich eine ganze Menge geschmiedeter Nägel. Zur Herrichtung derselben benutzte der Schmied ein sogenanntes Locheisen. Dieses zeigte verschiedene konische Löcher. Die glühenden Stifte schlug man mit einem kräftigen Schlag durch eines dieser Löcher. Nur die Spitze dieses Stiftes drang hindurch, während das andere dickere Ende zum Nagelkopf wurde (1). Abb. 2 stellt ein merkwürdiges Gebilde dar, das an eine Trense für das Pferd oder des Geschirrs erinnert. Die Trense bestand immer aus zwei Teilen mit Ringen an den Enden. Abb. 3 ist nach Prof. Jakob Friesen, Hannover, ein Sporn, der am linken Fuße des Reiters getragen wurde. Ein merkwürdiges Gebilde ist 4. Wozu es gedient hat, vermag ich einstweilen nicht zu sagen. Abb. 5 ist eine Pfeilspitze ohne Widerhaken mit Schäftungsansatz. Abb. 6 zeigt uns den kümmerlichen Rest eines Schwertes, und zwar die Spitze. Die durchschnittliche Länge eines Schwertes beträgt 80—90 cm und die Breite 4—5 cm. Die Spitze ist breitstumpf oder bildet ein kurzes scharf zugeschnittenes Dreieck. Das Schwert ist zweischneidig. Die Scheide war entweder aus Holz oder aus Leder. Teile solcher Schwerter sehen wie weiter rechts. — Nr. 7 ist ein Gehängering, der in Verbindung mit mehreren andern Ringen als Aufhängekette eines Kochkessels diente. 8 wird eine Gürtelschließe sein, 9 und 10 andere Beschläge.

Ein sehr wichtiger Fund ist der Rest eines eisernen Schildbuckels (Nr. 11). Er zeigt einen Durchmesser von 11 cm. Die Schilde bestanden aus mehreren aneinander gefügten Brettern aus Eschenholz von runder oder länglich-runder Form. In der Mitte ist für die Hand ein kreisrundes Loch ausgespart, das durch den eisernen Schildbuckel bedeckt ist. Eine Verletzung







der linken Hand, die den Schild trägt, durch Stiche des Gegners ist somit ausgeschlossen. Die Form des Buckels war halbkugelig. Einige Schildbuckel trugen als Angriffswaffe auch einen eisernen Dorn.

Einen bedeutungsvollen Fund stellt auch Abb. 12 dar. Es handelt sich um einen Amboß mit pilzförmigem Kopf. Dieser war ebenfalls sehr stark verrostet, da der Kern aber noch gut war, ließ er sich ausglühen. Der Dorn hatte ursprünglich eine Länge von etwa 12—15 cm. Dieser wurde in einen Holzblock eingelassen.

Nr. 13 könnte ein Hackmesser oder (wir wollen es einmal umdrehen!) der Rest von einer Sense sein. 14 und 15 dürfen wir als messerartige Waffen ansprechen. Sie sind einschneidig und mit Griffangel versehen.

16 und 17 sind eiserne Nadeln zum Flechten. Sie haben eine Länge von 18 bis 20 cm. Eiserne Schildfesseln (Griffe) bestanden aus einem Stab, breitere, schildbuckelförmige aus Eisen (Abb. 18) mögen als Armfesseln gedient haben. 19 dürfte ein sogenannter „Ohrenlöffel“ sein, der zum Füllen der Formen mit flüssigem Bienenwachs oder flüssiger Bronze diente.

Foto II: In einer Spinn- und Wohngrube vor dem großen Wohnhause des Cheruskerhofes fanden sich sechs Spinnwirteln aus gebranntem Ton und ein Stück, das aus dem Rahmen herausspringt. Er ist aus Sandstein verfertigt und durchbohrt (Bild II, 1). Die kreisförmigen Löcher in der Mitte des Wirtels verliefen konisch, d. h. sie wurden nach einer Seite hin enger. Ein hölzerner Stab von etwa 20 cm Länge wurde 3—4 cm hineingesteckt. Am längeren Ende dieses Stabes wurde der vom Rocken mit Fingern gedrehte Faden mit dem Stab verbunden. Man faßte nun an die Spitze des Stabes unterhalb des Spinnwirtels und setzte ihn, wie bei einem Kreisel in Bewegung. Der Faden am andern Ende rollte sich drehend fest und wurde auf die Spule aufgewickelt. War diese genügend mit Garn versehen, kam

das Garn auf den senkrecht stehenden Webstuhl.

II, 2 unter dem Spinnwirtel stellt ein eisernes „Federmesser“ dar. 3 und 4 sind eiserne Fibeln (Gewandhaften). Die Fibeln der Cheruskerzeit sind einteilig, d. h. aus einem Stück gearbeitet. 4 ist eine Fibel mit drahtförmigem Bügel. Bei beiden fehlt die Nadel. 5 ist eine eiserne Pilum- oder Framspitze. Es sind kleine eiserne Spitzen mit und ohne Widerhaken, die als Wurfwaffe dienten. Jeder Krieger führte im Kampfe stets mehrere bei sich. Der Pilumschuh (der hier fehlt) war eine konisch zugespitzte Hülle. 6 ist wahrscheinlich ein breiter Kopfnagel, mit dem der Buckel auf dem Schild befestigt war? Für die Zeitbestimmung sprechen die in der Mitte untereinander abgebildeten Topfscherben mit Kammstrich, Bild III: 9 = Gehängering, 10 = Randbeschlag vom Schild.

Die Lanze (7) gehört zur gewöhnlichen Bewaffnung des Germanen. Zur Befestigung an dem durchschnittlich 2 Meter langen Lanzenschaft aus Eschenholz diente in diesem Falle eine Tülle, die unten, aber nicht ganz an der Tülle, am breitesten ist. Diese Waffe hat einen hohen scharfkantigen, bis zur Spitze des Blattes durchlaufenden Mittelgrat. III, 8 endlich ist ein Tüllenbeil, bei dem der linke Teil oben abgebrochen ist. Ein knieförmig gebogener Ast, wie ihn die Natur schuf, wurde in die Tülle eingelassen. So hatte man ein Beil, das nicht nur zum Zerkleinern von Holz, sondern auch als Kampfbeil benutzt werden konnte.

Fassen wir rückblickend nochmals die Erzeugnisse des Feinschmiedes im Cheruskerhof bei Oerlinghausen zusammen, so können wir mit Genugtuung feststellen, daß wir uns über die Schmiedekunst unserer Vorfahren nicht zu schämen brauchen.

Umschau im Lipperland

Bericht über den Vortrag „Das kranke Herz unserer alten Städte” vom 8. Juni 1967 im Lippischen Landesmuseum

DETMOLD. Der Ortsverein Detmold im Lippischen Heimatbund trat am 8. Juni 1967 mit einem Vortrag zum Thema „Das kranke Herz unserer alten Städte“ vor die Öffentlichkeit. Der Vortrag wurde dargeboten von Stadtbaurat a. D. Simon, Wiesbaden, der auf dem Gebiet der Stadtforschung, besonders alter Städte im europäischen Raum, sich einen guten Namen gemacht hat. Eine zahlreiche Zuhörerschaft hatte vielleicht erwartet, daß das Thema „Detmold“ im Mittelpunkt des Abends gestanden hätte, da die Altstadtprobleme Detmolds mehr und mehr einer Lösung zugeführt werden müssen. Die Ausbreitung zahlreicher Bilder von Altstadtkernen in Spanien, Italien, Flandern, Deutschland einschl. Mitteldeutschland bis hin nach Böhmen und ins Siebenbürgerland, dargeboten in einer subtilen Zeichenkunst, überzeugte jedoch mehr und mehr die Zuhörer, daß vor der Lösung städtebaulicher Probleme unserer Altstädte zunächst einmal die Beschäftigung mit dem geschichtlich Gewachsenen unserer alten Städte zwingende Voraussetzung ist. Der Ortsverein hatte demgemäß nicht ohne Grund an die Spitze seiner neu aufzunehmenden Vorträge zu Fragen des Städtebaues diesen Ausgangspunkt gewählt. Es wurde klar, daß über die Kritik hinaus an unseren alten Städten hinsichtlich der Verkehrsschwierigkeiten, der schlechten Wohnverhältnisse und der nicht aufzuhaltenden Strukturwandlungen unsere Altstadtkerne Werte besitzen, die keineswegs weiterhin leichtsinnig aufs Spiel gesetzt werden können. Im Gegenteil: In den geschichtlichen Altstadtkernen stecken Lebenswerte, die zur Erhaltung und Festigung echten Lebens in der Stadt gefördert und aktiviert werden müssen. Die

Kenntnis in dieser Richtung ist im Wachsen begriffen, als neu gebaute Nachkriegssiedlungen und Stadtteile nachweislich dieses echte städtische Leben nicht entwickeln konnten und ein Unbehagen bei den Bewohner dieser neuen Stadtteile entstanden ist, das sie oft selbst nicht erklären konnten.

Die wertvollen Erkenntnisse des Vortrages sollen nach den abschließenden Ausführungen von Dipl.-Ing. Prollius Grundlage für die folgenden Vorträge des Ortsvereins sein, in denen, ausgehend vom geschichtlich Gewordenen, versucht werden soll, zu den Detmolder Problemen Stellung zu beziehen und so beratend und mitgestaltend die vom gesellschaftlichen Raum her erforderliche Mitwirkung der Bevölkerung an dem städtebaulichen Schicksal ihrer Stadt zu ermöglichen.

Prollius

Buchbesprechungen

Helmut Reichold: „Der Streit um die Thronfolge im Fürstentum Lippe. 1895—1905". Kartonniert, 78 S. mit 4 Bildern und einer Stammtafel. Aschendorffsche Verlagsbuchhandlg. Münster i. W. Preis 11 DM. Mitglieder des Lippischen Heimatbundes können die Schrift durch unsere Geschäftsstelle beziehen.

Die vorstehende Schrift, von der Historischen Kommission Westfalens herausgegeben, interessiert uns Lipper in besonderem Maße, wenn auch die Stürme des Thronfolgestreits lange verrauscht sind und die heute Lebenden, „bis auf einige Greise der Vorzeit", aus eigenem Erinnern nichts mehr davon zu berichten wissen. Wer aber einmal die alten Zeitungsbände der Landeszeitung und der Tageszeitung durchblätterte, der hat einen Begriff bekommen von der Heftigkeit des Kampfes, der im Jahrzehnt um die Jahrhundertwende unsere Heimat erfüllte und in den Parteien „Hie Biesterfeld!" — „Hie Bückeburg!" seinen leidenschaftlichen Ausdruck fand. In Wilhelm Hansens „Lippischer Bibliographie" ist der Thronfolgestreit mit 235 Titeln vertreten, und Erich Kittel hat ihn aus lippischer Sicht in seiner „Geschichte des Landes Lippe" ausführlich behandelt, so daß sich empfiehlt, die dortigen Darlegungen vor dem Studium der vorliegenden Schrift nochmals durchzulesen.

Helmut Reichold, ein unserm Lande und seiner Geschichte fernstehender Historiker, geriet bei Ergründung der „Frage nach dem Verhältnis der Bundesfürsten zur Reichsspitze" auf den lippischen Thronfolgestreit, „in dessen Verlauf es zu einer öffentlich ausgetragenen Fehde zwischen dem Kaiser und einem Bundesfürsten gekommen war." Die wichtigsten, für die Geschichte des Thronfolgestreites bisher noch nicht erschlossenen Quellen des Verfassers waren das Politische Archiv im Auswärtigen Amt in Bonn und das Fürstliche Hausarchiv im Schloß Detmold. Die Benutzung des Hausarchivs in Bückeburg wurde ihm leider nicht gestattet. Das Staatsarchiv Detmold und andere deutsche Archive lieferten ebenfalls wichtige Beiträge. Durch Erschließung dieser Quellen erhält Reicholds Schrift ihr Gewicht weit über ihre Bedeutung für die lippische Landesgeschichte hinaus.

„Bald zeigte sich, daß dieser ‚Froschmäuselerkrieg', wie ihn ein klassisch gebildeter Diplomat der damaligen Zeit genannt hatte, weit mehr war als ein Tummelplatz einiger wild gewordener Genealogen, die den Abstammungsnachweisen eines adligen Fräuleins nachjagten. Mehr und mehr zeichnete sich eine Entwicklung ab, für die der lippische Thronstreit nur ein Symptom war. Der Föderalismus Bismarckscher Prägung erlebte eine seiner Belastungsproben, eine der letzten Schlachten zwischen Fürstenrecht und Staatsräson wurde geschlagen als Endpunkt einer jahrhundertelangen Entwicklung, die Deutschland länger zu schaffen machte als anderen europäischen Mächten."

Das konsequente und meist geschickte Eintreten der Biesterfelder für ihr aus der Erbfolge begründetes Recht, der Stolz und Eigennutz der in den Fürstenstand erhobenen regierenden Detmolder und Bückeburger Linien, welche von den gräflichen Verwandten nichts wissen wollten und eine Vereinigung der beiden Fürstentümer erstrebten, die Einmischung des Kaisers, die weit über die bisher bekannten Entgleisungen hinausgegangen ist, die Äußerungen deutscher Bundesfürsten, denen es untragbar erschien, daß eine gräfliche, bürgerlich versippte Nebenlinie in den exklusiven Klub der regierenden Häuser eintreten sollte, die leise Fernsteuerung durch die Reichskanzler Bismarck, Caprivi, Hohenlohe und Bülow, die gediegenen unparteiischen Stellungnahmen

der Leipziger Juristenfakultät und die Entscheidungen des Reichsgerichts, dazu die stürmischen Parteinahmen im Lipperland, die Artikel der deutschen Zeitungen und die Glossen der Witzblätter: Alles in allem ein beachtenswertes Stück Heimat-, Staats- und Rechtsgeschichte, das der Verfasser aus Akten und gedruckten Quellen schöpfte und, hier und da ein vom Emotionen gefälltes Urteil zurechtrückend, seinen Lesern faßlich und klar darbietet. Am Schluß steht die späte Aussöhnung des Kaisers mit dem Fürsten Leopold IV., den er 1917 brieflich „Hochfürstliche Durchlaucht" nannte, ein Prädikat, „das zu gebrauchen in Preußen seit alters den regierenden Fürsten gegenüber peinlichst vermieden worden war."

Ich habe die Schrift mit viel Interesse und Gewinn gelesen; es wird jedem so gehen, der sich in unserer der Vergangenheit abgewandten Zeit noch Sinn und Freude an der Geschichte der Heimat und des Vaterlandes bewahrt hat. *Süvern*

Heinrich und Berta Plöger: „Reelkirchen. Geschichte eines lippischen Kirchdorfes". Herausgegeben von der Gemeindeverwaltung Reelkirchen. Leinenband, 263 S. mit vielen Bildern und Karten. Das Buch kann bei der Gemeindeverwaltung Reelkirchen bestellt werden.

Zum großen Heimatfest der Gemeinde Reelkirchen im Juni d. J. erschien das vorstehende Buch, das wohl die Beachtung aller Heimatfreunde verdient. Die Verfasser, ein Lehrerehepaar, schreiben im Vorwort:

„Vierzig Jahre sind vergangen, seit wir dem Ruf des Oberlehrers August Wiemann, nach Reelkirchen zu kommen, gefolgt sind. Etwa zu jener Zeit begann er auch damit, wichtige Ereignisse aus der Vergangenheit des Kirchdorfes schriftlich festzuhalten. Unter seiner Anleitung entstanden die ersten Aufnahmen von unseren jahrhundertealten Denksteinen und Torbögen. Bei seinem Fortgang nach Detmold überließ er unserer Schule das bisher zusammengetragene Material mit der Bitte, es im Laufe der Zeit immer mehr zu vervollständigen . . . Wir haben uns bemüht, für unsere Einheimischen sowie für gebürtige Reelkirchener, die außerhalb wohnen, und darüber hinaus für alle, die unsere Heimat lieben, in volkstümlicher Weise die Entwicklung des Kirchdorfes Reelkirchen von den Anfängen bis zur Gegenwart zu erzählen . . ."

Die Verfasser haben das von unserm unvergeßlichen Volks- und Heimatschriftsteller August Wiemann begonnene Werk mit großem Idealismus und Fleiß fortgesetzt und vollendet, sie fanden bei der nur 600 Seelen zählenden Gemeinde Verständnis und Opferbereitschaft, der merkur-druck, Detmold, tat sein Bestes hinsichtlich Druck und Ausstattung, Hermann Kloke gestaltete den Umschlag mit der Kirche und der uralten Kirchenlinde recht eindrucksvoll. So liegt das Buch vor uns und tritt ein in die Reihe der im letzten Jahrzehnt erfreulich gewachsenen Chroniken lippischer Dörfer und Städte. Wir freuen uns über diese Neuerscheinung, ist doch jedes dieser Bücher ein wertvoller Mosaikstein für eine umfassende lippische Siedlungs- und Entwicklungsgeschichte.

Die größere Bedeutung dieser Bücher aber liegt doch in der Wirkung, die sie auf die Bewohner der betreffenden Orte ausüben. Wir Deutsche sind heute, weit mehr als alle andern Kulturvölker, in der Gefahr, unsere Geschichte zu vergessen und unsere gute Tradition zu verlieren. Ein echtes Heimatbuch wie das vorliegende aber kann die aus dem Bewußtsein verdrängte Vergangenheit wieder lebendig werden lassen. Die Geschichte der eigenen Familie, des eigenen Hofes oder Hauses, des eigenen Heimatortes, sie bieten jedem Leser so viel Bekanntes, so viele Apperzeptionsstützen, daß die Reise in die Vergangenheit ein starkes Erleben werden kann. Je kleiner der Kreis ist, den ein solches Buch umfaßt, umso mehr Raum ist da für das Detail, in welchem für die Leser aus dem Dorf der besondere Reiz liegt. In diesem Buche findet sich jede in Reelkirchen ansässige Familie wieder, und da die Verfasser bewußt die neuere Geschichte des Dorfes besonders stark betonen, fluten in dem Leser die eigenen Erinnerungen mit, lassen frohe und ernste Erlebnisse wieder auferstehen und knüpfen ein festes Band zu den vergangenen Geschlechtern.

Reelkirchen ist ein alter Zentralort mit einer interessanten Vergangenheit, die in Akten und Überlieferungen ihren Niederschlag fand. Die Verfasser haben die einzelnen Stoffgebiete in Längsschnitten dargestellt:

Die Dorfgeschichte bis 1945, die Entwicklung bis zur Gegenwart, die politische Gemein-

de, die Kirche, die Schule, die einzelnen Bauernhöfe und Wohnhäuser, die Wasserburg, die Vereine, die Friedhöfe und Ehrenmale. Eine „kleine Dorfchronik" schließt sich an, in welcher die Verfasser von Sitten und Gebräuchen berichten, Ernst Klaas manch lustige Anekdote erzählt, Albert Dohts „Kirchherr von Reelkirchen" in einem Ausschnitt erscheint, Werner Weßel recht anschaulich „Erinnerungen an Pastor Schönfeld und seine Zeit" schildert und August Wiemann von einem Jungkerl plaudert, der nach Amerika lief. Die letzten 20 Seiten des Buches füllen Statistiken, Karten, ein Flurnamenverzeichnis u. ä.

Das Buch besticht durch die Fülle seines Stoffes, der vielfach in wörtlichen Aktenauszügen dargeboten wird, so daß es dem, der weiterforschen will, manche gute Handreichung geben kann. Die Bilder der vielen alten Fachwerkhäuser werden einmal eine schöne Erinnerung an ein vergangenes Dorfbild sein.

Süvern

Rudolf Reuter: Orgeln in Westfalen (und Lippe), Bärenreiter-Verlag, Kassel, 375 Seiten und 259 Abbildungen, Leinenband 78,— DM.

Die historischen Orgeln in Lippe haben bisher keine sachkundige Würdigung erfahren. Diese Lücke wird mit dem vorliegenden Werk geschlossen, dessen Verfasser die Orgelwissenschaftliche Forschungsstelle im Musikwissensch. Seminar der Universität Münster leitet.

Die historische Einleitung zeigt auf, daß die früheste Erwähnung einer westfälischen Orgel 1181 erfolgt ist und schildert die Entwicklung des Orgelbaues. Interessant ist die Stellung dieses Instruments während der Reformation, zu welcher Zeit die Orgel teilweise als „aus pästlichen Wesen stammende unfruchtbare und verschwenderische Erfindung" oder als „Jüd- und Papstsche Reliquie" bezeichnet wurde. In Lippe hat der musikliebende Graf Simon VI. allerdings radikale Tendenzen nicht zum Durchbruch kommen lassen. Für seine eigene Schloßkirche in Brake bemühte er 1600 die Hamburger Orgelbauer Scherer. Aber die lipp. Kirchenordnung von 1684 stellt fest, daß „die Orgel und andere musikalische Instrumente und deren Gespiel kein Stück des christlichen Gottesdienstes sind, denn wie ein Christ Gott, der ein Geist ist, in dem Geist und in der Wahrheit anrufen soll, also muß er auch dem Herrn in seinem H e r z e n singen und spielen". Aufgabe der Orgel ist nur „den Gesang in seiner rechten Melodie anzustimmen, und in guter Harmonie zu moderieren und fortzuführen".

Die Darstellung erfaßt u. a. die Geschichte von 53 Orgeln aus lippischen Kirchen. Das reich ausgestattete Werk, welches gute Photos von Orgeln aus Alverdissen, Bösingfeld, Detmold, Heiligenkirchen, Horn, Lage, Langenholzhausen, Lemgo, Oerlinghausen und Varenholz bringt, kann Kirchenmusikern, Kunsthistorikern, Pfarrern und allen Heimatfreunden empfohlen werden. Es ist allerdings unerfindlich, aus welchen Gründen der Verfasser verabsäumt hat, im Titel anzugeben, daß das Buch über die Orgeln und ihre Erbauer (darunter die lipp. Orgelbauerfamilie Klassmeyer) aus Westfalen u n d Lippe berichtet.

Dr. Ebert

Mitgliederwerbung im ersten Halbjahr 1967

In der Zeit vom 1. Januar bis zum 30. Juni hat unser Heimatbund 148 neue Mitglieder erhalten. Das ist wohl ein erfreuliches Zeichen dafür, daß tätige Heimatpflege im Lipperlande nach wie vor Anklang findet. Dieser namhafte Zuwachs wurde vor allem durch den persönlichen Einsatz einzelner Heimatfreunde erzielt, denen wir hiermit unsere besondere Anerkennung aussprechen. Möge ihr Beispiel anspornend auf alle Mitglieder unseres Bundes wirken; denn persönlicher Einsatz unserer Mitglieder ist nötig, wenn unser Werk fortschreiten soll!

Heimatland Lippe, Zeitschrift des Lippischen Heimatbundes. Schriftleitung: Wilhelm Rinne, Detmold, Lessingstr. 9, Fernruf 63 24. Vorsitzender: Landesverbandsvorsteher Dr. Arnold Ebert, Detmold, Allee 4. Geschäftsstelle: Detmold, Bismarckstr. 8. — Bankkonto: Kreissparkasse Detmold 296 03, Postscheckkonto Hannover 230 87.
Die Zeitschrift erscheint zweimonatlich. Auflage 3500. — Druck: Topp & Möller, Detmold, Paulinenstraße 24.
Bezugspreis wird nicht erhoben, sondern durch Mitgliedsbeitrag gedeckt.

Lippisches Kalendarium für Juli und August

2. 7. 1833	Emil Zeiß, Pastor, Maler unserer Heimat, in Stapelage * († 1910)
1917	August Bolhöfer, plattd. Dichter, in Lippstadt † (* 1849)
4. 7. 1820	Fürstin Pauline übergibt ihrem Sohn Leopold II. die Regierung
5. 7. 1675	Beginn der Münsterschen Invasion
6. 7. 1832	Aug. v. Kluckhohn, Geschichtsprofessor, in Bavenhausen * († 1893)
1836	Erlaß des 1. Wahlgesetzes für das Fürstentum Lippe
10. 7. 1866	Major Rohdewald, Kommandeur des lipp. Bataillons, fällt bei Kissingen
1927	Barntrup begeht sein 550jähr. Stadtjubiläum
12. 7. 1827	Dr. Wilh. Süersen, Begründer der modernen Zahnheilkunde, in Detmold * († 1919)
13. 7. 1657	Past. Abraham Theopold, Stammvater der Fam. Th., in Blomberg † (* Zerbst 1592)
1939	Dr. Hans Kiewning, Archivdirektor u. Heimatforscher, in Bad Reichenhall † (* Königsberg 1864)
16. 7. 1816	Otto Preuß, Bibliotheksdirektor u. Heimatforscher, in Detmold * († 1892)
17. 7. 1897	Graf Ernst z. Lippe-Biesterfeld (1842—1904) wird Regent des Fürstentums Lippe
18. 7. 1601	Graf Philipp z. Lippe, Stammvater der Dynastie Schaumburg-Lippe, in Schloß Brake * († 1681)
1718	Graf Friedrich Adolph z. Lippe, Erbauer der Neustadt u. des Palais, in Detmold † (* 1667, regierte 1697—1718)
19. 7. 1815	Feldmarschall v. Blücher in Schloß Detmold
21. 7. 1871	Karl Wehrhahn, Volkstumsforscher, in Heidenoldendorf * († 1939)
1883	Lipp. Zuckerfabrik in Lage gegründet
22. 7. 1904	Joh. Ludw. Credé, Seminardirektor u. Generalsuperintendent, in Detmold †
1950	Dr. Ad. Gregorius, Gymnasialdirektor u. Heimatforscher, in Detmold † (* Lüdenscheid 1867)
26. 7. 1911	Karl Heynemann, Ratsapotheker u. Politiker, in Lemgo †
27. 7. 1889	Fritz Schemmel, plattd. Schriftsteller, in Valdorf *
28. 7. 1873	Moritz Leop. Petri, Geh. O.-Reg.-Rat, Schriftsteller u. Politiker, Freund Grabbes, in Detmold † (* 1802)
29. 7. 1939	Heinrich Schwanold, Heimat- u. Vorgeschichtsforscher, in Detmold † (* 1867)
30. 7. 1856	Georg Weerth, „erster deutscher Arbeiterdichter", in Havanna † (* Detmold 1822)
31. 7. 1828	Wilfried Paulsen, „Kartoffelkönig", in Nassengrund * († 1901)
2. 8. 1898	Heinrich Wienke, plattd. Dichter, in Brakelsiek * († 1963)
8. 8. 1861	Alexander Zeiß, Zieglerpastor u. Politiker, in Horn *
9. 8. 1839	Fr. Ad. Böger, Oberst u. Kommandeur der lipp. Truppen in den napoleonischen Kriegen, in Detmold † (* 1767)
13. 8. 1857	Georg Deppe, Konsistorial- u. Schulrat, in Haustenbeck * († 1915)
16. 8. 1875	Einweihung des Hermannsdenkmals
18. 8. 1891	Louis Paulsen, „Schachkönig", in Nassengrund † (* 1833)
20. 8. 1812	Bernh. Meyer, Geh. Ob.-Reg.-Rat, jur. u. hist. Schriftsteller, in Horn * († Detmold 1886)
22. 8. 1664	Ernst Casimir Wasserbach, Amtmann u. Schriftsteller, in Barntrup * († Blomberg 1709)
24. 8. 1943	Prof. Dr. Ernst Anemüller, Bibliotheksdirektor, in Detmold † (* 1859)
31. 8. 1815	Wilh. v. Borries, „Pionier der Landwirtschaft", in Minden * († Eckendorf 1890)

Süvern

LIPPE

klassisches Land der Sparer



Hier wurde auch die erste **Sparkasse** gegründet!

Ersparnisse
sicher und vorteilhaft anlegen

Geldgeschäfte
schnell und bequem erledigen

Diese Tradition wird auch heute noch gepflegt.



Die lippischen

Kreis- und Stadt-Sparkassen

mit ihrem weitverzweigten Zweigstellennetz, geben die Gewähr für einen reibungslosen Geld- und Zahlungsverkehr.

Heimatland Lippe

1 D 20928 F



60. JAHRGANG - NR. 5 VERLAGSORT DETMOLD SEPTEMBER 1967

Zeitschrift des Lippischen Heimatbundes

INHALT

W. Rathert: Moderne Landwirtschaft in einer gesunden Landschaft . 161

O. Echtermeyer: Der Stand der Viehhaltung und Tierzucht in Lippe . 169

F. Platenau: Tagesablauf auf dem Bauernhofe unter besonderer Berücksichtigung der Mahlzeiten 177

Dr. Fr. Tasche: Zum Schwengelrecht in Lippe 181

W. Süvern: Die Spruchweisheit der Lipper

IV. Vom Essen und Trinken 183

Von Geld und Gut 186

Von der Arbeit und den Arbeitern 189

R. Köller: Berühmte Lipper:

Emil Ludwig Tasche — Der Pestalozzi Lages 192

Lippisches Kalendarium für September und Oktober 198

Ausstellung:

Schloß Brake und die Weserrenaissance im Landkreis Lemgo . . 199

Gemeinsame Feier zum Tag der Heimat 199

Buchbesprechung 200

Unser farbiges Umschlagbild zeigt einen neuen Bauernhof, der vor 10 Jahren aus der Stadt Horn in die Feldmark ausgesiedelt wurde. *Foto: Rathert*

Heimatland Lippe
DETMOLD
SEPTEMBER 1967
NUMMER 5
ZEITSCHRIFT DES LIPPISCHEN HEIMATBUNDES

Moderne Landwirtschaft in einer gesunden Landschaft

Von Wilhelm Rathert

Der Lippische Heimatbund hatte im Zusammenwirken mit dem Landesverband Lippe und der Landwirtschaftskammer am 6. Mai 1967 seine Freunde zum Tag dem Baumes nach Schwalenberg eingeladen. Auf dem Aussiedlungshof Rodewald sollte durch Pflanzung der Hoflinde die schon recht weit gediehene Anpflanzung von Baum und Strauch ergänzt werden, als Beispiel für die rechte Einordnung moderner Hofbauten in die Naturlandschaft. Erfreulich waren die starke Beteiligung und das Interesse der Schuljugend, die durch ihr Mitwirken die Veranstaltung zu einer Feierstunde werden ließ.

Vorweg sei gesagt, daß wohl jeder Teilnehmer das Gefühl hatte, daß bei der Gestaltung des Hofes die rechte Harmonie zwischen Natur und moderner Technik gefunden wurde. Hier war und ist der Mensch Lenker und Planer und braucht nicht Diener der Technik zu sein. Als Ergebnis haben wir zufriedene Menschen.

Der Hof Rodewald ist ein Beispiel, wie heute mit modernen technischen Mitteln, unter Verwendung moderner Materialien im Rahmen der Flurbereinigung neue Höfe entstehen, die auch in Zukunft erfolgreich bewirtschaftet werden können.

Im Zuge der technischen Entwicklung vollziehen sich auch in unseren Dörfern einschneidende Veränderungen. Das Landleben ist im völligen Wandel begriffen. Hiervon sind auch die Bauern erfaßt. Gebäude und Bewirtschaftung der Betriebe werden mit viel Arbeit und Geld verändert. Flurbereinigungen mit Flächenzusammenlegung, Wegebau, Bodenverbesserung, Regelung der Wasserverhältnisse und Aussiedlungen dienen der Verbesserung des Wirtschaftserfolges. Alles dies ist notwendig, um den Bedürfnissen des den Boden bewirtschaftenden Menschen gerecht zu werden.

Der von den Vorfahren geschaffene, über Generationen erhaltene und ererbte Hof wird unverändert den heutigen Lebens- und Arbeitsbedürfnissen nicht mehr gerecht. Unzufriedenheit über das relative Zurückbleiben der Einkommen und der davon abhängigen Bedürfnisbefriedigung und das Gefühl der Unsicherheit führen vielfach in bäuerlichen Familien zum Schwund des Selbstvertrauens und Selbstbewußtseins. Es ist eine wichtige Aufgabe der Gesellschaft, Erkenntnisse zu sammeln und Wege aufzuzeigen, daß es sich auch in Zukunft noch lohnt, Bauer zu sein. Sonst resignieren die Erben der Höfe. Die Abwanderung aus der Landwirtschaft kann zu einer negativen Auslese werden, wenn nicht der Weg zu zeit- und zukunftsgerechten, gesunden Bauernhöfen aufgezeigt und beschritten wird. Der nichtlandwirtschaftlichen Bevölkerung muß klar wer-



Aus dem engen Haufendorf Sabbenhausen wurden von 18 Vollbauernhöfen 12 ausgesiedelt. Nach Möglichkeit wurden sie, wie der Hof im Vordergrund, an vorhandene Hänge, Baumgruppen oder Wiesentäler angelehnt.

den, daß die notwendigen finanziellen Hilfen letztlich den Zweck haben, den Bauernstand von diesen Hilfen wieder unabhängig zu machen.

Die Zahl der in der Landwirtschaft tätigen Personen betrug um 1800 80%, heute 10%. Eine in der Landwirtschaft tätige Person schafft heute bei uns Nahrungsmittel für 20 Personen. Allein in den letzten 10 Jahren gab die Landwirtschaft 1/3 ihrer gesamten Arbeitskräfte an die übrige Wirtschaft ab. Die Zahl der familienfremden ständigen Arbeitskräfte sank im Kreise Detmold in den Jahren 1949 bis 1961 von 4290 auf 1486. Sie verminderte sich also auf 35%. Seitdem ist die Entwicklung weitergegangen. Der Bauernhof wurde zum reinen Familienbetrieb. Trotz dieser Verminderung liegt das Einkommen der in der Landwirtschaft Beschäftigten unter dem der in vergleichbaren Berufen tätigen Menschen.

Ein starker Einsatz von technischen Hilfsmitteln ist besonders in der Außenwirtschaft erfolgt. Das Vorhandensein von mehr als 4000 Schleppern und etwa 500 Mähdreschern in der lippischen Landwirtschaft ist ein äußerer Beweis für die gewaltigen technischen Investitionen. Hinzu kommen in der Außenwirtschaft mancherlei Bestellungs-, Pflege- und Erntemaschinen. Auch in der Innenwirtschaft sind vielerlei technische Einrichtungen notwendig geworden, einschließlich der Umgestaltung und Neuerrichtung von Bauten.

Sowohl die Verminderung der Arbeitskräfte als auch die teuren technischen Investitionen sind die notwendige Folge des technischen Fortschrittes, der sich letztlich zum Wohle der Menschheit auswirkt.

Im Zuge der Anpassung der Landwirtschaft nach dem Kriege verringerte sich die Zahl der landwirtschaftlichen Betriebe wie folgt:

	1949	1965
Kreis Detmold	5554	3216
Kreis Lemgo	6113	3623

Bei der großen Anzahl aufgegebener Betriebe handelt es sich um Kleinstbetriebe von 0,01 bis 7,5 ha. In letzter Zeit hat sich auch die Betriebszahl in der Größe von 7,5 bis 10,0 ha vermindert. Die durch die Aufgabe von Klein- und Kleinstbetrieben freigewordene landwirtschaftliche Nutzfläche diente der Aufstockung der verbleibenden Betriebe. Die Zahl der Vollerwerbsbetriebe über 10,0 ha nahm somit zu.

Betriebsumschichtungen und Betriebsumstellungen sind auf der Basis einer Flurbereinigung besonders erfolgversprechend. Durch die Beteiligung fast aller Grundstückseigentümer ergeben sich in einem

Verfahren mannigfache Möglichkeiten zu Aussiedlungen und Aufstockungen von Betrieben. Die Schaffung von maschinengerecht geformten, genügend großen Flurstücken im Rahmen eines Flurbereinigungsverfahrens ist für den Landwirt von großer Bedeutung. Die optimale Leistung von Mensch und Maschine und damit ihr rationeller Einsatz sind damit verbunden. Die Verringerung der Teilstücke durch Zusammenlegung erspart unproduktive Wege- und Rüstzeiten.

In den beiden lippischen Kreisen wurden nach dem Kriege 25 Flurbereinigungsverfahren mit mehr als 14 000 ha Wirtschaftsfläche durchgeführt, 21 Verfahren mit rund 11 000 ha Fläche sind eingeleitet und werden in wenigen Jahren abgeschlossen sein. Insgesamt werden damit etwa 36% der Fläche (außer Wald) erfaßt.

Der Ausbau und Neubau von Wirtschaftswegen nimmt eine besondere Stellung innerhalb der Flurbereinigungsmaßnahmen ein. Die Landwirtschaft wird auch als Transportunternehmen wider Willen bezeichnet. Bei dem heutigen Stand der Technisierung und insbesondere der Motorisierung sind gute Wirtschaftswege unerläßlich. Nur so kann die Zugkraft und Geschwindigkeit der Schlepper und die Ladefähigkeit der Fahrzeuge ausgenutzt werden. Der Transport der durch die Motorisierung verfeinerten und verbreiterten Landmaschinen ist auf schmalen, schlechten Wegen nicht möglich bzw. mit viel Risiko und Verschleiß verbunden. Etwa 1000 km Wirtschaftswege sind in Lippe nach dem Kriege ausgebaut worden, davon die Hälfte im Zuge der Durchführung von Flurbereinigungen. Damit ist der größte Teil der Feldfluren gut erschlossen, was sich ebenfalls für die nichtlandwirtschaftliche Bevölkerung segensreich auswirkt.

Die Regelung und Ordnung der Wasserverhältnisse als besonders wichtige Maßnahme im Zuge der Flurbereinigung kann nur kurz erwähnt werden. Durch den Ausbau von Vorflutern wurde es möglich, daß in Lippe nach dem Kriege 13 000 ha dräniert werden konnten. Das sind 19% der landwirtschaftlichen Nutzfläche. Durch die Entwässerung konnten staunasse Flächen in bessere Kultur genommen werden. Mehrerträge von 20% und darüber bei meist geringerem Aufwand an Arbeit sind der Erfolg

In Gebieten, in denen in absehbarer Zeit keine Flurbereinigungen durchgeführt



Im Rahmen der Flurbereinigung Horn aus vielen Teilstücken zusammengelegter Bauernhof. Alle Viehweiden sind von der Hofstelle zu erreichen. Vorhandene Baumgruppen dienen den Tieren als Schutz.



Im Vordergrund die Kuhherde eines Betriebes, der nicht ausgesiedelt wurde. Die Kühe sind weit vom Hof, die Weide ist nicht mit Tränkwasser versorgt.

werden, müssen Einzel- und Gemeinschaftsmaßnahmen des Wasser- und Wegebaues, Bodenverbesserungen und auch Aussiedlungen als Teillösungen durchgeführt werden.

Die Verwirklichung der Ziele der Flurbereinigung verursacht zum Teil auch Eingriffe in die Landschaft. Beim Ausbau von Gräben und Wegen, bei Grenzverlegungen und Begradigungen müssen mancher Baum und Strauch, manche Hecke und Baumgruppe beseitigt werden. Gleichzeitig ist man jedoch bemüht, wo es sinnvoll und erforderlich erscheint, Neupflanzungen vorzunehmen Es sei hier angefügt, daß die verantwortlichen Behörden der Wasserwirtschaft, des Natur- und Landschaftsschutzes bei der Planung seitens des Flurbereinigungsamtes gehört werden.

Neben der Neugestaltung und Erschließung der Fluren spielt die Modernisierung der Bauten eine bedeutsame Rolle. Bis in die jüngste Vergangenheit vollzog sich das große Bauen vornehmlich im städtischen Lebensraum. Der Wiederaufbau der Industrie und der in ihrem Bestand schwer getroffenen Städte forderte nach dem Kriege alle Kräfte. So entstanden moderne Städte mit ihren einschneidenden Verkehrsforderungen, ihren weitgreifenden Wohn-, Wirtschafts- und Gesellschaftsansprüchen.

Das Bauen im ländlichen Raum verlangt ebenfalls ein hohes Verständnis und gründliches Fachwissen der Architekten und Baumeister. Es sind Gebäude zu erstellen, die den arbeits- und wohnwirtschaftlichen Anforderungen der landwirtschaftlichen Betriebe voll entsprechen, zugleich aber auch eine einwandfreie Baugestaltung zeigen, die das Landschafts- und Ortsbild nicht stört oder entstellt, sondern möglichst steigert und belebt. Dabei ist die Auflockerung und Erneuerung der Dorfkerne eine bedeutsame Aufgabe für die gesamte Landbevölkerung.

Die historisch gewachsenen Bauten waren sinnvoll und zweckentsprechend in ihrer Zeit. Heute sind sie überholt in ihrem praktischen Wert für eine neuzeitliche Betriebsführung. Zudem sind sie in ihrem Zustand weitgehend überaltert. Es ist eine bedrückende Tatsache, daß die Enkel häufig noch in den gleichen Gebäuden arbeiten müssen, die einst ihre Urgroßväter unter völlig anderen Arbeits- und Lebensbedingungen erbauten. Hier liegt auf unseren Bauernhöfen ein sehr bedeutender, in der Öffentlichkeit wenig bekannter baulicher Nachholbedarf vor, von dessen Verringerung weitgehend die Leistungsfähigkeit vieler landwirtschaftlicher Betriebe abhängt.

Die nachfolgende Tabelle gibt eine Übersicht über den Rückstand, über die Veralterung der bäuerlichen Wohnhäuser.

Erhebung des Statistischen Bundesamtes im Jahre 1965:

	Wohnungen in Bauernhäusern	andere Wohnungen
vor 1900 errichtet	63%	23,0%
1901-1948 errichtet	26%	32,5%
nach 1948 errichtet	11%	44,5%

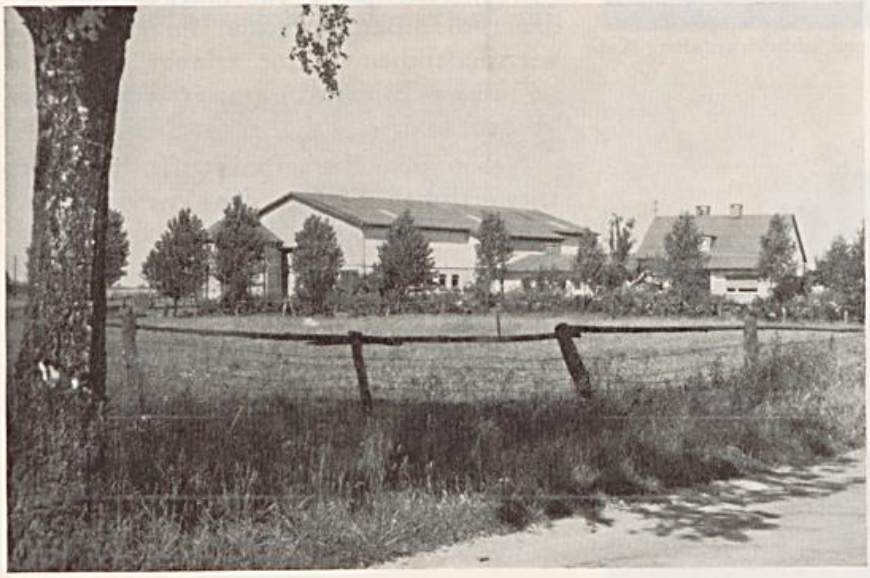
Welche veränderten Verhältnisse liegen heute vor?

In den letzten 100 Jahren steigerten sich die Erträge je 10 ha eines landwirtschaftlichen Betriebes wie folgt:

	vor 100 Jahren	heute
Milch	1 300 kg	20 000 kg
Getreide	40 dz	130 dz
Fleisch	1,5 dz	20 dz
Hackfrucht	10 dz	320 dz
Verkaufsanteil an der Produktion	20 %	80 %
Beschäftigte	7	1—2

Aus der selbstgenügsamen Hauswirtschaft (Selbstversorgerwirtschaft) mit vorwiegend landwirtschaftlicher Bevölkerung der vorindustriellen Zeit entwickelte sich der für den Markt produzierende landwirtschaftliche Betrieb. Der Bauer wurde zum landwirtschaftlichen Unternehmer. Der Bauernhof mußte aus der überkommenen Wohn- und Arbeitsstätte zu einer modernen Produktionsstätte umgewandelt werden. Erheblich größere Viehbestände und größere Ernte- und Vorratsmengen neben der Unterbringung von Maschinen erforderten mehr Gebäuderaum. Für das Getreide reichten die Bansenräume im alten Haupthaus nicht mehr. Scheunen wurden zusätzlich errichtet. Die Ställe wurden zu klein — Querbauten wurden an die Haupthäuser angegliedert. Für die vielen hinzukommenden Maschinen und Geräte mußte Unterstellraum geschaffen werden, so daß überall angebaut wurde. In neuester Zeit, bewirkt durch den Mähdrusch, sind Bansen für die Einlagerung der Getreidegarben nicht mehr notwendig. Das Stroh wird nur noch teilweise eingefahren. Der Landwirt sucht die Scheunen anderweitig zu verwenden. Die Dachflächen und der nicht ausgenutzte Raum verursachen erhebliche Unterhaltungskosten.

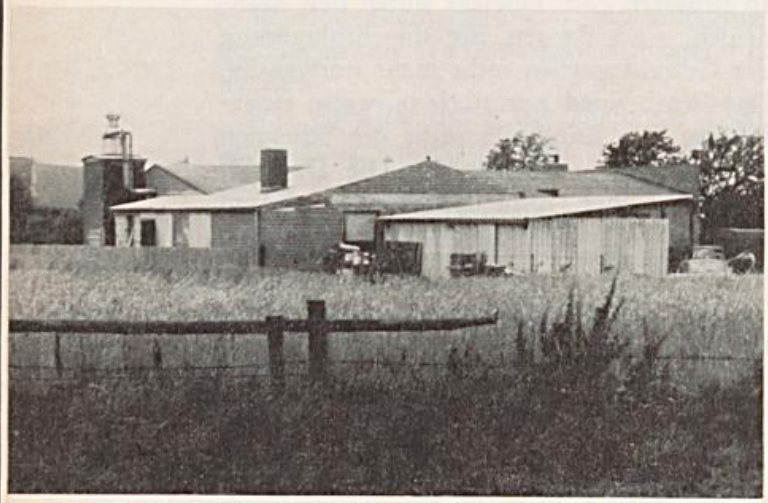
Heute werden Mehrzweckbauten errichtet, die wandelbar in ihrer Nutzung sind. Von spitzen Steildächern sind wir abgekommen. Breite Baukörper mit niedriger



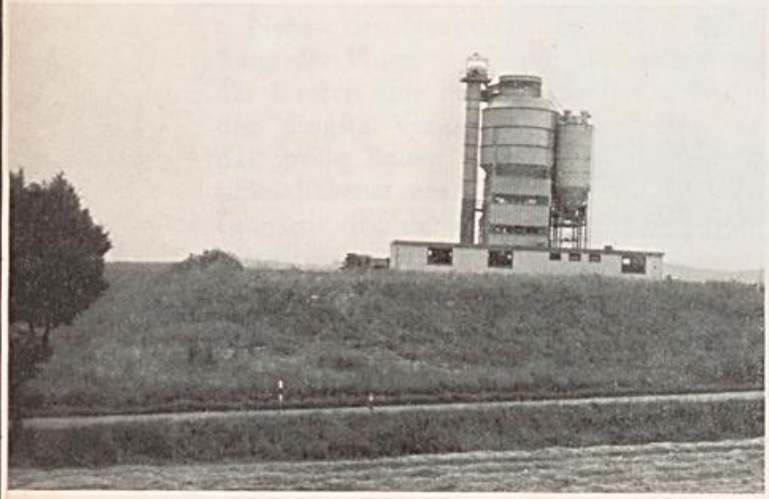
In die freie Feldmark vor 10 Jahren ausgesiedelter 30 ha Hof, inzwischen vorbildlich eingegrünt. (Horn)



Vorbildliche Gestaltung und Standortauswahl eines Bauernhofes. (Reelkirchen)



Ein Gewerbebetrieb am falschen Platz und schlecht gestaltet. Was ist hier zu tun?



Am Rande eines Dorfes in der freien Feldmark ein sehr störendes Bauwerk. Vor kurzem errichtet — was nun?

Firsthöhe gestatten eine bessere Ausnutzung der Hallenflächen. Eine möglichst stützenfreie, frei errichtete Halle entspricht ähnlich wie im Gewerbe der Vielzweckverwendung, und zwar als Viehhaus für Längsaufstallung und arbeitsgünstiger Unterbringung von Heu und Stroh, Handelsdünger, Maschinen und Geräte.

Die in diesem Beitrag eingefügten Aufnahmen von neuen Höfen in unserer lippischen Heimat zeigen, daß es gelungen ist, einen Stil zu entwickeln, der den aufgezeigten Anforderungen und Formen entspricht. Erfreulich ist dabei festzustellen, daß das jahrhundertelang bewährte niederdeutsche Bausystem der Halle mit der erdlastigen Einbasung und der Längsreihung des Viehs eine „Wiedergeburt" erlebt. Auch vom Standpunkt des landschaftsgebundenen Bauens ist dies festzustellen, wenngleich die Gesamterscheinung der Bauüberlieferung nicht voll entsprechen kann, da das Baubild dieser Gebäude infolge der geänderten Wirtschaftsformen, der abgewandelten Baustoffe, der niedrigeren Dachneigungen und der abgesetzten Wohnhäuser neue Lösungen zeigt.

Sicherlich kann man hier nicht von Barackenstil sprechen, wie es in dieser Schrift einmal bedauernd zum Ausdruck gebracht wurde. Hier möge ein Hinweis auf bedauerliche Bauauswüchse im nichtlandwirtschaftlichen Sektor erlaubt sein, wie sie in zwei Bildern in krasser Weise zu erkennen sind.

Neben den Bauherren trifft hier verantwortlichen Stellen der Vorwurf, daß das Landschaftsbild durch unharmonische Zweckbauten am falschen Orte erheblich gestört worden ist.

Durch die neuen Bauformen in der Landwirtschaft werden vor allem auch die erhöhten Anforderungen an die Wohn- und Stallhygiene erfüllt. Für das anspruchsvollere, hochgezüchtete Vieh mit hoher Leistungsveranlagung brauchen wir einen hellen, gesunden Stall, in dem ein

einwandfreies Klima sowohl im Winter als auch im Sommer herrscht.

Das Wohnhaus setzen wir vom Stall ab. Mit dem Vieh wollen wir nicht mehr unter einem Dach wohnen. Aus arbeitswirtschaftlichen Gründen verbinden wir im Familienbetrieb meistens Wohnhaus und Stallgebäude mit einem Zwischenbau, in welchem Nebenräume der Haus- und Betriebswirtschaft untergebracht sind. Im übrigen unterscheidet sich das ländliche Wohnhaus in seiner Zweckbestimmung und damit seiner Gestaltung nicht mehr vom städtischen Wohnheim. Es ist der private Bereich, in den man sich nach der Arbeit zurückzieht; hier haben die menschlichen Bedürfnisse den Vorrang.

Für unseren lippischen Raum können wir mit Befriedigung feststellen, daß wir es mit einer relativ ungestörten Landschaft zu tun haben. Etwa 26% der Fläche sind mit Wald bedeckt und die übrigen Flächen sind stark durchsetzt mit Gehölzen, Hekken und Bachtälern, die insgesamt das Bild einer gesunden Landschaft prägen. Trotzdem sind alle gehalten, zu bedenken, daß die natürliche Pflanzendecke lebenswichtige Aufgaben im biologischen Haushalt der Landschaft zu erfüllen hat, damit keine empfindlichen Störungen und Schäden eintreten können. Flurgehölze und Schutzpflanzungen sind sinnvoll auf die landwirtschaftliche Betriebsform, das örtliche Klima, das Geländerelief, den Boden, das Wasser und gegebenenfalls die Holznutzung abzustimmen. Durch Flurgehölz und Schutzpflanzungen dürfen die landwirtschaftlichen Kulturen nicht beeinträchtigt werden. Deshalb ist es notwendig, daß Neupflanzungen auf Grund eines Planes angelegt werden.

Richtig angelegte und gepflegte Flurgehölze und Bodenschutzpflanzungen haben folgende nützliche Wirkungen:

Sie schützen Haus und Hof gegen Sonne, Wind und Wetter.

Sie vermindern an Hangflächen den Abtrag der wertvollen Bodenkrume durch abfließendes Wasser.

Sie verhüten den Abtrag leichter Böden durch Wind.

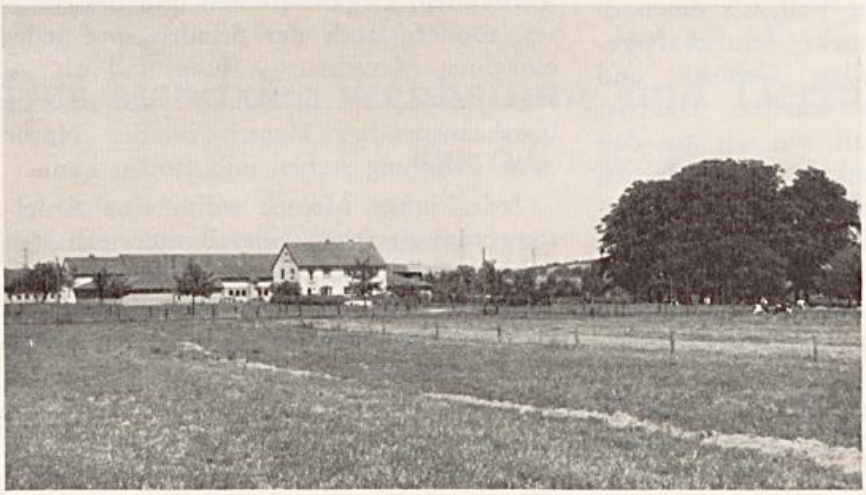
Sie verbessern den Wasserhaushalt.

Sie verbessern das örtliche Klima der bodennahen Luftschicht.

Sie verhindern Auswinterungsschäden und Schadfröste.

Sie sichern und steigern die Erträge des Bodens, schützen das Weidevieh gegen starken Wind und heiße Sonne.

Sie festigen die Ufer und Dämme der Wasserläufe gegen die Angriffe des Wassers.



Vor 10 Jahren an landschaftlich günstiger Stelle ausgesiedelter Großbauernbetrieb, 50 ha. (Horn)



Ein Teil der Gebäude eines günstig in die Landschaft eingeplanten, in moderner Flachbauweise errichteten Gutsbetriebes. (Wöbbel)

Sie überführen Ödflächen in nützliche Flächen und liefern Nutz- und Brennholz.

Dorfplätze und Dorfraine werden durch Busch und Baum verschönt. Häuser und Gehöfte in Stadt und Land werden durch sinnvolle Anpflanzungen harmonisch in die Landschaft eingebunden.

Was ist speziell bei der Eingrünung von Gebäuden und Höfen zu bedenken?

Eine Eingrünung mindert die Windempfindlichkeit und ihre schädliche Einwirkung auf Gebäude und Boden. Hekken und Bäume mindern den Eindruck der Störung der Naturlandschaft durch Eingriffe des Menschen. Dieses war schon in früheren Zeiten der Fall, als die nach unserer Auffassung mehr landschaftsgebundenen, traditionellen Gehöfte und Wohnhäuser errichtet wurden. Das ist heute sicherlich der Fall, wo wir aus den erwähnten Gesichtspunkten zu modernen Lösungen der Baugestaltung kommen müssen. Grundsätzlich sollte nicht zu nah an die Gebäude gepflanzt werden, damit auch genügend Licht, Luft und Sonne noch einfallen und keine Beschädigungen und Verschmutzungen der Dachrinne und des Außenputzes entstehen können. Die Eingrünung sollte erst nach genauer Kenntnis aller Faktoren, nach einer gärtnerischen Planung neben dem Bauentwurf erfolgen.

Es kann hier nicht der Ort sein, Rezepte über die Auswahl und die Pflanzmethoden der verschiedenen Holzarten zu geben. Denken wir immer daran, daß die Natur, sei es Boden, Pflanze, Tier, bis zum kleinsten Lebewesen im Boden etwas Lebendiges sind, deren Harmonie der wirtschaftende Mensch auf der einen Seite stört und auf der anderen Seite wieder herstellen und pflegen muß. Nicht nur dem Bauern kann man es als Aufgabe zumessen, Heger und Pfleger der Landschaft zu sein. Dies muß ein Anliegen aller, besonders auch der städtischen Menschen sein. Es sollte dies das Anliegen nicht nur von Verbänden, Organisationen und des Staates, sondern auch der Schulen und jedes einzelnen Menschen — jung und alt — sein, damit auch in Zukunft der so sehr überbeanspruchte Mensch in der Natur seine Erholung suchen und finden kann.

Jeder junge Mensch sollte eine Anleitung zum Pflanzen eines Baumes erhalten haben. Selbst sollte er Gelegenheit bekommen, einen Baum zu pflanzen und sein weiteres Gedeihen beobachten und selbst pflegerisch mit tätig sein. Nur so bekommt er das rechte Verhältnis zur Natur und Pflanze.

Ungepflegte Vorgärten, kranke Bäume,

stehenbleibende Baumruinen, wie sie in Wohngebieten häufig anzutreffen sind, zeugen davon, daß das rechte Verständnis für Landschaftspflege im weitesten Sinne nicht allgemein vorhanden ist.

Die Bedrohung der Landschaft und Natur geht heute von der fortschreitenden Industrialisierung mit all ihren Folgewirkungen aus. Die Landwirtschaft ist hier der natürliche Gegenpol. Wenn sie um die Erhaltung ihrer Existenzgrundlage ringt, leistet sie gleichzeitig einen wesentlichen Beitrag für die Erhaltung der Landschaft.

Der nachfolgende Beitrag, aus einer jüngsten Ausgabe einer Badischen Zeitung entnommen, möge diese Ausführungen ergänzen und zum Nachdenken anregen.

Bauern als Landschaftspfleger

„Die Organisation des Natur- und Heimatschutzes und des Fremdenverkehrs fordern die Erhaltung der bäuerlichen Wirtschaft in den Höhengebieten des Schwarzwaldes. Man braucht die Bauern in diesen Höhengebieten als Pfleger der Landschaft.

Bei einem Lokaltermin am Feldberg stellte ein Vertreter der Landwirtschaftsverwaltung fest, daß auf Gemarkung Falkau im Landkreis Hochschwarzwald 41% der Wiesenflächen nicht mehr gemäht werden, auf Gemarkung Häusern 27%, in zahlreichen Gemeinden des Hochschwarzwaldes mehr als 20%. Man hat festgestellt, daß die Fichten dort in die Höhe klettern, wo das Vieh nicht mehr weidet. Die offene Landschaft zwischen den Waldgebieten, die dem Schwarzwald im Sommer ein freundliches Gesicht verleiht und im Winter freie Fahrt für Schußfahrten auf den Skiern gewährt, verwildert und verholzt.

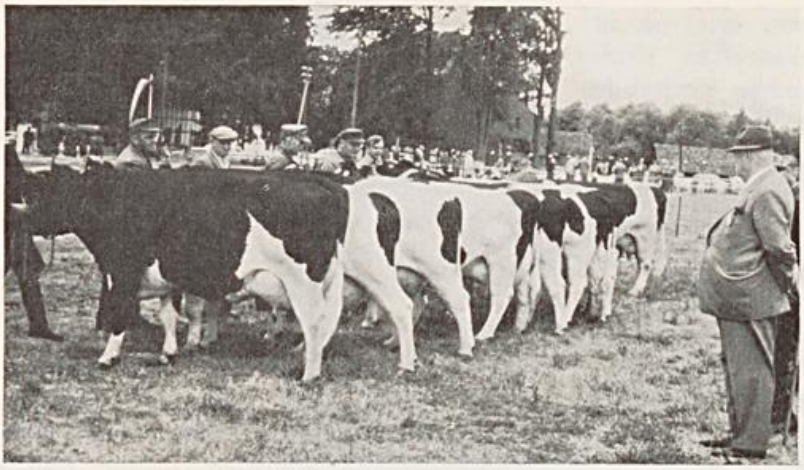
Auf einer Tagung der Arbeitsgemeinschaft ‚Heimatschutz Südbaden' wurden die Möglichkeiten aufgezeigt, um die dem Fremdenverkehr günstige offene Landschaft im Schwarzwald zu erhalten: 1. Gemeinschaftliche Beweidung, 2. Prämien für das Abmähen der Wiesen, 3. Einsatz von Gemeindearbeitern oder Studenten und Schülern, um die verwildernde Landschaft offen zu halten, 4. Einsatz von Schafherden auf Koppelweiden, damit die Schafe die Vegetation kurz halten.

Der Landkreis Hochschwarzwald will einen Landschaftspflegeplan für das Feldberggebiet ausarbeiten lassen. Dieser Plan könnte ohne die Landwirte in den Höhengebieten nicht verwirklicht werden. Von der Arbeitsgemeinschaft ‚Heimatschutz Südbaden' wurde auch der Vorschlag gemacht, so etwas wie Kuhprämien für die Kleinlandwirte in den Höhengebieten zu gewähren."

Der Stand der Viehhaltung und Tierzucht in Lippe

Von Otto Echtermeyer

In der Landwirtschaft kommen dreiviertel der Einnahmen aus der Viehhaltung, mit kleiner werdender Betriebsgröße erhöht sich dieser Anteil auf nahezu 100%. Die arbeitsaufwendige tierische Veredlung ermöglicht dem kleineren Betrieb durch Veredlungszweige, die von der eigenen Futtererzeugung unabhängig sind, sein Einkommen zu erhöhen. Der Zug zur Veredlung ist durch die Getreidepreissenkung im Rahmen der EWG-Marktordnung auch in den größeren Betrieben stärker geworden. Geringe Verdienstspannen zwingen zu rationellster Erzeugung. Gesunde Tierbestände, arbeitsparende Haltungsformen, billige Fütterung und gute genetische Lei-



Nachzuchtsammlung auf der Kreistierschau Lippe am Siekkrug. Rumpfige Tiere mit viel Adel, regelmäßigen Eutern und korrekten Beinen.

stungsanlagen sind für eine wirtschaftliche Veredlung notwendig. Nur Qualität bringt befriedigende Preise. Der Konsument hat seine Ansprüche und Verzehrsgewohnheiten nach dem Kriege sehr gewandelt. Das bedeutet, daß sich auch die Zuchtziele bei unseren Tieren wandeln mußten. Die züchterische Arbeit hat in den letzten 20 Jahren durch die Anwendung neuer naturwissenschaftlicher Erkenntnisse gute Erfolge aufzuweisen. Dabei wird sie unterstützt von Einrichtungen, deren Wirksamkeit teilweise bis in das vorige Jahrhundert zurückreicht.

Der Verein zur Förderung der Tierzucht in Lippe, 1877 in Detmold gegründet, hatte zunächst bevorzugt die Förderung der Pferdezucht zum Ziel, er hat seine Wirksamkeit schon lange stärker auf die wirtschaftlich bedeutungsvolleren Tierarten Rind und Schwein gerichtet. Der Verein stellt über beide Kreise verteilt Vatertiere bester Abstammung auf. Gute Leistungsvererber können durch den Wechsel der Deckstation besonders lange genutzt werden; die Gefahr der Inzucht wird dadurch vermieden.

Beide Landkreise stellen Mittel für die Förderung der Tierzucht bereit. Der Einsatz dieser Mittel ist dem Verein zur Förderung der Tierzucht übertragen worden, sie werden sowohl den wirtschaftlich bedeutungsvollen Fachgruppen der Großtier- als auch in Anerkennung ihrer Bedeutung der Kleintierhaltung zugewiesen.

Dem Oberkreisdirektor obliegt die Aufsicht über die Durchführung des Tierzuchtgesetzes, nach dem nur gekörte Vatertiere in ausreichender Menge in den Gemeinden zur Verfügung stehen müssen. Das Veterinäramt ist um die Verhütung und Ausmerzung von Tierseuchen bemüht.

Ein weiteres Mittel zur Förderung sucht der Verein in der Durchführung von Tierschauen. Ideale oder dem Zuchtziel nahe kommende Tiere fortschrittlicher Züchtung stehen unter besonderer Betonung ihres Erbwertes und hoher Lebensleistung in harter Konkurrenz vor den Preisrichtern.

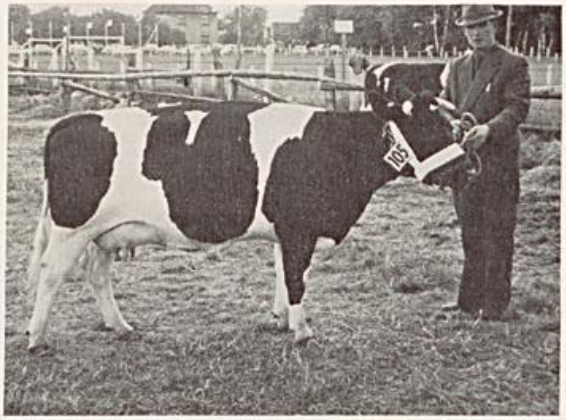
Sie zeigen das Erreichte und Erreichbare und regen zum Wettbewerb oder zum Erwerb solcher Tiere an.

Der Zusammenschluß zu Vatertier-Haltungsgenossenschaften, meist auf Ortsebene, reicht ebenfalls weit zurück. Er ermöglicht den Ankauf wertvollerer Leistungstiere als es die Finanzkraft des Einzelnen vermag. Diese Genossenschaften haben für den Fortschritt in der Tierzucht z. T. hervorragende Arbeit geleistet. Sie werden heute durch die künstliche Besamung mit ihren noch besseren Vererbern hart bedrängt. Hinzu kommt, daß viele Betriebe nicht mehr die geeigneten Kräfte für das Führen der Tiere zur Verfügung haben.

Die Rindviehhaltung war bisher das stabile Element in den Betriebszweigen der Landwirtschaft. Eine feste Milchmarktordnung sicherte stabile Preise, die bei guten Leistungen, zweckmäßig organisierter Futterwirtschaft und geringen Spezialkosten eine Rente abwarfen. Eine ungünstige Verschiebung der Kostenfaktoren, die hohen Zubringerdienste durch Futterbau und Futterwerbung haben für viele größere Betriebe die Milchviehhaltung unrentabel gemacht und zur Abschaffung der Herden geführt. Dabei ergibt sich als Problem die Nutzung des natürlichen, nicht umbruchfähigen Grünlandes. In den meisten Fällen erfolgt sie durch die Mast von Jungbullen, andere Ersatzformen der Milchviehhaltung sind Färsenaufzucht, Ammen- und Mutterkuhhaltung und die Haltung von Weideschafen.

Unsere Schwarzbuntzucht, die neben einigen Rotbunt- und Jerseyherden den Hauptteil der Rinderbestände ausmacht, ist als Zweinutzungsrind auf Milch- und Fleischleistung ausgerichtet. Weil die Rindfleischerzeugung einen gewissen Engpaß in der Zahl der anfallenden Kälber hat — Zwillingsgeburten sind unerwünscht —, werden die Tiere heute größer und rumpfiger gezüchtet. Neben dem Typ und Körperbau kommt der Euterbeschaffenheit und der Melkbarkeit besondere Bedeutung zu. Die Melkmaschine erfordert ein gut sitzendes Euter mit gleichgestellten Strichen und gleichmäßigem Milchfluß aus allen vier Euterviertel.

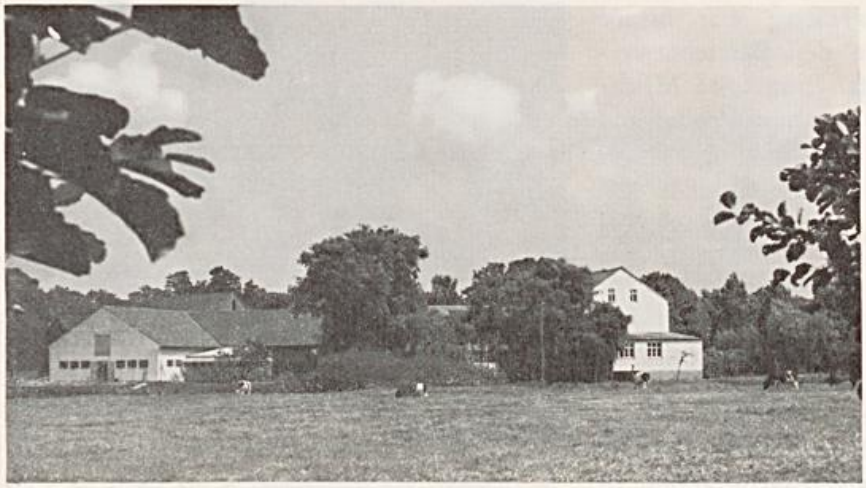
Der Kreis-Milch-Kontrollbezirk Lippe schafft durch die Leistungsermittlung die Grundlagen für eine wirtschaftliche Rindviehhaltung und ermittelt wertvolle Blutlinien. Etwa die Hälfte aller Kühe in Lippe stehen unter Kontrolle. Sie erbringen eine Durchschnittsleistung von 4500 kg Milch bei 3,83% Fett, sie hat sich aus dem Jahre 1947 mit 2500 kg und 3,18% Fett, dem Tiefstand der Kriegs- und Nachkriegsjahre, zu dieser Höhe entwickelt. Im Jahre 1966 erbrachten zwei Milchkühe



ELKE 362597
5/5/5
Im Gegensatz zur Notengebung in der Schule ist 5 die beste Note.
Elke ist vorbildlich im Typ, in der Euterbeschaffenheit und in der Melkbarkeit.

eine Leistung von über 10000 kg Milch, sehr viele liegen über 6000 kg und 4% Fett, dem erklärten Zuchtziel des Verbandes Deutscher Schwarzbuntzüchter. Ganze Herden, selbst solche mit 30 und mehr Kühen liegen über 5000 kg Milch bei etwa 4% Milchfett.

Die Rindviehhaltung hatte harte Kriegs- und Nachkriegsjahre zu bestehen. Nach der Dezimierung infolge der Zwangsbewirtschaftung erfolgte der Aufbau, unterbrochen und erschwert durch die amtliche Tuberkulose-Tilgung. Die Ausmerzung oft der besten Leistungstiere, die Aufzucht oder der Ankauf notwendiger Ersatztiere und die geringere Leistung der jungen Bestände brachten der heimischen Landwirtschaft erhebliche Einkommensverluste. 1965 hatten wir in Lippe 54734 Rinder aller Altersklassen, 1956 waren es 43137. Die Hälfte davon sind erfahrungsgemäß etwa Milchkühe und tragende Färsen. In den letzten Jahren hat sich der Kuhbestand in der Gesamtzahl konstant gehalten, aber die Verteilung auf die Betriebsgrößen hat sich verändert. Viele Kleinbetriebe mit geringer Kuhzahl haben die Kühe abgeschafft, weil der Betriebsleiter einen lohnenden Zu- oder Vollerwerb in der Industrie fand. Größere Lohnarbeitsbetriebe



Genossenschaft zur Bekämpfung der Zuchtkrankheiten u. Besamungsstat. e.G.m.b.H. in Hündersen.

haben die Milchviehhaltung aufgegeben, weil sich bei den hohen Spezialkosten keine Rente mehr ergab. Aufgefangen wurden diese Abgänge durch Aufstockung der Bestände in den mittleren Betriebsgrößen. Der bäuerliche Familienbetrieb wird künftig der Hauptstandort der Milchviehhaltung sein.

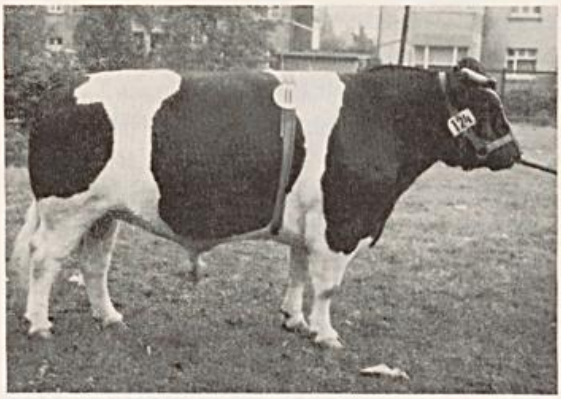
Eine Einrichtung, die sich modernste naturwissenschaftliche Erkenntnisse zunutze macht, ist die Genossenschaft zur Bekämpfung der Zuchtkrankheiten und Besamungsstation e. G. m. b. H. in Hündersen.

Mit einem Durchschnittsbestand von etwa 20 Bullen bester Abstammung wurden im Geschäftsjahr 1965/66 über 30000 Besamungen vorgenommen.

Die Genossenschaft nahm 1947 in Wierborn ihre Arbeit auf, siedelte zwischendurch für 2½ Jahre nach Johannettental um und arbeitet heute auf eigenem Grund und Boden in Hündersen.

Die Genossenschaft arbeitet heute weit über die Grenzen Lippes hinaus; 81% der Besamungen werden von 92 mitarbeitenden praktizierenden Tierärzten durchgeführt, 19% von 2 Stationsärzten und 3 angestellten Besamungstechnikern. Ein Ziel ist die regelmäßige Trächtigkeit der Tiere durch Vermeidung oder Behebung der Sterilität, nur regelmäßige Abkalbungen sichern den höchstmöglichen Milchertrag und die erwünschte Kälberzahl. Zweitens sollen die wirtschaftlich nutzbaren Eigenschaften wie Milchmenge, Fettgehalt, Fleischbildung, Melkbarkeit, Gesundheit und Langlebigkeit gesteigert werden. Bei der hohen Zahl von Nachkommen eines Bullen bei der künstlichen Besamung kann der Nutzen oder Schaden, den ein Plus- oder Minusvererber im Laufe seiner Decktätigkeit in dem genetischen Leistungsvermögen seiner Nachkommen hinterläßt, in die Hundertausende von DM gehen.

Aus diesem Grunde wird angestrebt, durch den Populationsvergleich frühzeitig eine Erbwertschätzung oder ein endgültiges Erbwerturteil zu erhalten.



Der Bulle Monarch 42090, der als g/g Vererber in Hündersen steht, übertrifft seine Konkurrenten in Westfalen-Lippe in der Vererbung der Milchmenge um 600 kg, im Fettgehalt um 0,22%

Das Tiefgefrierverfahren ermöglicht, das Sperma eines Bullen für beispielsweise 10 000 Besamungen über Jahre hinaus zu konservieren. Fällt die Erbwertermittlung positiv aus, kann es zur Besamung eingesetzt werden, wenn der Bulle selbst evtl. gar nicht mehr lebt. Ist sie negativ, wird die gesamte Spermamenge vernichtet. Mit der künstlichen Besamung wird die breite Landestierzucht eine schnelle Förderung erfahren. Von 26 284 Kühen und tragenden Färsen in Lippe werden 10 626 oder 40% künstlich besamt.

Die Hochzüchter, die dem Westfälisch-Lippischen Herdbuch angehören, sind die Pioniere der Züchtung, sie stellen durch ihr züchterisches Können die wertvollen Blutlinien zur Erreichung der Zuchtziele bereit. Gekörte Jungbullen, tragende Färsen und Milchkühe werden auf den Auktionen des Verbandes in Hamm umgesetzt.

Die Schweinehaltung, durch die Zwangsbewirtschaftung der Kriegs- und Nachkriegsjahre ebenfalls stark dezimiert, ist nach dem Kriege aufgebaut und ausgeweitet worden. Zur Zeit hat sie in der Bundesrepublik eine Rekordhöhe erreicht, die beiden lippischen Kreise machen in der Bestandsausweitung keine Ausnahme. Das Vorhandensein leistungsfähiger Verarbeitungsbetriebe und die relativ günstige Lage zum Hauptverbrauchsgebiet berechtigen dazu.

1956 zählten wir in Lippe 127 324 Tiere aller Altersklassen, 1965 waren es 135 766. Bei der Schweinemast beobachten wir eine Differenzierung im Hinblick auf den Umfang der Produktion von Betrieb zu Betrieb, aber auch auf die Arbeitsteilung hinsichtlich Ferkelerzeugung und Mast. In den ersten normalen Nachkriegsjahren hielt der durchschnittliche bäuerliche Betrieb auf 6—8 ha landwirtschaftliche Nutzfläche 1 Zuchtsau, die Nachzucht wurde gemästet, das gab 2—3 Mastschweine je ha und Jahr. Heute mästen viele Betriebe die doppelte Anzahl, aber nur wenige Betriebe verzichten ganz auf die Schweinehaltung. In einigen groß- und mittelbäuerlichen Betrieben hat die arbeitsextensive Mast die erste Stelle in der tierischen Veredlung eingenommen. Sie verzichten dabei vielfach auf die eigene Sauenhaltung, weil sie höhere Ansprüche an die Stalleinrichtung, das Stallklima, an die Fütterung und die Überwachung stellt. Die Mast läßt sich durch arbeitsparende Stallformen gut mechanisieren. Im Teilspaltenboden werden Einstreu und Entmistung überflüssig. Automatische Fütterungs- und Dosieranlagen beginnen ihren Einzug zu halten und machen die termingebundene Anwesenheit der betreuenden Arbeitskraft nicht zu allen Futterzeiten notwendig. Aber das Sprichwort „Das Auge des Herrn ernährt das Vieh“ hat seine Berechtigung in den dichtbelegten modernen Ställen mehr denn je.

Der Bedarf an Ferkeln kann im heimischen Raum nicht gedeckt werden. Wünschenswert wäre eine verstärkte gesunde Ferkelerzeugung in unseren Betrieben, weil durch Zukauf aus anderen Gebieten immer wieder Krankheiten und Seuchen eingeschleppt werden. Die Herdengröße sollte 50—70 Sauen nicht wesentlich übersteigen, da große Bestände von spezifischen Krankheitserregern leichter befallen werden und ein zu starkes Risiko bedingen. Aus diesen Gründen wird der bäuerliche Familienbetrieb der Hauptstandort der Ferkelerzeugung bleiben.

Infolge der hohen Geburtenzahl läßt sich der Schweinebestand schnell vermehren. Bei zwei Würfen pro Jahr werden im Durchschnitt 16 Ferkel aufgezogen, erfolgreiche Gebrauchszüchter erzielen 18, einige Tiere 19—20 Ferkel. Dieser schnelle Aufbau führt zum bekannten Schweinezyklus. Bei hohen Schweinepreisen werden vermehrt Sauen zugelassen. Die Ferkel erscheinen nach 11 Monaten vom Zulassungszeitpunkt als Schlachtschweine auf dem Markt. Bald eintretendes Überangebot führt zu sinkenden Preisen und so-

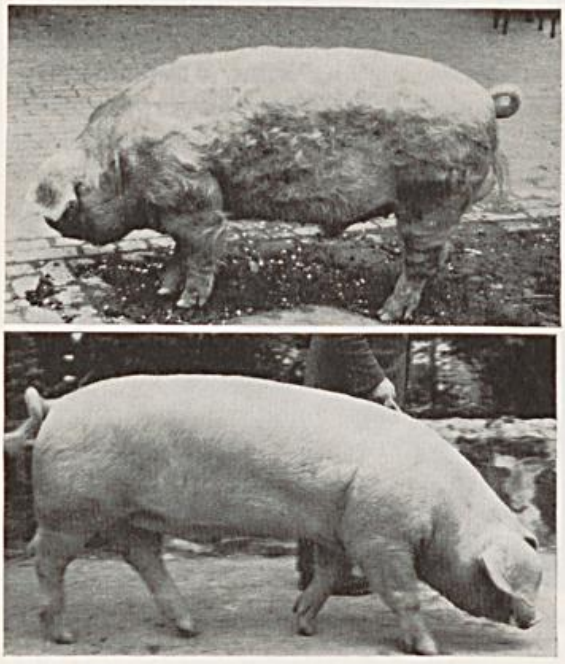
dann wieder zur Einschränkung der Sauenhaltung. Die gegen früher verkürzte Mastzeit bedingt, daß der Abstand hoher bzw. niedriger Preise von 3½—4 Jahren auf 2½—3 Jahren verkürzt worden ist.

Die Getreidepreissenkung im Rahmen der EWG-Marktordnung und betriebswirtschaftliche Umstellungen haben die Neigung zur Produktionsausweitung verstärkt. Der erste Ansatz, das Einkommen aus der Schweinemast zu erhöhen, sollte aber in der Einsparung bei den Produktionskosten liegen. Gutes Tiermaterial ist Voraussetzung für eine wirtschaftliche Produktion und für die Erzeugung von Qualität, die einen höheren Verkaufserlös bringt.

Unsere Hochzüchter — die dem Schweinezüchterverband Westfalen-Lippe e. V. angeschlossenen Züchter — haben dafür sehr gute Arbeit geleistet. Das Zuchtziel hat sich in den letzten 20 Jahren mit den veränderten Konsumansprüchen mehrfach geändert. Bis in die ersten Nachkriegsjahre hielt sich in unseren Ställen das großrahmige Veredelte Deutsche Landschwein, das im letzten Drittel des vorigen Jahrhunderts durch Einkreuzung frühreifer englischer Rassen gezüchtet worden war. Diese Tiere wurden zunächst mit billigem Grundfutter wüchsig gehalten und in einer Endmast auf 150—170 kg gebracht. Der Stolz des Mästers wuchs damals mit der Dicke des Rückenspecks. Nach dem Kriege verlangte der Konsument fettarmes Fleisch. Die Züchter trugen dem Rechnung und züchteten das mittelrahmige Mehrzweckschwein. Mit 20 kg zur Mast aufgestellt findet es bei einem Mastendgewicht von 80 bis 110 kg Verwendung als Ladenschwein, d. h. zum Frischfleischverkauf. Zur Herstellung von Dauerware kann es auch schwerer gemästet werden. Lippische Hochzüchter haben diesen Typ weitgehend mitgestaltet, sie erzielten auf der ersten Nachkriegs-DLG-Ausstellung in Frankfurt/Main höchste Anerkennung und erste Preise.

Mit steigendem Wohlstand trat eine starke Differenzierung in den Preisen für Kotelett und Schinken einerseits und den weniger begehrten fetthaltigen Teilen andererseits ein.

Seit etwa 10 Jahren werden die Tiere des Kotelettstranges wegen länger gezüchtet, bei starker Beachtung der Schinkenausbildung und einem günstigen Fleisch-Fettverhältnis. Zur schnelleren Verwirklichung dieses Zieles wurde holländisches und dänisches Blut eingekreuzt. Heute sind unsere Züchter dabei, diese Zuchtrichtung auf das rechte Maß zu konsolidieren. Der Erbwert der Zuchttiere wird durch Schlachtwertprüfungen bei ihren Nachkommen ermittelt. Festgestellt wird bei dem 110 kg schweren Schlachttier die Länge vom 1. Halswirbel bis zum „Schloßknochen", sie dürfte bei 105 cm ihr Optimum überschreiten. Weiterhin wird der Querschnitt des Rückenmuskels durch den Kotelettschnitt in Höhe der vorletzten Rippe gemessen, 36 cm² werden erstrebt. Und schließlich wird das Fleisch-Fettverhältnis ermittelt. Die Grenze



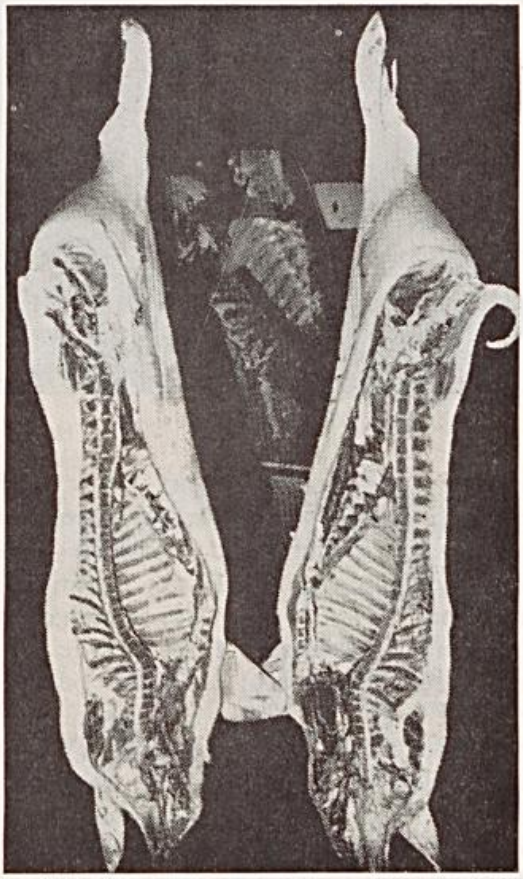
So ändert sich die „Mode" im Zeitraum von 20 Jahren

von 1 : 0,60 bis 0,65 dürfte nicht unterschritten werden, denn eine gewisse Fettabdeckung des Fleisches ist notwendig, wenn der Braten saftig bleiben soll.

Weitere Erbwertprüfungen erstrecken sich auf die Zuchtleistung, bei der die Fruchtbarkeit und die Aufzuchtleistung der Sau durch Feststellung des Vierwochengewichtes der Ferkel ermittelt wird, und auf die Mastwertprüfung. Bei der letzteren werden vier Nachkommen eines Zuchttieres zur Mastprüfungsanstalt eingesandt. Mit standardisiertem Futter wird neben anderen Daten insbesondere der Futterverbrauch für 100 kg Gewichtzunahme im Abschnitt von 40 kg bis 110 kg Lebendgewicht ermittelt. Die durchschnittliche Futterverwertung der Mastprüfungsanstalt Haus Düsse liegt heute bei 1 : 3,5, sie schwankt aber zwischen 1 : 3,1 bis 1 : 4,1. Da alle Umweltfaktoren gleich sind, ist der Unterschied genetisch bedingt. Das heißt, daß je nach dem Erbwert der Tiere in einem Falle für 1 dz Gewichtzuwachs 3,1 dz, im anderen Falle 4,1 dz Futter gebraucht werden. Die Differenz von 1 dz Futter bedeutet Mehr- oder Minderkosten von etwa 45,— DM. Diese Leistungsangaben stehen im Abstammungsnachweis verzeichnet; Tiere entsprechender Leistung können auf den Absatzveranstaltungen in Lage oder außerhalb Lippes ersteigert werden.

Neben den genetischen Voraussetzungen müssen alle anderen Faktoren zur Kostensenkung beitragen. Da die Futterkosten den Hauptteil der Kosten ausmachen, ist hier der Ansatz am wirkungsvollsten.

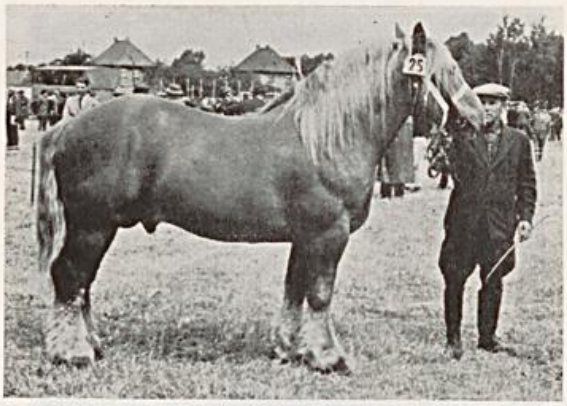
Die Tiere werden heute rationiert gefüttert, d. h. die Futterzuteilung erfolgt nach dem Körpergewicht der Mastgruppe. Die Zuteilung ist so bemessen, daß keine größeren Nährstoffüberschüsse vorhanden sind, die in Fett umgewandelt werden könnten. Die rationierte Fütterung liegt im Interesse von Konsumenten und Erzeuger, beide wollen kein Fett. Fett ist kalorienreich, für den Landwirt ist es teurer



Fettarm oder fettreich . . . für Laien schon offenkundig. Bei der Totvermarktung wird die Klassifizierung nach der Dicke des Rückenspeckes vorgenommen.

zu erzeugen als Fleisch. Um zu einer Kostensenkung zu kommen, haben sich fortschrittliche Landwirte zu einem Erzeugerring zusammengeschlossen. Ringberater ermitteln die notwendigen Unterlagen durch Wiegen der Mastgruppen und beraten die Mitglieder beim Futtermitteleinkauf, bei der Zusammenstellung der Futtermischungen und der Futterzuteilung. Der Ring betreut Ferkelerzeuger und Mäster.

Das Pferd hat durch Jahrhunderte hindurch die stärkste Förderung erfahren, vorwiegend weil es für Wehrzwecke gebraucht wurde. Auch in Lippe hat das Pferd eine lange Geschichte. Die Chronik berichtet, daß die Zucht des anspruchslosen zähen Sennerpferdes durch den Dreißigjährigen Krieg größtenteils vernichtet war.



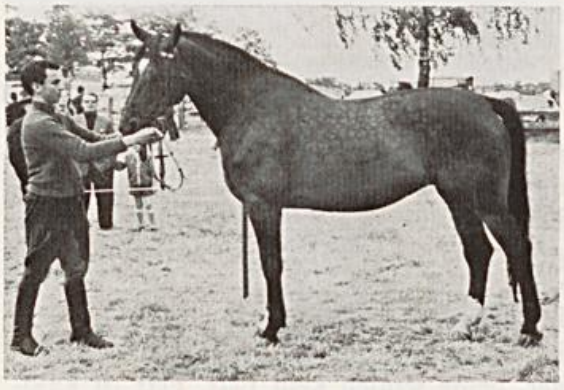
Mittelrahmiges Kaltblut

Eine Landesverordnung vom Jahre 1699 versuchte das lippische Gestütswesen neu aufzubauen. Private und staatliche Einflüsse wechselten im Laufe der Geschichte. Im Jahre 1768 wurde das Landgestüt Lopshorn eingerichtet. 1837 wurde der Verein zur Pferdezucht in Lippe gegründet. Er löste sich 1870 auf, aber 1877 wurde der schon erwähnte neue „Verein zur Förderung der Viehzucht, insbesondere der Pferdezucht" gegründet. Nach zunächst schwankenden Zuchtrichtungen entschied man sich für einen Kaltblutschlag vom Typ des Rheinisch-Deutschen Schlages und einen Warmblutschlag auf Hannoveraner-Grundlage. Heute stehen die Beschäler des Landgestüts Warendorf der lippischen Pferdezucht zur Verfügung, doch hat der Verein auf eigenen Einfluß in der Wahl geeigneter Hengste nicht verzichtet. In keinem anderen Lande ist das Pferd wohl liebevoller und sorgfältiger behandelt worden als in Lippe. Zwar war es früher überall die „Visitenkarte" des Betriebes, das Gespann und sein Futterzustand gaben das Sozialprestige für den Betriebsleiter ab. Aber nirgends wurde so sorgfältig gefüttert, bis zu fünfmal wurde das Kurzfutter zugeteilt, damit es nicht warm geblasen wurde und bekömmlich blieb. Trotzdem bleibt dem treuen Gefährten des Menschen das allgemeine Schicksal auch hier nicht erspart. Der Schlepper hat die schweren Zugarbeiten bei Transporten und Feldarbeiten übernommen. Die Pferde konnten leichter werden oder sie wurden überflüssig. Im Jahre 1956 hatten wir in Lippe noch 6386 Pferde, 1965 waren es noch 2538. Der Rückgang hält noch an, obwohl die Ansprüche an die Pflege und an das Futter bei den wenigen geforderten Leistungen äußerst gering geworden sind. Bei dem Interesse für den Reitsport hat der Warmblüter in der Zucht vielleicht bessere Chancen als der Kaltblüter. Die noch verbliebenen Stammbuchstuten sind von sehr guter Qualität.

Schafhaltung

Während in der Pferdehaltung die Entwicklung der Bestände noch rückläufig ist, hat das Schaf anscheinend die Talsohle durchschritten. Zwar ging die Zahl von 5629 im Jahre 1956 bis zum Jahre 1965 auf 4551 Schafe zurück, aber das Jahr 1966 brachte wieder eine kleine Zunahme. Der Schwund erstreckte sich bisher vorwiegend auf die Herdenhaltung des Schwarzköpfigen Fleischschafes durch Aufgabe einiger Gutsschäfereien und durch die Abschaffung der ostfriesischen Milchschafe, die in der Notzeit der Kriegs- und Nachkriegsjahre eine starke Ausbreitung erfahren hatten.

Seit einigen Jahren findet das Texelschaf in Form der Weideschafhaltung Eingang in die Betriebe, die keine Milchkühe



Edles Warmblut

zur Verwertung ihres natürlichen Grünlandes haben, oder es weidet gemeinsam mit den Kühen auf den intensiv genutzten Weiden. Das Zuchtziel liegt in der Erzeugung von Mastlämmern bester Qualität, dazu wird ein hohes Ablammergebnis angestrebt. Das Fleisch bringt heute beim Schaf etwa 84 % der Einnahmen, die Wolle nur noch 16 %. Günstige Veredlungschancen würden sich bieten, wenn die deutsche Hausfrau ihr Vorurteil gegen das Lamm aufgeben würde. Der Konsum an Schaffleisch liegt in Deutschland bei 200 g je Kopf der Bevölkerung, der Amerikaner ißt 2,1 kg, der Franzose 6 kg, der Engländer sogar 10,4 kg. Die Ursache unseres geringen Konsums liegt teilweise daran, daß wir noch nicht wahrgenommen haben, daß der Landwirt nicht mehr Hammel-, sondern Lammfleisch produziert.

Die Hühnerhaltung als bedeutendster Zweig der Geflügelhaltung ist von 282 899 Legehennen im Jahr 1956 auf 336 415 im Jahr 1965 gestiegen.

Als Veredlungszweig, der unabhängig ist von der eigenen Futtererzeugung, bietet sie eine Chance für kleine Betriebe, denn in der Legehennenhaltung wird heute vorwiegend Fertigfutter verabreicht. Viele Betriebe in Lippe haben die günstigen Absetzchancen im Sommerfrische-Gebiet wahrgenommen. Die Legeleistung liegt im Schnitt aller Haltungsformen heute bei 202 Eiern je Henne und Jahr. Die Bestände mit Auslaufhaltung erbringen 165, die der Intensivhaltung, die den Tieren den „ewigen Frühling" beschert, 233 Eier. Zur Zeit erleben wir eine starke Konzentrierung der Legehennenhaltung.



Texelschafe auf der Weide

Vielfach wird der Landwirtschaft der Vorwurf gemacht, daß sie sich noch nicht genügend moderner Produktionsmethoden wie in der Industrie bediene. Aus dem Geschilderten ist deutlich geworden, daß in den letzten 20 Jahren große Fortschritte in der Viehhaltung und Tierzucht erzielt wurden. Aber in der Landwirtschaft gelten andere Produktionsgrundsätze als in der Industrie. In der Tierzucht muß das erste Ziel sein, konstitutionsstarke, gesunde Tiere zu haben. Dieses Ziel läßt sich auf die Dauer nur erreichen, wenn die Gesetze der lebendigen Kreatur im Hinblick auf ihre Entwicklungsbedingungen, ihr Leistungsvermögen, ihre Haltung und Fütterung berücksichtigt werden.

Tagesablauf auf dem Bauernhofe

unter besonderer Berücksichtigung der Mahlzeiten

Von Fritz Platenau

Bevor zur Morgenmahlzeit gerufen wurde, mußten die ersten Arbeiten verrichtet sein. Die Pferde mußten geputzt und gefüttert, die Kühe gemolken und auch die Schweine versorgt sein. Das Füttern der Kühe erfolgte nach der ersten Mahlzeit, dem „Grütteeten" (Grützeessen). In Milch gekochte Haferflocken wur-

den mit „Birnensapp“ (Birnensirup) oder Zucker und etwas Salz gewürzt. Jeder „plockte“ sich soviel Brot in die Grütze wie er mochte. Nach und nach kam man vom „Grütteeten“ ab und trank, nach städtischem Vorbild, Kaffee, zu dem es Butterbrote ohne Auflage gab, die sich aber jeder selber streichen mußte. Mit Beginn des ersten Weltkrieges entsann man sich wieder der nahrhaften Haferflocken und die alten „Grüttemühlen“ (Grützemühlen), die mit der Hand gedreht werden mußten, kamen wieder in Betrieb. Mit anderen Mühlen, ebenfalls Handbetrieb, wurden „Schillegesten“ (geschälte Gerste = Graupen) hergestellt. Waren die Schillegesten nochmal gemahlen, dann waren es „Gestengrütte“ (Gerstengrütze), die zur Abwechslung statt Haferflocken gekocht wurden.

Das Drehen der Grützemühlen war keine leichte Arbeit, und hierauf bezieht sich auch das Sprichwort: „Heu söcht keunen Hawern, heu söcht de fergen Grütte“ (Er sucht keinen Hafer, er sucht die fertige Grütze = er sucht fertige Arbeit).

Vor und nach den Mahlzeiten wurde gebetet und auf vielen Höfen nach der Morgen- und Abendmahlzeit eine kurze Andacht gelesen.

Wann im Winter mit der Arbeit begonnen wurde, richtete sich in der Hauptsache danach, wieviel Arbeit vorlag und wann es hell wurde. Wurde mit dem Flegel gedroschen, begann die Arbeit „in'r Uchte“ (gegen 4 Uhr morgens) bei dem schwachen Schein einer Öllampe. Nur die dringendsten Arbeiten, wie das Versorgen des Viehes, wurden bei Öl- oder Petroleumlicht verrichtet. Dringendste Morgenarbeit war nach der Errichtung der Molkereien das Melken der Kühe, denn auch im Winter mußten die Milchkannen spätestens um 7 Uhr vor der Tür stehen.

Wurden Hofarbeiten verrichtet, gab es gegen 9 Uhr ein „Frohstücke“ (Frühstück). Brot und Butter wurden nicht zugeteilt, sondern auf den Tisch gestellt. Die Auflage, meistens Sülze, Blut- oder Leberwurst, mitunter auch kalter Speck, wurde zugeteilt. Während des Winters, in der „Schlachtetuit“ (Schlachtezeit) gab es oft „Kreuse“ (Wurstebrei) oder „Nappsülte“ (Topfsülze). Die Männer bekamen zum Frühstück zwei Schnäpse.

Sehr sparsame Hausfrauen dehnten diese „Kreuse- un Sültetuit“ (Wurstebrei- und Sülzezeit) möglichst aus, um die Würste zu sparen. Der Lohn für diesen Geiz blieb selten aus. Kam der 1. Mai, dann tanzten die Hexen in dem Garten, der von der betr. Hausfrau mitunter schon bestellt war.

Arbeiteten die Männer auf dem Acker oder waren sie mit den Gespannen unterwegs, wurde ihnen das Frühstück gebracht oder sie nahmen es gleich mit. Entweder gab es fertige Butterbrote oder einige Scheiben Brot mit einem Ende Wurst dazu; es wurde dann „öber den Diumen“ (über den Daumen) gefrühstückt, was besonders beliebt war. Die Wurst wurde in die linke Hand genommen und mit dem Taschenmesser Stück nach Stück abgeschnitten. Je nach Appetit biß man dazu von dem Brot ab. Mit dem Brot wurde möglichst gespart und der Rest den Pferden gegeben. Wurde das Frühstück mitgenommen, wurde es in einem „Stückedeok“ (Stücktuch) zusammen mit der Kaffedüppen“ (dichtschließende Flasche oder Emaillekanne) in den „Loitring“ (Ring für die Pferdeleine am Kammdeckel des Pferdegeschirres) des Handpferdes gebunden. Das „Stückedeok“ war ein blau oder rot gemustertes Leinentuch, etwa in der Größe einer Tischserviette. Die Bezeichnung „Stückedeok“ ist darauf zurückzuführen, daß das Butterbrot allgemein „Stücke“ hieß.

Die Verpflegung auf den Höfen war, von wenigen Ausnahmen abgesehen, gut und reichlich. Wurden bei den Außenarbeiten fertige Butterbrote gegeben, brachten die Männer und Frauen meistens einen Teil davon wieder mit. Für die Kinder

war dies geradezu ein Fest, denn für sie gab es nun ein „Hasenbotter“ (Hasenbutterbrot), das ja viel besser schmeckte als die im Hause gegebenen Butterbrote. Das Butterbrot war dem Hasen aus der Kiepe geflogen als er weglief. Bekanntlich trägt der Hase immer eine Kiepe.

Während der Bestell- und Erntezeit gab es für die Männer jeden halben Tag „eunen Eort“ (2 Eort etwa 3/4 Liter) Schnaps. Auf jedem Hofe lag ein Faß Schnaps im Keller. Kamen die Männer morgens zum Grützeessen oder Kaffeetrinken, brachten sie ihre Schnapsflaschen mit und stellten sie auf den Tisch. Während der Mahlzeit füllte der Bauer die Flaschen und stellte sie wieder auf den gewohnten Platz. Zum Mittagessen brachten die Männer die leeren Flaschen wieder mit, damit sie für den Nachmittag gefüllt wurden. Mit Beginn des ersten Weltkrieges verschwand dieser Brauch und wurde auch nicht wieder aufgenommen.

Zum Mittagessen gab es meistens „Düreunanner“ (Eintopf), aber auch Hülsenfruchtsuppen wurden viel gekocht. Für einige Gerichte gab es besondere Bezeichnungen. Dicke Graupen hießen „Kalwertehne“ (Kälberzähne). Eingemachte Vitzebohnen, die mit eingehackten Schweineknochen, meistens wurden die „Rugrastknoken“ (Rückgratknochen) hierzu genommen, gekocht waren, hießen „ingemakte Kellertreppen mit hackten Muisen“ (eingemachte Kellertreppen mit gehackten Mäusen). Hülsenfruchtsuppen hießen „Bullersuppen“ (Bollersuppen), wahrscheinlich, weil diese oft Blähungen verursachten. Eintopf, in dem verschiedenes Gemüse gekocht war, hieß „Ramakelse“ (Undefinierbares). Weißkohl mit Kümmel war „Hemdschläppe met Floihen“ (Hemdzipfel mit Flöhen). Für alle anderen Kohlarten galt die Bezeichnung „Pansenfeor“ (Pansenfutter). Diese Bezeichnung geht wohl darauf zurück, daß man nach Kohl oft aufstoßen muß, was mit den Wiederkäuern in Verbindung gebracht wurde.

Bis zum Frühjahr wurde in dem Mittagessen, das zum Abend wieder aufgewärmt wurde, „Fleusk iutn Troge“ (Fleisch aus dem Troge = eingesalzenes Schweinefleisch) oder „Soltefleusk“ (Pökelfleisch) von dem im Winter geschlachteten Bullen oder Rinde gekocht. Waren diese Vorräte verbraucht, wurde Speck in dem Mittagessen gekocht und jedem sein Stück zugeteilt. In den arbeitsschwächeren Zeiten gab es nicht jeden Tag Speck, oder nicht so viel, sondern die Speisen wurden mit „Roiweölje“ (Rüböl) gefettet, das in „Öljekriuken“ (Ölkruken = enghalsige irdene Krüge) aufbewahrt wurde. Wollte man einem Menschen zu verstehen geben, er sei im Essen zu anspruchsvoll, dann sagte man: „Diu weußt de Speckdage wal nich mahr?“ (Du weißt die Specktage wohl nicht mehr). Wurde das Öl älter, verbreitete es beim Erhitzen einen durchdringenden Geruch. Jedenfalls wußte dann die ganze Nachbarschaft, wenn in einem Hause Kartoffelpuffer gebacken wurden. Mittagessen gab es allgemein pünktlich um 12 Uhr.

Während der Arbeitsspitzen, besonders zur Ernte, mußten viele Tagelöhnerinnen beschäftigt werden, denn Maschinen gab es kaum. Kamen die Frauen schon am Vormittag zur Arbeit, aßen sie auf den Höfen. Anschließend gingen sie dann nach Hause und nahmen in einem Eimer, den sie immer gleich mitbrachten, Mittagessen für die Familie mit, denn sie hatten dann ja keine Zeit zum Kochen. Es ist daher wohl zu verstehen, daß auf den Höfen viel eingeschlachtet werden mußte,. zumal frisches Fleisch nur zu den Festtagen, ausnahmsweise auch mal zu den Sonntagen, gekauft wurde. Bei meinen Eltern wurden in jedem Winter so viele Schweine geschlachtet, daß mindestens 21 Zentner Schlachtgewicht erreicht wurden. Dazu wurde noch ein Bulle oder ein Rind im Lebendgewicht von etwa 10 Zentner geschlachtet.

Allgemein wurde, außer wenn ungün-

stiges Wetter drohte, eine Mittagspause von 2 Stunden gemacht, denn die Pferde mußten auch mittags 2 Stunden gefüttert werden. In normalen Arbeitszeiten begann die Arbeit wieder um 13 Uhr, in der Erntezeit um 13½ Uhr und wenn es sehr heiß war, auch mal um 14 Uhr. Mit dem Aufhören am Abend wurde es nicht so genau genommen, das richtete sich ganz nach der vorliegenden Arbeit und dem Wetter. Vor Beginn der Arbeit am Nachmittag wurde in der Erntezeit zunächst Kaffee getrunken und etwas dazu gegessen. Gegen 16 Uhr gab es ein „Vesper" mit Kaffee und belegten Broten. Gern wurden dick mit gekochtem Speck belegte Brote gegessen. In der übrigen Zeit gab es gegen 15 Uhr Kaffee mit Butterbrot.

Während der Erntezeit wurden zusätzlich sog. „Ahrntenknechte" (Ernteknechte) beschäftigt. Diese Ahrntenknechte waren Ziegler, die sich nur bis zur Ernte verpflichtet hatten, weil sie selber eine kleine Stätte besaßen, auf der die Frau die Erntearbeit nicht allein bewältigen konnte, oder sie ließen sich für die Erntezeit von ihren Meistern beurlauben, was aber gleich bei der Anwerbung vereinbart wurde. Diese Ziegler wurden von ihren Arbeitskollegen auch „Anläuper" genannt, weil sie helfen mußten, den Betrieb im Frühjahr zum Anlaufen zu bringen, was besonders bei den „Handwerken" (hier wurden die Ziegel in Holzformen hergestellt) von großer Wichtigkeit war. Als die Handwerke immer mehr verschwanden und mit Göpeln oder Lokomobilen betriebene Pressen aufgestellt wurden, war auch die Zeit der „Anläuper" vorbei. In der Landwirtschaft wurden auch nicht mehr so viele Ahrntenknechte benötigt, weil Mähmaschinen eingesetzt wurden.

Als Erfrischungsgetränk gab es in der heißeren Jahreszeit, besonders während der Ernte „Brautwater" (Brotwasser). Oft wurden täglich 3—4 Brote „upschnien" (aufgeschnitten = verbraucht), da gab es viele „Knoiste" (Brotenden) und auch trockene Brotscheiben. Diese wurden in Wasser getan, welches dadurch, auch wenn es nicht mehr ganz kalt war, einen frischen Geschmack behielt und sehr durststillend wirkte. Davon wurde beim Einfahren ein Eimer auf die Deele oder in die Scheune gestellt und ein „Kaffekettel vull" (Kaffeekessel voll) mit auf das Feld genommen. Hier wurde das Gefäß an einen schattigen Platz oder, wenn die Möglichkeit bestand, in fließendes Wasser gestellt. Das Brot wurde nicht gegessen, sondern abends an das Vieh, meistens die Hühner oder anderes Geflügel, verfüttert.

War bei der eigentlichen Tagesarbeit Feierabend, wurden zunächst die „Obendwerke" (Abendwerke = Versorgung des Viehes) getan. Dann gab es als Abendessen das aufgewärmte Mittagessen. Reichte dies nicht, gab es noch eine Milchsuppe, in die Brot „geplockt" wurde. War ein besonders schwerer Arbeitstag gewesen und hatte die Hausfrau genügend Zeit gehabt, gab es gleichsam als Belohnung auch mal „Pannkeoken" (Eierkuchen) oder als besondere Delikatesse „Lippsken Pickert" mit viel Korinthen und Rosinen. Daß am Abend Butterbrot gegessen wurde, habe ich in meiner Jugend, außer wenn Besuch da war, nicht erlebt.

Einmal in der Woche gab es „Kartuffelpuffer" (Reibekuchen), in den für jeden ein Stück Blutwurst oder Speck gebacken war. Ein Puffer nahm die ganze Pfanne ein. War der Hausfrau mal eine Mettwurst „atzag" (grauer Rand) geworden, wurde diese in kleine Stücke geschnitten und in den Puffer gebacken. Das schmeckte sehr gut, gab aber hinterher viel Durst.

Als „Nachtisch" gab es fast täglich, im Sommer regelmäßig, „Plunnermelke" (saure Milch), die mit Zucker und Zimt bestreut wurde. Wer es mochte, krümelte noch Brot darauf.

Zucker war verhältnismäßig teuer und darum wurde damit auch gespart. Zum Süßen der Speisen wurden getrocknete

Äpfel oder Birnen oder der aus den „Hannigbirnen“ (Honigbirnen) gekochte Sirup (Birnensapp) verwendet. Deshalb standen auch auf jedem Hofe Apfel- und Birnenbäume, die möglichst süße Früchte trugen und „Hannigbirnbäume“ (Honigbirnenbäume). Die Birnen waren so kaum zu essen, eigneten sich aber besonders gut zur Herstellung von Sirup. Zum Süßen feinerer Speisen wurde mitunter auch Honig verwendet, den die früher auf fast allen Höfen gehaltenen Bienenvölker lieferten.

So hat alles seine Zeit, und wer weiß, wie in fünfzig Jahren über unsere jetzige Lebensweise geurteilt wird.

(Auszug aus meiner Zusammenstellung „Soll das vergessen werden?“)

Zum Schwengelrecht in Lippe

Von Senatspräsident am Bundesgerichtshof a. D. Dr. Friedrich Tasche

Wenn zwei mit dem lippischen Landesrecht besonders vertraute, auf eine fast fünfzigjährige Erfahrung zurückblickende Juristen auf eine Anfrage im Frühjahr 1967 sich dahin geäußert haben, ihnen sei das Schwengelrecht in der Praxis nicht begegnet, und wenn weiter der Landgerichtspräsident in Detmold im Jahre 1965 auf Grund von Erhebungen bei sämtlichen Amtsgerichten des Bezirks im Zuge der Vorarbeiten für ein nordrhein-westfälisches Nachbarrechtsgesetz berichtet hat, daß vom Schwengelrecht dort nichts bekannt sei, ist man leicht versucht anzunehmen, daß es ein Schwengelrecht im Bereich des früheren Landes Lippe nicht gegeben habe. Glücklicherweise gibt es zwischen Himmel und Erde aber Dinge, die, weil mit der größten Selbstverständlichkeit reibungslos sich abwickelnd, in Gerichtsakten keinen Niederschlag finden. So ist es auch bei dem Schwengelrecht. Denn schon der Landgerichtspräsident hebt in seinem Bericht hervor, nach Mitteilungen anderer Stellen bestehe in den südöstlichen Gebieten des ehemaligen Landes Lippe, vor allem im Amtsgerichtsbezirk Blomberg, ein Gewohnheitsrecht des Inhalts, daß Zäune, Bäume und Sträucher nur in einem Abstand von 50 cm von der Grenze zu einem landwirtschaftlich genutzten Grundstück gesetzt würden, damit der Nachbar in der Lage sei, die Ackerfurche bis zur Grenze zu ziehen. Ich selbst habe inzwischen in meinem Heimatdorf Ahmsen in Erfahrung gebracht, daß dort ein Landwirt im Jahre 1937 sich gegenüber einer Anlage der damals im Bau befindlichen Autobahn auf das Schwengelrecht berufen habe, und zwar mit Erfolg. Es kommt hinzu, daß mit den Verhältnissen auf dem Lande besonders vertraute Landwirte aus den verschiedensten Teilen des früheren Landes Lippe in Berichten an den Landesverband Lippe die Existenz eines Schwengelrechts fast allgemein bejaht haben; als einzige Ausnahme ist dabei auf das Bestehen eines nicht bewirtschafteten Grenzrains zwischen zwei Höfen in Brüntrup[1]) hingewiesen worden. Weiter ist von Bedeutung, daß in den südlichen Teilen der (früheren) Provinz Hannover, in der ebenfalls wie in Lippe bis 1900 das Gemeine Recht galt, die Existenz eines Schwengelrechts als Regel bezeugt wird[2]), und ebenso auch für den früheren Landesteil Pyrmont[3]), also für an das Land Lippe angrenzende Gebiete. Vor allem aber ist zu beachten, daß ohne die Existenz eines Schwengelrechts die Landeskultur hätte Schaden leiden müssen, indem zwischen den Grundstücken von Nachbarn unbestellte Streifen (Grenzraine) hätten liegen bleiben müssen, die als Ungeziefer-unterschlupf und Unkrautherde nach bei-

den Seiten sich schädlich auswirken würden. Da solche unbestellten Grenzraine, von einer durch besondere Verhältnisse wohl zu begründende Ausnahme abgesehen, nirgends im früheren Lande Lippe vorhanden waren und sind, muß man m. E. mit voller Sicherheit die Existenz eines Schwengelrechts für das Gebiet des früheren Landes Lippe bejahen[4]). Es bestand kraft Gewohnheitsrechts und ist auf Grund von Art. 124 EG BGB auch über den 1. Januar 1900 bestehen geblieben.

Durch das Schwengelrecht wird es dem Eigentümer landwirtschaftlich genutzter Flächen ermöglicht, sein Ackerland bis zur Grundstücksgrenze ordnungsmäßig zu bestellen und zu bearbeiten. Zu diesem Zweck hat der Grundstücksnachbar auf seinem Grundstück einen Streifen von der Breite einer Schwengellänge entlang der Grenze frei von Bäumen, Sträuchern, Stauden, Zäunen, Pfählen, Wällen und dergl. zu halten; umgekehrt kann der andere Nachbar in dieser Breite bei der Bearbeitung seines Ackers das Nachbargrundstück benutzen durch einen die Grenze überragenden Zugschwengel, durch ein Pflugrad und vor allem durch ein Zugpferd[5]). Das Schwengelrecht hat also seine Bedeutung für die erste bzw. letzte Furche in der Längsrichtung des Feldes. Anders ist es mit dem Anwenderecht, nämlich dem Recht, beim Pflügen oder Eggen usw. am Kopfende des Feldes das Ackergerät nebst Gespann über die Grenze auf den Nachbaracker zu leiten und dort zu wenden[6]). Während das Schwengelrecht der Landeskultur förderlich ist, ist das Anwenderecht ihr abträglich wegen seiner starken Einwirkungen auf das Nachbargrundstück. Mit dem Anwenderecht brauche ich mich nicht zu befassen, da es für den Bereich des früheren Landes Lippe nicht feststellbar ist.

Im allgemeinen wird die Auffassung vertreten, daß das Schwengelrecht einen Streifen von 60 cm umfaßt, nämlich die Länge eines Pflugschwengels. Da dessen Länge jedoch nicht einheitlich ist (ein Schwengel muß so lang sein, daß die Hinterbeine des Zugtieres durch die am Schwengel befestigten Zugstränge seitwärts nicht belästigt werden), wird man Abweichungen tolerieren müssen. Interessant ist, daß im Entwurf eines Niedersächsischen Nachbarrechtsgesetzes[7]) das Schwengelrecht auf 60 cm bemessen worden ist, ebenso auch im Nachbarrechtsgesetz selbst[8]), während im Entwurf eines nordrhein-westfälischen Nachbarrechtsgesetzes[9]) ein Grenzstreifen von 50 cm vorgesehen ist, ein Abstand, der in Kreisen der Landwirtschaft allgemein als ausreichend angesehen wird.

Mit dem Verschwinden der Zugtiere (Pferde, Ochsen, Kühe) aus der Landwirtschaft und dem immer stärker aufkommenden Schlepperbetrieb stellt sich die Frage, ob das Schwengelrecht auch für den Einsatz von Schleppern seine Bedeutung hat. Die Frage wird überwiegend bejaht. Ich selbst möchte sie auch grundsätzlich bejahen. Wie aber bei der Verwendung von Zugtieren das Schwengelrecht unter möglichster Schonung der Belange des Nachbarn auszuüben war, so muß das ganz besonders auch beim Einsatz von Schleppern gelten.

Das Schwengelrecht gilt nur für die Feldmark, nicht für die Dorfmark; es soll ja die landwirtschaftliche Nutzung von Grundstücken fördern. Ob durch die Einbeziehung bisheriger Teile einer Feldmark in das Bebauungsgebiet der Dorfmark durch einen Bebauungsplan bereits das Schwengelrecht entfällt oder erst, wenn auf Grund des Bebauungsplans tatsächlich eine Bebauung stattgefunden hat, ist zweifelhaft. Mir erscheint der letztere Standpunkt zutreffend[10]), soweit nicht eine abweichende gesetzliche Regelung getroffen ist.

Auf diese mehr grundsätzlichen Ausführungen zum Schwengelrecht möchte ich mich hier beschränken. An der Behandlung weiterer Fragen dürfte bei den Le-

sern dieser Zeitschrift auch kaum ein Interesse bestehen, zumal im Bereich des früheren Landes Lippe anscheinend keine besonderen Meinungsverschiedenheiten in Einzelfragen hervorgetreten sind.

[1]) Es handelt sich dabei um dieselben Höfe, zwischen denen bereits vor fast 300 Jahren ein jahrelanger Streit bestanden hat — Gegenstand von Kiewnings Roman „Von Rechts wegen", 1911 — und zwischen denen auch später noch anscheinend über Generationen hinweg Streit bestanden hat. Auf dieses besondere Verhältnis dürfte die einzige Ausnahme zurückzuführen sein.

[2]) Tesmer, RdL 1957, 145, 146.

[3]) Meisner/Stern/Hodes, Nachbarrecht, 4. Aufl. 1964, § 28 III S. 509.

[4]) Auch im „Landwirtschaftlichen Wochenblatt" für Westfalen-Lippe, Nr. 1/1966 wird aus dem Fehlen von Feldrainen der Schluß auf das Bestehen eines Schwengelrechts gezogen.

[5]) Glaser/Dröschel, Das Nachbarrecht in der Praxis, 2. Aufl. 1966 S. 258; Meisner/Stern/Hodes a. a. O.

[6]) Glaser/Dröschel a. a. O. S. 259.

[7]) Drucksache Nr. 839 des Nds Landtags, 5. Wahlperiode, § 30.

[8]) Niedersächsisches Nachbarrechtsgesetz v. 31. 3. 1967 (NdsGVBl. 91), § 31.

[9]) Drucksache Nr. 212 des Landtags Nordrhein-Westfalen, 6. Wahlperiode, § 32.

[10]) So auch LG Lüneburg, RdL 1961, 162 = NdsRpfl 1961, 149; a. A. LG Hanau, RdL 1957, 39.

Die Spruchweisheit der Lipper

Von Wilhelm Süvern

IV

Vom Essen und Trinken

„Der Lipper liebt starke, schwer zu verdauende Speisen. Gewöhnlich ißt er viermal des Tages, des Morgens, des Mittags, des Nachmittags und des Abends. Letztere Mahlzeit ist die stärkste und heißt Nachmisse. Nach eingenommener Abendmahlzeit legt er sich gleich zu Bette." So berichtet G. K. v. Cölln 1784 von den lippischen Bauern. Auch viele alte Sprichwörter geben davon Kunde, daß es der Lipper allezeit mit gutem Essen und Trinken gehalten hat. Wer tüchtig arbeiten müsse, der müsse auch tüchtig essen, wie der Soldat, der schießen solle, zuerst auch gut laden müsse:

„Wer scheuten sall, mot laen, wer arbeun soll, mot eeten!" (Pe)

In der Ausmalung guter Mahlzeiten konnte man schwelgen, das Schlaraffenland stellten sich die alten Schlemmer aus Bergen von Butter und Tälern von Grütze vor:

„Wenn olle Berge Botter wörn
un olle Grünne Grütte,
de Sunne up de Berge schuin:
Wat soll dat för eun Freeten suin!" (Pe)

Hammelfleisch mit Rüben war ein anderes Leibgericht:

„Heu, heu, Hammelfleusk!
Reuben dorup!
Luibetken, Leppel her!
Greutken, füll up!" (Pe)

Oder große Bohnen mit Speck:

„Graute Baunen met Speck!
Wer de nich mag, de es eun Geck!" (O)

Und Pellkartoffeln mit Speck- und Zwiebeltunke:

„Kür mui nich van Baßkatuffeln met Speck un Suipel, eck kruige süss Hunger!" (O)

Und Braten aller Art, besonders Schweinebraten:

„Olle Brohns mag eck geern, iutnomen Schwuinebrohn, den mag eck unbännig geern! (O)

Ein gutes Frühstück mit Speck, Brot und einem Schnaps ist aber auch nicht zu verachten:

„Eun geoet Freohstücke es better os eun leije Middag.“ (O)

Tüchtige Fresser und Schlemmer hat es ja überall und zu allen Zeiten gegeben, aber die Alten hatten wohl nicht unrecht mit ihrer Meinung, daß unmäßiges Essen nicht ein Geburtsfehler sei, sondern von den Eltern verschuldet werde, die in ihre Kinder alles hineinstopften, was nur hineinging und sie so zu Fressern machten:

„Et werd nen Fretter born, heu werd dateo maket!“ (Pe)

Es gehörte schon viel dazu, einen solchen Fresser satt zu kriegen:

„Stoppe in'n Gierhals seo vell diu wutt, satt kriegst diu 'n doch nich.“ (O)

„Eeten un drinken es suin beste Handwerk.“ (O)

„Frettsack hät olle Dage suine Luifkost.“ (O)

„Heu frett ossen Deskekeerl.“ (W)

Das letzte Sprichwort erinnert an die Drescher, die Tag für Tag mit ihren Dreschflegeln auf den Bauerndeelen das Korn druschen, bei ihrer schweren Arbeit stets mächtigen Hunger hatten und eine reichliche Kost verlangten. Den vielen Staub spülten sie mit Branntwein hinunter.

Für die meisten Familien im alten Lippe war der Tisch nicht so reich gedeckt, in den Katen der „kleinen Leute“ war Schmalhans oft Küchenmeister. Oft war das einzige Tagesgericht „de Siupen“, eine dünne Mehl- oder Grützesuppe. Dann hieß es:

„Siupen, wenn eck upstoh,
Siupen, wenn eck int Bedde goh,
Siupen olletuit
makt mui den Biuk seo wuit!“ (Pe)

Brauner Kohl, in dem ein paar kleine Speckgrieben oder Schremen wie Läuse schwammen, war auch ein recht mageres Gericht, und der Mann sagte dann wohl:

„De Lius in'n Potte well den Kaul nich fetten!“ (Pe)

Aber die Frau, die nichts anderes zu kochen hatte, konnte dann wohl spitz erwidern:

„Better 'ne Lius in'n Kaul os gar nen Fett!“ (Pe)

Wenn aber im Frühjahr die Kuh nicht mehr trocken stand und wieder melk geworden war, dann wurde auch die Kost besser; denn dann gab es „Melksiupen“ met Grütte eoder met Schillegesten“, Milchsuppe mit Hafergrütze oder geschälter Gerste, Graupen, natürlich nicht mit dem für kleine Leute meist unerschwinglichen Zucker, sondern mit Salz gewürzt. Doch für einen stark arbeitenden Mann war auch das keine ausreichende Speise, denn die Milch machte wohl zuerst einen vollen Balg, gab aber nur wenig Fett, kein Talg und keine rechte Kraft.

„De Melke baljet wall, öbber seu taljet nich.“ (Pe)

Man mußte tüchtig Brot hineinplocken können, dann ließ sich's schon aushalten:

„Melksiupen es geot buiteo, öbber dat leube Braut mott et deon.“ (O)

Von einem heiratsfähigen Mädchen, das aus guten Verhältnissen kam, „in geoen Stüften“ war, sagte man:

„Et hät düjet wat inne Melke teo brokken!“ (B)

Ja, wer genug zu essen hatte, von dem hieß es:

„De kann sick düjet wat achter de Westen packen.“ (B)

Ein anderer, der keinen Verdienst hatte, mußte gestehen:

„Eck mott dat Miul uppen Pinn hangen!“ (B)

Mitunter wurde dieses drastische Wort auch scherzhaft gebraucht. Eine Frau, die für Mann und Kinder zu Mittag eine Überraschung bereit hatte, die sie ihnen noch nicht verraten wollte, erwiderte auf

die Frage, was es denn heute zu essen gäbe:

„Witt vandage den Mund an'n Haken hangen!" (O)

In Notzeiten aber konnte man oft das recht bittere Wort von den fünf Sinnen der armen Leute vernehmen:

„Hunger un Kummer un Frost un Dost un nicks in'n Luiwe: Dat sind fuiwe!" (B)

Nun, nicht immer waren die Zeiten schlecht, und an Feiertagen, an Hochzeiten und Kindtaufen und sonstigen Festen, da wurde gegessen, was der Bauch fassen konnte. Wer noch vor vierzig oder fünfzig Jahren einmal eine rechte Bauernhochzeit mitgemacht und den Landleuten beim Essen zugeschaut hat, der weiß, daß auch für sie noch das alte Sprichwort galt:

„Better dat de Biuk bässet os dat de Kost verderwet!" (Pe)

Wenn dann auf die Kartoffelberge und die mächtigen Fleischklumpen und all das andere gute Essen zuletzt noch die großen Schüsseln mit „dicken Reis", mit Zucker und Kanehl überstreut und mit brauner Butter übergossen, in die Bäuche gefüllt und doch nur halb leer geworden waren, dann konnte ein Teilnehmer, in Erinnerung an all die Genüsse und mit Bedauern über die Unzulänglichkeit seines Fassungsvermögens wohl ausrufen:

„Oh, de velle leube Ruis, un de velle, de do nau was!"

Sprechen wir vom Trinken! Der Kaffee, heute unser tägliches Getränk, ist erst im vorigen Jahrhundert allmählich in Mode gekommen. Vorher war er den „contribuablen Untertanen" verboten, Bauerrichter und Untervögte mußten, wo sie Verdacht auf den unerlaubten Genuß schöpften, Nachschau halten und Kaffeebohnen und Kaffeegeschirr beschlagnahmen. Neben der Milch war das selbstgebraute leichte Bier das allgemein übliche Getränk, Warmbier, Eierbier und Biersuppe galten als gut bekömmlich und „köstlich für Kenner, Kinder und Kranke". Nur die wohlhabenden Stadtleute und die Herrschaften tranken auch Wein.

Im 18. Jahrhundert aber hat der Branntwein unsere Städte und Dörfer erobert. Mit der Verleihung von Brennereiberechtigungen ohne Maß und Zahl schuf sich die Rentkammer des Landesherrn eine ertragreiche Einnahmequelle. Erlaubte und unerlaubte „Branntweinsblasen" waren in fast allen Kirchdörfern in Betrieb, und zum winterlichen Kirchgang nahmen die Bauern oft einen Schnapsbuddel mit, um sich im eiskalten Gotteshaus wenigstens innerlich zu wärmen. So ist der Branntwein im Lipperlande eine Art Nationalgetränk geworden. Zum Frühstück und zum Vesperbrot gehörte ein Schnaps, in den Krügen kam es unter den Betrunkenen oft zu gefährlichen Schlägereien.

Um das verderbliche Schnapstrinken zu bekämpfen und die Leute wieder an das Biertrinken zu gewöhnen, gründete die Rentkammer 1825 die Schloßbrauerei Brake; Amtleute und Ärzte, Pastoren und Lehrer schlossen sich zu Biervereinen zusammen. Aber noch in diesem Jahrhundert konnte man in unsern Dörfern oftmals alte Säufer durch die Straßen torkeln oder im Graben liegen sehen. Unsere plattdeutschen Sprichwörter und Redensarten erzählen uns von diesem alten „Nationallaster" in vielen Ausdrücken für den Zustand der Betrunkenen:

„Heu süppt sick geern eunen achter de Binnen." (B)

„Düsse Keerl kickt teo deupe int Glas." (W)

„Heu hät sick eunen mülmert." (B)

„Heu gütt sick ollhanden eunen up de Lüchten." (B)

„Heu bührt teo faken den lütken Finger inne Höchte." (B)

Das letzte Wort drückt treffend die typische Bewegung des Trinkers aus, der mit abgespreiztem kleinen Finger das Glas zum Munde führt.

Noch eine ganze Anzahl plattdeutsche Ausdrücke dieser Art ließen sich anführen, darunter auch jenes bittere Wort einer Bauersfrau über ihren trunksüchtigen Mann:

„Heu geut jeuden Dag os Fickel weg un kümmt os Schwuin wedder!" (B)

Manch schöner Hof ist einst dem Besitzer durch die Kehle geronnen, in dem kleinen Branntweinglas ist, bildlich gesprochen, mancher ertrunken:

Seo lütk eun Brannewuinglas iutsuit, et esser doch oll mänjer inne versopen." (O)

War aber Hab und Gut zerronnen, so wollte keiner mit dem verkrachten Trinker mehr etwas zu tun haben. Dann konnte er sagen:

„Do eck satt bui Sang un Spell,
hadde eck van Frünnen vell;
do eck öbber kamm in Naut,
wören muine Frünne daut!" (O)

Natürlich war es nicht das Trinken allein, das so manchen Besitz unter den Hammer brachte. Auch das folgende Sprichwort hat recht:

„Wenn de Biuer jaget, laupet de Köjje iuten Stalle." (Pl)

Denn das Jagen und das Trinken in fröhlicher Gesellschaft: der Bauer, der seinen Hof in Schuß halten wollte, hatte kaum dafür Zeit, von früh bis spät mußte er auf dem Posten sein. Mit dem Hahnen müsse er aufstehen und mit den Hühnern zu Bette gehn, sagte man.

„Uppen Biuernhowe werd dat Geld vör seß Iuer morns verdeunt!" (Pl)

Von Geld und Gut

„Geld, Geld! schreit die ganze Welt!" war schon im 18. Jahrhundert das Thema einer lateinischen Redeübung Lemgoer Gymnasiasten. Reich sein, Geld und Gut haben, das war auch der Traum unserer mit Glücksgütern größtenteils nicht gesegneten lippischen Landleute.

„Seo geut dat inner Welt: De eune hät den Buil, de annere hät dat Geld!" (Pe)

Ab und zu gelang es mal einem, eine Speiche oder einen Lüns des goldenen Wagens zu bekommen, um den er sich mühte:

„De no'n güllen Wagen ringet, krigt ollhanden 'n Speiken dovan." (W)

Und wer großes Glück hatte, dem konnte schier Unmögliches gelingen:

„Den dat Glücke söcht, bui den kalwet auk de Ossens." (Pl)

Auch wechselte das Glück im Laufe der Zeit mal den Besitzer:

„Baule wonnt dat Glücke unnern, baule boben in'n Dörpe." (B)

„Geldsack un Beddelsack hanget nich hunnert Johr in dersülben Dür." (Pe)

Doch für den Armen war das meist eine wage Hoffnung.

„Wenn eun arme Duiwel nicks häbben sall, verlüßt heu dat Braut iuten Sacke." (Pe)

Auch war es kein Trost für ihn, daß er nicht zu kontribuieren, keine Steuern zu zahlen brauchte:

„Häste nicks, denn briukster nich van konterbirn!" (O)

Zwar konnte er dem Würste sammelnden Küster trotzig sagen:

„Iuten Rüenstalle sind nenne Wöste teo halen!" (W)

Doch voller Neid schaute er auf den reicheren Nachbarn:

„Den Ruiken stoht jümmer Dür un Dor meier open osse den annern!" (W)

Um Schulden zu bezahlen, mußte er sein Rindvieh früh abstoßen, er wurde es so schnell los wie der Reiche seine Töchter:

„Armer Luie Kälwer un ruiker Luie Döchter kumt baule an'n Mann." (W)

Leistete er sich nur einmal ein gutes Gericht, so wurde das im Dorfe genau so beklatscht wie das ewige Weh und Ach vornehmer Leute:

„Armer Luie Pannkeoken un ruiker Luie Krankheuten riuket gluik wuit!" (Pe)

Ließ er aber seinen Neid merken, dann wurde ihm lachend entgegnet:

„Wo geern frett de Katte Wost, wenn se man de Hiut hädde!“ (W)

Hatte sich ein Bauer durch eigene Schuld um Hab und Gut gebracht, dann konnte er kaum Mitleid und Hilfe erwarten:

„Wo keun Geld mehr es, do heuert de Fründskopp up!“ (Pl)

Mit den Durchbringern und Verschwendern kannten unsere Vorfahren kein Erbarmen, eine Anzahl von alten Sprichwörtern warnen vor Verschwendung, vorm Weintrinken, davon der Bauer Läuse bekäme, vor den Plückeschulden, die den Boden vor der besten Tür aufweichten, vor den vielen kleinen Ausgaben, mit denen man gleich einzelnen Federchen den ganzen Vogel allmählich kahl pflückt, vor dem Schmännen, dem Schmandlecken und Schlickern, vor dem Tweesschruiben, dem Wechselschreiben, vor dem leichtsinnigen Bürgen und dem üppigen Bauen. Hören wir die Worte der Alten:

„Sawwelregen un Plückeschullen weuket anner besten Dür.“ (Pe)

„Van'n Wuindrinken kriggt de Biuer Luise!“ (Pe)

„Wer metter Miulen schmännet, kann metter Meese bottern!“ (Pe)

„Bui entelen Fedderkens plückt man den Vugel kahl.“ (Pe)

„Tweesschruiben döcht nich förn Biuersmann!“ (O)

„De Doddelkopp woll wuisen, dat heu schruiben konn, da schreiw heu twees!“ (O)

„Dür de Kaffemöllen kann man den gröttsten Biuernhoff dreijen.“ (B)

„Es de Hals auk nau seo enge, et kanner eun Könkruik dürgohn.“ (O)

„Et es teo late spart, wenn de Bottern uppen Grunne es!“ (Pe)

„Un es de Geldsack nau seo vull, diu kümmst doch uppen Grund, wenner jümmer buijeust.“ (O)

„Verschlickern und Verschlunnern bringt den Hiusholt inne Plunnern!“ (O)

„Wahrt juch vör Geotsejjen un Huiserbubben!“ (Pe)

„Vell teo deon met lütker Macht, hät oll vell teo Falle bracht!“ (B)

Die Sparsamkeit ist wohl immer eine charakteristische Eigenschaft der Lipper gewesen, seit Jahrzehnten war hier eine der höchsten Sparquoten in Deutschland. Daß aber, wie ein Witz aus unseren Tagen wissen will, der erste typische Schotte ein wegen Verschwendung ausgewiesener Lipper gewesen sei, das scheint mir doch leicht übertrieben zu sein. Allerdings war hierzulande in alten Zeiten die Grenze zwischen Sparsamkeit und Geiz nicht immer genau anzugeben. Wer aber die Armut weiter Volkskreise jener Zeiten bedenkt, der wird auch das Wort zu würdigen wissen:

„Wat better es ossen Lius, dat motten metniemen no Hius!“ (W)

Es galt, auch das Kleinste nicht verkommen zu lassen und zu handeln wie jener alte Hausvater, der ein Stück Holz unter dem „Imtepott“ wegnahm, in dem das Mittagessen brodelte, mit den Worten:

„Et kann nich meier osse koken.“ (O)

Oder wie die alten „Holtkläuber“, die sorgsam die abgesplitterten Späne zusammenrakten:

„Speune sind auk Holt!“ (Pl)

Mit dem Pfennig fing das Sparen an:

„Eun Pennk es nich vell, öbber et könter Grössens un Dalers van wern!“ (O)

Lockt doch jeder gesparte Pfennig den nächsten an wie ein Bruder den anderen:

„De Pennk well 'n Breoer häbben!“ (Pe)

Und gar der Groschen! Ihn galt es noch weit mehr zu hegen als den kleinen Pfennig:

„Draije den Grössen weckemole inner Hand ümme, bevör diu 'n iutgifst!“ (O)

„Wer versteut, de Grössens teo Dalers teo maken, de kann an Geld kumen!“ (O)

Ging die Jugend zum Jahrmarkt, dann schärfte man ihr ein, zu jedem recht

freundlich und höflich zu sein, aber nicht zu offen mit dem Geldbeutel:

„Langsam teon Buil un hurtig teon Heot, helpet mänjen jungen Bleot!“ (Pe)

Vor den so freundlich und zutraulich sich anschmusenden Marktleuten mußte man sich besonders in acht nehmen:

„Tasken teo, wenn de Luie seo frünlick ankumt!“ (O)

Doch alle Mahnungen fruchteten bei Kindern und Toren ja wenig:

„Wenn Kinner un Dauern teo Markte goht, seo kruijet de Kraimers Geld!“

Darum hielt ein sparsamer Hausvater seine Marktläufer auch knapp bei Mitteln und scherte sich nicht darum, wenn sie über ihn maulten:

„Heu hölt den Diumen uppen Buil!“ (Pl)

Keine unnötige Kleiderpracht!

Besser das Geld für den neuen Rock in der Tasche behalten, als wie ein Herr damit zu strunzen!

„Et es better den Rock inner Tasken osse an'n Luiwe!“ (W)

Der alte Rock tat es ja noch gut, er ließ sich noch flicken! Das sollte sogar Glück bringen. Es hieß ja:

„Wer dat Tuig uppen Luiwe flicket, naijet dat Glücke met an!“ (Pl)

Keine Schlickereien!

„Wer sporen well, mott metten Halse anfangen!“ (O)

Wollte der Mann in den Krug gehen, so bekam er von seiner sparsamen Hausehre wohl die Worte mit:

„Van'n Geldiutgieben es nau nemmet ruike worn!“ (O)

Nun, er nahm sich schon in acht und gab sich beim Kartenspielen gern mit der Rolle des Kiebitzes zufrieden, dabei konnte er ja keinen Groschen verlieren und hatte trotzdem seinen Spaß:

„Teoseun es dat beste Spell!“ (W)

Vor allem nicht zu viel Geld ins Bauen stecken! Schon manchem war des schlecht bekommen. Gewiß, ein schönes neues Haus zu bauen, das war eine Lust, aber:

„Buien essen Lust, wer't Geld hät!“ (W)

Aber das alte Haus tat es ja auch noch, und:

„Wat man nich bürn kann, mott man lijjen loten!“ (W)

Vor allem aber eins: Kein Geld verleihen, und wenn's der beste Freund ist!

„Wer Ärger häbben well, mott geoen Frünnen Geld leinen!“ (O)

„Wer ollen Minsken helpen well, de deut sick sülben teo kort.“ (O)

Gewiß, das war manchmal nur eine faule Ausrede für die Geizigen, aber zu große Freigiebigkeit war auch nicht gut, und man wollte ja auch leben!

„Wer Stiuten eeten well, draff den Weuten nich inne Peere stoppen!“ (O)

Klug mußte man umgehen mit dem Gelde, für Geld konnte man vieles erreichen:

„Geld well 'n kleoken Heern häbben!“ (Pl)

„Vör Geld kann man Sucker kaupen!“ (Pe)

„Wer Geld hät, kann den Duiwel danzen loten!“ (W)

Doch der Geiz war auch kein guter Begleiter im Leben, alle Sparsamkeit mußte ihre Grenze haben! Wer gar zu schrappig war, der wurde auch nicht geachtet. Sparsamkeit war eine Tugend, Geiz aber galt auch im alten Lippe als Laster. War einer so ein Grenzgänger zwischen den beiden Welten, so stichelte man, er sei blöde in der Tasche, er gönne sich keine Brotrinde, er hätte wohl ein gutes Herz, aber keine offene Hand, und was dergleichen Reden mehr waren:

„Heu es bloie inner Tasken.“ (Pe)

„Heu gäube wall den annern wat, hät öbber bleoß dat Geld teo leuf.“ (O)

„Heu günnt sick sülben nich 'n Kösken Braut.“ (O)

„Heu hät wall 'n geoet Herte, öbber nenne opene Hand.“ (O)

Nicht selten war der Geiz auch mit kirchlicher Frömmigkeit gepaart, doch muß gesagt werden, daß man christlich gesinnte

Leute ja immer mit besonders strengem Maße mißt und daß man Einzelfälle nicht verallgemeinern darf wie das folgende Wort:

„Fromme Luie sind griddig!“ (W)

Aber der folgende Vorwand des Geizigen scheint doch nicht selten gewesen zu sein:

„Dat most diu den Herrgott befellen! seggt de Guizkragen, wenn heu den Weg inne Tasken nich finnen kann.“ (O)

Für die schlimmen Geizhälse gab es auch schlimme Sprüche:

„Heu sitt up suinen Gelle os de Duiwel up suiner Seule!“ (Pl)

„Den fällt keun Penk iuter Tasken, wenn man'n auk uppen Kopp stellt!“ (W)

„Fritken gift geern, bleoß tweu möt 'n haulen, de drüdde nimmt 'n dat Geld iuter Tasken, un denn bölkt heu nau ossen Pöttker!“ (B)

„De lött sich förn Pennk un 'n Schluck eun Lock dürt Schienbeun bohrn, wenn heu auk förn Daler Puine hät!“ (B)

Doch mit dem Tode ist auch für den größten Geizhalz alles vorbei, lachende Erben raken alle seine zusammengeschrappten Güter auseinander.

„Mänje Gnatzhammel soll man wieten, wo et suinen Dalers geut no suinen Daue!“ (O)

Von der Arbeit und den Arbeitern

Weit über die Grenzen unserer Heimat hinaus ist der Lipper als guter Arbeiter bekannt geworden, vor allem unsere Ziegler haben diesen Ruhm erworben. Vielleicht sind wir nicht so schnell, so hitzig bei der Arbeit wie die Schwaben; ein Sprichwort wie: „Schaffe, schaffe, Häusle baue!“ hat es im Spruchschatz der Lipper nicht gegeben. In der „Charakteristik der lippischen Bauern“ von 1784 heißt es: „So tätig als im südlichen Teile von Deutschland ist das Volk in diesen Gegenden nicht. Aber arbeitet es einmal, so beschickt es auch ungleich mehr als jenes. Es ist schwer zu rühren; ist es aber gerührt, so kann man auf die Fortdauer seiner Empfindung bauen.“

Diese Worte wurden zu einer Zeit geschrieben, als auch der tüchtigste Arbeiter mit all seinem Schaffen kaum jemals über die Grenzen seines Standes hinauskommen konnte. Dem Spinner und dem Weber, dem Ackerknecht und dem ländlichen Handwerker war es fast unmöglich, soviel mit seiner Arbeit zu verdienen, daß er ein eigenes Haus mit etwas Gartenland erwerben konnte. Auch die Bauern des 17. und 18. Jahrhunderts kamen nur selten voran.

So war das Arbeiten in alter Zeit ein hartes Muß. Man arbeitete um zu leben, seine Familie zu ernähren und seine Abgaben zu bezahlen, und man mußte froh sein, wenn man gesund blieb und rund kam. Mehr als der Wille trieb das Müssen den Menschen an, es war der dicke Nagel, der ihn an seine Arbeit fesselte, der ihm auch die Kraft zum zähen Durchhalten gab:

„Mott drift meier osse Will!“ (Pl)

„Mötten gift Kraft!“ (W)

„Mötten essen Donne-Nagel!“ (W)

Erst mit der Befreiung der Volkskräfte im 19. Jahrhundert ist das anders geworden, nun konnte gute, treue Arbeit auch Erfolg und wirtschaftlichen Aufstieg bringen. Damit war ein neuer und mächtiger Antrieb zum Schaffen gegeben. Der tüchtige und fleißige Arbeiter, der auch vor der schwersten und schmutzigsten Arbeit nicht bange war, wenn sie ihm guten Verdienst einbrachte, hatte nun gute Aussichten. Unsere Ziegler, die es mit Fleiß, Tüchtigkeit und Strebsamkeit zum Brenner oder Meister brachten, sind das beste Beispiel, sie waren den starken Hunden vergleichbar, die auch die härtesten Knochen bissen, wenn sich's lohnte:

„Wo Knoken sind, de döjet,
sind auk Rüens, de se möjet!“ (W)

Und auf das Mögen kommt ja doch viel an bei jeder Arbeit.

„Möjen es de halwe Arbeut." (W)

„Lust un Leufde teon Dinge
makt olle Arbeut geringe." (W)

Der leistungsfähige und zuverlässige Arbeiter ist immer gern gesehen. Die schwierigsten Arbeiten meistert er, man wird ohne ihn nicht fertig. Das erfüllt ihn mit Stolz, wird es ihm aber doch mal zu viel, so kann er wohl knötterig werden und sagt verdrossen:

„Eck sall jümmer der Katten den Steert haulen!" (B)

oder:

„Eck mott jümmer der Uißen den Kopp afruiten!" (Pe)

Doch dann bekommt er lachend zu hören:

„Womet man sick angift, domet hät man suine Last." (Pl)

Durch treue Arbeit kann jeder weiterkommen:

„Wenn man bui lütken faken wat deut, do kann 'n grauten Schatt van wern." (Pe)

Zwar sind nicht immer gleich große Erfolge zu erwarten, meist geht es nur langsam aufwärts, gleichsam löffelweise:

„Kümmt et nich metten Scheppel, seo kümmt et doch metten Leppel!" (W)

Steht man vor einem neuen Lebens- und Arbeitsabschnitt, vorm Antritt einer neuen Stelle, vor einem Werk, das einem viel Sorge und Mühe machen wird, so kann's einem sein, als träte man einem bissigen Hofhund entgegen. Mut und Zielstrebigkeit sind nötig, über einen solchen Hund hinwegzuschreiten. Hat man das geschafft, so wird's leichter:

„Kümmt man öbern Rüen, kümmt man öbern Steert!" (W)

Tägliche treue Arbeit war für unsere Vorfahren etwas Selbstverständliches, darüber brauchte man nicht viel Worte zu machen. Jeder hatte seine Pflichten, mußte sie erfüllen und sich mit ihnen abfinden. Zum „Leddiggehen" hatte man keine Zeit, das war nur was für feine Herrschaften. Sie waren zu beneiden:

„Geot, wenn eune morns leddiggohn kann, dat heu 'n Nomdag för sick hät!" (O)

Aber unter diesen Leuten gab es auch welche, die sich Arbeit machten, obwohl sie es doch gar nicht nötig hatten und ihre Dienstboten für sich arbeiten lassen konnten. Einer trieb dies, der andere das, worüber ein einfacher Mensch nur den Kopf schütteln konnte. Leddiggängers kamen ja auf die merkwürdigsten Sachen. Doch was sollte man dazu sagen?

„Wer nenne Arbeut hät, de makt sick wecke!" (W)

Anders war es mit den Faulenzern, den Leuten von geringem Stande, die ihre tägliche Arbeit hatten wie man selber. Da waren die faulen Spinnerinnen, die den Tag verklöhnten und erst abends in der Uhlenflucht schnell Spinnrad und Haspel aus der Ecke holten:

„Det Obends inner Iulen,
denn spinnet de Fiulen,
denn geut dat Rädken klipp un klapp,
denn hädden seu geern uppen Haspel wat!" (Pe)

Da waren auch jener faule Fuhrmann und dieser verdrossene Ackerknecht: jede Arbeit und Mühe wurde ihnen zu viel:

„Eun fiule Fohrmann spannt leuber iut osse an." (Pe)

„Eun fiule Knecht wünsket, dat inner Wieken sieben Fuierdage wörn!" (Pe)

Schlimmer noch war es mit einem faulen Bauern, der alles verschlundern ließ, der seinen Handstock, den Dreschflegel, nicht rühren wollte. Das konnte ja keinen guten Gang gehen, eines Tages würde er mit dem weißen Stock ins Elend ziehen müssen, denn:

„Wer den Handstock nich reujen well, kann metten witten Stocke van'n Howe wanken!" (O)

Das geschah ihm auch recht, diesem schlechten Haushalter, selbst das reife Obst hatte er verkommen lassen:

„Eun leije Hiusholler lött de Birn uppen Baume fiul wern!“ (O)

Es war ein Kreuz mit solchen faulen Menschen, die den andern ein Ärgernis waren. Obwohl sie nichts beschickt hatten über Tag, krochen sie früh wie die Hühner ins Bett, aus dem sie erst aufstanden, wenn die Schafe, die ja vorm Trocknen des Nachttaus nicht gehütet werden konnten, ausgetrieben wurden.

„Dat sind de Fiulen: Met den Hönnern teo Bedde gohn un met den Schopen wier upstohn!“ (W)

Ein lustiges Wort gab es von solchen faulen Schläfern:

„Eun warm Bedde un eun fiule Ees sind ossen Poor Briutluie, seu könt nich van'nanner kumen!“ (Pe)

Doch die Langschläfer hatten auch ihre Sprüche:

„Better de sick verschlöppet os de sick verlöppet!“ (W)

Sie würden die verschlafene Zeit durch Fixigkeit schon wieder einholen:

„Wer lange schlöppt un flink löppt, kümmt auk teoer Stiee.“ (W)

Wer sich richtig ausruhte, der brauchte nur die Hälfte zu essen:

„Riuhe un Rast es de halwe Mast!“ (W)

Als des Herrgotts Kostgänger konnten sie sich fühlen:

„De froih upsteut, suin Geot vertehrt, de lange schlöppt, den Gott ernehrt!“ (W)

Doch auf solche Sprüche bekamen sie dann auch wohl zu hören:

„Morgenschlop es wall soite,
helpet öbber nich up de Foite!“ (O)

Und solche „müden Krieger“ in Arbeit zu haben, auf dem Acker oder im Hause, das war schon ein Kreuz. Der eine wurde immer gleich nach dem Frühstück matt, der andere hatte Angst, sich zu bücken; die mit ihnen arbeiteten, ließen es an anzüglichen Sprüchen nicht fehlen:

„Heu werd jümmer gluiks no'n Froihstücke löjje.“ (Pl)

„Heu hät Angest, dat heu krumm werd, wenn heu sick bücket. (Pl)

„Dat essen sporsamen Minsken, de kümmt met weinig Arbeut iut!“ (Pl)

„Wo geern well heu buin Eeten stohn, wenn heu bui de Arbeut lijjen kann!“ (Pl)

„De hät den Rock anbehaulen, os de Arbeut verdeult word.“ (B)

„Heu früßt bui de Arbeut un schweit't buin Eeten.“ (B)

Bekanntlich werden ja die Faulen erst am Abend fleißig:

„Wenn de Sunne sacket in'n Westen, arbeujet de Fiule an'n besten!“ (Pl)

Aber man mußte sich fernhalten von solch faulen Kerlen, sonst kam man selbst in schlechten Geruch:

„Bui den Kröppels lehrt man hinken, bui den Fiulen lehrt man stinken!“ (Pe)

Neben solch faulen Arbeitern gab es auch noch andere, auf die ebenso wenig Verlaß war. Da war der Klüngel, der Vergeßliche, von dem es heißt:

„Olles vergett heu! Wenn den de Ees nich anwossen wör, hädde heu den auk oll vergetten!“ (B)

Da war der Nachlässige, der Schludrian, der keine Arbeit richtig zu Ende brachte. Er glich jenen vornehmen Kirchgängern, die in alter Zeit für sich das Recht in Anspruch nahmen, gleich nach der Predigt den Gottesdienst zu verlassen:

„Heu geut jümmer vörn lesten Gesang iuter Kerken.“ (B)

Da war der Drückeberger, der sich möglichst die leichteste Arbeit aussuchte. Er glich dem schwächlichen Pferd, das man am Wippende, am langen Hebelarm der Deichsel anspannte:

„Heu tuiht uppen Wippenne!“ (Pl)

Da war der Langsame, der Schlürer, der wie die Schnecke dahin kroch, den man im Gehen fast die Hosen flicken konnte:

„De kann met den Schnijjen wettlaupen!“ (O)

„Den kannste in'n Gohn de Bücksen flicken!“ (B)

„Wenn heu sick vörne bücket, denn es't uppen Nacken Middag un vör de Meese Fuierobend!" (Pl)

Da war der Unbeholfene, der Tocker, der immer zwei linke Hände zu haben schien:

Den geut de Arbeut vanner Hand os den Raben dat Floiten!" (Pl)

Da war der Klabastermeier, der so hastig herumwuselte wie ein Pawömmel, ein Mistkäfer, und doch das meiste verkehrt machte:

„Heu hät et seo hille ossen Pawömmel in'n Galopp!" (Pl)

Und da war schließlich auch jener Unglücksrabe, der sich immer selbst im Wege stand und zu keiner Arbeit richtig zu gebrauchen war:

„Suin Pott es jümmer ümmedreijet, wenn't Brüjj regent!" (B)

Alle diese Typen waren Ausnahmen, doch in jedem lippischen Dorfe konnte man sie finden. Sie wurden aufgezogen nach Strich und Faden, waren die Zielscheibe des Unwillens und des Spottes ihrer Nachbarn. Bessern konnte man sie kaum, und ausgestorben sind sie auch heute noch nicht.

Berühmte Lipper

Emil Ludwig Tasche (1766-1806) — Der Pestalozzi Lages

Von Rudolf Köller

Aus einem alten Friedhof am Eingange der Eichenallee ist von der Stadtverwaltung mit sorgsamer Hand eine naturhaft schöne Stätte der Ruhe und der Besinnung geschaffen worden, der heutige „Friedenspark".

Inmitten des Platzes erhebt eine 200-jährige, urgesunde Linde ihre mächtige Krone hoch über die Silhouette der Stadt. In ihrem Schatten ragen ein paar Grabsteine auf, grün bemoost, an die Zeitlichkeit menschlichen Wirkens gemahnend. Mutter Natur breitete einen grünen Teppich über alle Gräber. Da tauchen aus niederem Gebüsch Namen auf, die in der Stadtchronik einen guten Klang haben, Namen von Predigern und Lehrern, von Ärzten und Stadtrichtern, von Bürgermeistern, Bauern und Bürgern, Handwerkern und Webern, von Zieglern und Friesländgängern, von Wanderarbeitern in Holland, Emsland, an Weser, Elbe, Oder und Weichsel, Menschen, die einst durch ihr Wirken die Sonderart Lages prägten. Das wird auch deutlich an einem bescheidenen Denkstein mit der Inschrift:

Kantor
Emil Ludwig Tasche
† 23. März 1802
— dem Pestalozzi Lages —

„Was uns als Menschen vereinigt, ist das Göttliche, das in unserer Natur liegt" (Pestalozzi)

Dieser Erinnerungsstein wurde 1927 am 100sten Todestag des Klassikers der Pädagogik Heinrich Pestalozzi (1746—1827) von einigen Idealisten gesetzt. Der Lippische Lehrerverein widmete dem seltenen Menschen und Erzieher ein besonderes Gedenkblatt in der Lippischen Schulzeitung (Wagner, Lemgo, 1927).

Pestalozzis Einfluß hat in der Entwicklung der lippischen Volksschule bemerkenswerte Spuren hinterlassen, auch in der Wirksamkeit des Kantors Tasche, einer vom Pestalozzi-Geist durchglühten Persönlichkeit, die es verdient, auch heute noch die Würdigung im Gedächtnis der Nachwelt zu finden, die dem Wirken dieses außerordentlichen Menschen gerecht wird. „Schon die Tatsache, daß eine bestimmte

Einzelerscheinung aus dem Leben früherer Zeiten als erziehungsbedeutsam erkannt und gewertet wird, stiftet gegenüber der großen Fülle dessen, was alles als lebendige Zeugnisse früherer Zeiten und Einzelgegebenheiten in unseren Archiven ruht — ein selektives Prinzip, den Gefahren eines unfruchtbaren Historismus innerhalb der Erziehungswissenschaft zu entgehen. Denn alles, was Gegenwart heißt, lebt zumal hier (in Lippe) aus einem reichen kulturellen Erbe" (Prof. Dr. Ludwig Kiehn, Hamburg, Lipp. Mitt. Bd. 34).

Tasches Lebensweg

Nach einem Worte des Leiters des lippischen Landesarchivs, Geheimrat Dr. Kiewning, war es eine damals „durch und durch aufgewühlte, aufweckende Zeit". Ein starker pädagogischer Zug ging durch die gesamte am geistigen Leben der Nation teilnehmende Gesellschaft. „Ein allgemeiner Eifer des Bessermachens und Besserwerdens war erwacht, damit man eines besseren Schicksals teilhaftig werde". (Spranger)

Das Lehrerseminar in Detmold, 1781, wurde zur Geburtsstätte des lippischen Volksschullehrerstandes, zum Herzstück der lippischen Volksschule.

Die Geschichte geht ihre eigenen Wege. So fügte es sich, daß Tasches Lebensweg unter den bestimmenden Einfluß eines Mannes kam, der 1781 mit der Eröffnung des Seminars das Amt des Leiters des Kirchen- und Schulwesens antrat (1781 bis 1796). Generalsuperintendent Ewald, ein Vertreter des von dem Gedanken der französischen Revolution ergriffenen Bürgertums, führte eine mutige Sprache und war ein überaus fruchtbarer Schriftsteller. Er gehörte zum Offenbacher Freundeskreis Goethes, ebenso wie der als Lehrer und Pastor in Detmold wirkende Passavant, der Pestalozzis Lehrmethode im Detmolder Seminar einführte, nachdem er in München-Buchsee ein halbes Jahr lang hospitiert hatte.

Ewald begleitete Tasches Lebensweg von dem Tage an, an dem er in Voßheide den Vater Tasches als „Schulmeister und nachmaligen Küster von Brake" bei einer Schulrevision kennengelernt hatte. Wilhelm Süvern berichtet in seiner lebendigen Geschichte von Brake von der Eintragung im Kirchenbuch durch Pastor Führing: „Aemilius Tasche, ein Mann, der wegen seiner Bescheidenheit, Klugheit, Dienstgeflissenheit, Redlichkeit und Amtstreue noch lange im Andenken bleiben wird." (1780)

Nach dem Tode des Vaters wurde der junge Tasche in das Haus des Regierungsdirektors König in Detmold als Adlatus aufgenommen, der dem lernbegierigen Jüngling Gelegenheit und Zeit gewährte, seine Talente zu entwickeln. Nach dem Besuch des Seminars fand Tasche seine erste Anstellung in Hummersen im lippischen Südosten, ein Jahr später als „Präzeptor" in Horn:

„Hier in Horn wirkte Tasche, obgleich sein Aufenthalt nur von kurzer Dauer war, mit rastloser Tätigkeit zur Freude der Eltern und Kinder. Es war ihm in der kurzen Zeit gelungen, einen Singchor zustande zu bringen, und die damit zur Ermunterung seiner Schüler angestellten Proben für die versammelten Freunde der Volksbildung und des Gesanges fanden viel Beifall." (K. Brenker, Lipp. Intelligenzblatt, Auszüge)

Die Berufung nach Lage, 1787, bewirkte Ewald, der dem Landesherrn berichtete, daß Tasche der „geeignete Mann sei, der warmen Herzens der notorischen Armut in Flecken Lage durch Erziehung zur Arbeit wie kein anderer aufhelfen werde".

Wie Pestalozzi in seinem sozialreformerischen Roman „Lienhard und Gertrud" ein Spinndorf aus Armut und Not durch Arbeitserziehung, Bildung von Kopf und Hand befreite, so waren nicht nur ökonomische Motive maßgebend für Tasche. Wir nennen das heute „sozial" sagt Prof. Dr. Spranger in seiner Gedenkrede, Zürich



Busemeyer u. Co. um 1890, rechts Apotheke Industrieschule „Kirchklappe“ gez. Köller

1927, zur 100jährigen Erinnerung an Pestalozzis Tod. „Es ist mehr als sozial. Es ist die tiefe Gewißheit, daß alle Kreise des Lebens in Ewigkeit um die lebendige Menschenseele gravitieren —.“

Die Industrie- und Erwerbsschule in Lage

Die Schule in Lage wurde unter Tasche zu einem Mittelpunkt Paulinischer Landesfürsoge. Tasche gründete 1797 eine Industrie- und Erwerbsschule, führte die Baumwollspinnerei und -weberei in Lage ein und legte für den Unterricht in Obstbaumpflege am Lageschen Berge eine Obstbaumschule an (heute Naturfreundehaus).

Der Unterricht in der Industrieschule erfüllte Tasche mit tiefem, sozialem Empfinden und Verständnis für die Not, Armut und Bettelei. Durch Erziehung zur Arbeit wollte Tasche verhindern, daß der Schulunterricht weiterhin so vernachlässigt werde und daß dem Vaterland nützliche Arbeitskräfte entzogen würden. „Aber welcher aufmerksame Beobachter hat es nicht gefunden, was für unzählige Hindernisse und Vorurteile im Wege stehen, wie schwer es fällt, dem an Dürftigkeit und Trägheit gewohnten Menschen neue Erwerbszweige, die auf Fleiß und Tätigkeit aufgebaut sind, zu eigen zu machen.“ (Bericht Tasches an Prediger Melm und an Fürstin Pauline 1800).

Lage zählte damals 180 Familien, Spinner und Weber 73, Berufsweber 13 = 86. In Lippe waren um 1800 3400 Menschen in der Heimindustrie des Spinnens und Webens beschäftigt. An der Spitze standen Flecken Lage und Vogtei Lage, mit 806 Webstühlen, 473 Spinnrädern, 4 Spinnradmachern und 612 Meistern. Um die Jahrhundertwende ging das Gewerbe zurück. Hohe Webstuhlabgaben an den Landesherrn, das heraufziehende Maschinenzeitalter, machten der Heimindustrie und der Webtätigkeit nach und nach schwer zu schaffen. Es gab Not in den Lageschen Kötterhäusern, in denen bis in die Nacht hinein das Spinnrad surrte und der Webstuhl klapperte. Not kennt kein Gebot. Wer den Webstuhl verlassen mußte, wurde Frieslandgänger, Hollandgänger, Ziegler an Weser und Ems, an Elbe, Oder und Weichsel.

Die Leinenerzeugnisse von Lage waren von guter Qualität. Das Leinkraut gedieh im Werretal in besonderer Güte und Feinheit. Der Ruhm der Bielefelder Leinenindustrie ist von Lage aus mitbegründet. Verantwortungsbewußte Männer erkannten die Gefahr, die sich aus dem Verfall des Leinengewerbes ergeben mußte. Sie versuchten, der Not zu steuern.

Die Industriestube in der Schule über der Kirchklappe reichte nicht aus. Das ganze Schulhaus war zuletzt nur eine Industrieschule. Die eigene Wohnung, das Kantorhaus, stellte Tasche zwei Webfamilien aus Friedrichsfelde zu Verfügung. „Das Unternehmen sollte zu einer öffentlichen Anstalt gemacht werden.“ (Petri)



1890 Busemeyer u. Co. (früher Industrieschule) *Foto: Henneberg*

In einer sorgfältig vorbereiteten Denkschrift legten Petri und Tasche wertvolle Gedanken nieder über die Beförderung der Industrie im Flecken Lage, 1798. Die Akten des Stadtarchivs berichten in der Zeit von 1797—1807 von „selbstlosen patriotischen und sozialen Bestrebungen" Tasches und des Syndikus Friedrich Petri.

Hier begann Paulines öffentliches Wirken. In der sozialen und wirtschaftlichen Hebung ihrer Heimat Lippe wurde sie die bewußte Trägerin des sozialreformerischen Gedankens der Arbeitsschule.

„Der Beifall der Fürstin wurde dem ‚Fabrikanten Tasche' sehr wertvoll", schreibt Prediger Melm-Lage. 1800 wurden in den Monaten Februar bis September an Baumwolle 38 Pfd. aus Bremen, Herford und Bielefeld zugelassen. Davon waren gewebt und wurden abgeschickt:

122 Ellen an die Fürstin Pauline
30 Ellen an Frau Donop
50 Ellen an Frau Amtsrat Rötteken

Ins Preußische wurden abgesetzt: 569 Ellen Kleiderstoff, 186 Ellen Futterparchent.

Seminarinspektor Krücke: „Von allen Ländern Westfalens wird dem Vaterland dieser Vorzug zuteil, wo eine so mütterlich besorgte Regentin es ermöglicht, ohne Rücksicht auf gelehrte Streitereien, ruhig und still zu untersuchen, um erkennen zu können, welches der Geist sei, der diese Methode beleben müsse, was sie wirke und wohin sie führe. Pauline war nicht nur Regentin, sondern auch Erzieherin ihres Volkes." „Mit der Jugend muß begonnen werden." Um Beispiel zu geben, strickte sie eifrig mit. Auch bei den Besprechungen mit ihren Regierungsräten klapperte ihr Strickzeug.

Aus einem Briefe der Fürstin Pauline an Prediger Melm in Lage am 10. September 1800 (Staatsarchiv Detmold, Sig. L 77 B Fach 24 Nr. 15): „Ich lasse Ihrem Eifer für das Gute und der gewiß achtungswerten Wärme des braven Cantors Tasche volle Gerechtigkeit widerfahren. Ihr Brief ist mir Beweis des Wertes, den Sie auf meinen Beyfall legen und als Nachricht von der Lager Industrieschule willkommen gewesen." — „Ich erinnere mich mit Vergnügen der Tage im vergangenen Jahre (Schulfest 1799), wo ich den guten Fortgang der dortigen Anstalten für den Erwerbsfleiß bewunderte. Die Baumwollspinnerei und die Parchentfabrik schien so vorzüglich für den dortigen Flecken gewählt.

— Indessen bleibt auch das Stricken mit Haaken für die einzelnen Subjecte empfehlenswert und besonders, wenn es so regelmäßig und gehörig mit dem Unterricht verschmolzen wird wie in der Schule in Lage, die heute die Jahresfeyer ihrer Stiftung begeht. Ich lasse der achtungswerten Wärme des braven Cantor Tasche Gerechtigkeit widerfahren."

Obstbaumschule

Obstbaumtabelle

Es entsprach auch der Idee des Arbeitsunterrichtes, wenn der Leiter des lippischen Schulwesens, Ewald, in einem ausgezeichneten Lesebuch „für die Landschulen, zum Gebrauch für die Landleute in ihren Häusern" besondere Kapitel brachte über Landbau, Gartenbau, Baumzucht, Obstbaumpflege usw.

Tasche nahm den Unterricht in diesen Fächern sofort auf, als ihm durch die Hilfe des Fleckenrichters, des Hofgerichtsassessors Friedrich Petri, die Möglichkeit gegeben wurde. Petri kam nach Lage mit dem festen Willen, der notorischen Armut abzuhelfen. Hierin fand er sich mit Tasche einig. Industrieschule mit Baumwollspinnerei, Obstbaumschule mit Baumzucht, Veredelung, das waren Möglichkeiten auch zur Bekämpfung der Armut und Not.

Im Winter 1797 trat bei anhaltender Kälte großer Holzmangel ein. Der Flecken hatte keinen Waldbesitz. Der Lager Berg war Hudeland, unbeforstet. Das Brennholz wurde von der Oberförsterei in Hiddesen geliefert. Da Lage die Lieferungen schlecht bezahlte, stellte die Oberförsterei die Lieferungen ein. Petri suchte sofort Abhilfe zu schaffen. Das Stadtarchiv weist einen „Kulturplan" Petris nach. Mit dem Oberförster von Hiddesen stand Petri in ständiger Verbindung in der Frage der Aufforstung des Lager Berges. Am Eingang des Berges wurde ein Eckerngarten angelegt, von dem heute noch ein paar prächtige, urgesunde Buchen und Eichen und der Flurname „im Eckerngarten" Zeugnis ablegen.

Über Tasches Methode, wodurch er dem Obstbau in der Gegend um Lage spürbaren Eingang verschaffte, berichtete Pastor M. C. Pothmann, Lemgo: „Auf seinen Spaziergängen suchte Tasche in Hecken und Wäldern allenthalben wildwachsende Obstbäume, veredelte sie an Ort und Stelle. Wenn sie dann bald schon Früchte trugen, so machte er den einen oder anderen darauf aufmerksam. Er bot sich selbst an, ihm das veredelte Bäumchen zu verpflanzen und brachte so Lust und Liebe zur Sache bei, daß man auch mit leichter Mühe Früchte ernten können." „War so einmal der Sinn dafür geweckt und der Keim gelegt, so wucherte er leicht fort und führte sicher zum Zweck." Das wurde der Ursprung der 1. Obstbaumschule am Lageschen Berge, deren Fernwirkung aus Tasches Zeiten bis zu dem letzten Kantor von Lage (Köller) reichte.

Nach Tasches allzu früh erfolgtem Tode wurde der Vorrat seiner Baumschule meistbietend verkauft. Die Obstbäume wurden mit 4—5 Talern bezahlt, so daß der Witwe mit ihren sechs Kindern aus der damals nicht unbedeutenden Zahl von Bäumen ein Kapital gelöst wurde, womit sie den Verlust deckte, den der Kantor durch die fehlgeschlagenen Aufwendungen für die Industrieschule erlitten hatte.

Erneuerung der Kirche St. Johann am Markt

Die alte Kirche St. Johann war durch tiefe Risse in den Gewölben und Außenmauern baufällig geworden. Das Regenwasser lief von den Dachsimsen in die Querschiffe. Tasche bemühte sich, verantwortlichen Gemeinsinn wachzurufen. Er ging von Haus zu Haus mit dem eindringlichen Hinweis, in der Gemeinsamkeit zum Guten zusammenzustehen. Er erhielt so viele Unterschriften für Geldzuwendungen und, was wichtiger war, persönliche Ar-

beitshilfen, daß die Kirche aus den Mitteln mit freiwilligen Beiträgen wieder hergestellt werden konnte. Aus dieser Zeit stammen die wuchtigen Stützstrebepfeiler an den Außenmauern der Kirche. Sie geben dem Gebäude in Lage die architektonische Wucht und Schönheit, die in ihrem Alter beruht.

Schullehrerwitwen- und -waisenkasse

Kurz vor seinem Tode versuchte Tasche in einem Rundschreiben, seine Kollegen im Lande für die Gründung einer Lehrerwitwen und -waisenkasse zu gewinnen. Er bat darum, in einer Liste zu unterschreiben, wer helfen wolle, der Not zu steuern. Er hoffe dabei auf die Unterstützung des Generalsuperintendenten von Cölln, der ihm Hilfe zugesagt habe.

„Lasset uns in brüderlicher Eintracht und Liebe untereinander zusammentreten. Brüder! Laßt das die erste Frucht unserer Eintracht und Liebe sein, daß wir wechselseitig die Tränen unserer Witwen und Waisen abtrocknen helfen."

Zu diesem Aufruf an die Lehrer, „einander zu helfen im Guten", erhielt Tasche so viele Unterschriften, daß der Grundstein gelegt wurde für die Lehrerwitwen- und -waisenkasse. „Tasche, ein Mann von rastloser Tätigkeit, oft schwärmerisch für die Ausführung der ihn beschäftigenden Ideen sich einsetzend, hatte ein vorzügliches Talent, auf seine umgebenden Menschen besonders zu wirken." „Oh Gott! Wie weh muß es tun, wie sehr schmerzen muß es, wenn die hilflose, zärtliche, von tiefer Traurigkeit niedergedrückte Gattin am Gestade der Leiche des Verblichenen, angefleht von den Waisen, die die Frucht ihrer Liebe waren, wenn sie, sage ich, dem Seligen, der Lehrer und Erzieher so vieler Hunderter, ja Tausender war, nicht einmal das seiner Leiche geben kann, was ihr so prunklos gebührte."

Für Tasche war die Pädagogik ein Bereich, aus dem er sich die Tatkraft und die Waffen für seinen Kampf um Erziehung und Bildung holte.

Am Ostchor der Kirche fand Tasche am 28. März 1802 seine Gruft. Er ruht neben seinem Bruder, dem Prediger Tasche, der 1797 aus Meinberg als Nachfolger des Predigers Grüne nach Lage kam.

Aus der Rede Pastor Melms an der Gruft Tasches am 27. Februar 1802: „Wie er die Kantorstelle in Lage verwaltete, davon mag die zahlreiche Menge seiner Schüler und seiner besten Freunde, die hier versammelt sind, zeugen. Davon mag die rühmliche Beschaffenheit des Kirchengesanges des Singchors jetzt noch lange ein lautes Zeugnis ablegen. Gewiß, er besaß die innere Festigkeit, die er zur Führung seines Amtes bedurfte, in hohem Grade — es war ihm ernst damit, den besten Gebrauch davon zu machen. So hat er viel Gutes unter uns gewirkt, das weiterwirken wird. Möge Gott es segnen und das dankbare Andenken davon in den Herzen seiner Schüler noch lange erhalten."

„Tasche ist offenbar ein für die Erziehungsprobleme seiner Zeit sehr aufgeschlossener Mensch gewesen, verfügte über viel Energie und Wagemut und war sich seiner Verpflichtung für seine Mitmenschen bewußt." (Gutenberg, Erich, Prof. Dr. rer. pol., Dr. rer. pol. h. c. Dr. jur. h. c., Köln)

„Alles Geschehen hat eine geistige Seite, von welcher aus es an der Unvergänglichkeit teilnimmt! Denn Geist hat auch Wandelbarkeit, aber nicht Vergänglichkeit." (C. J. Burckhardt)

Bei der Gründungsfeier der Kölner Universität am 20. Mai 1957 sprach dies beziehungsreiche Wort der Festredner Prof. Dr. Erich Gutenberg (geb. 13. 12. 1897 in Herford), ein Ur-Ur-Enkel des Kantors Emil Ludwig Tasche (1802), Lage, des Gründers der Industrieschule 1797 in Lage. Die Parallele mit dem Gründer der Wirtschaftshochschule in Köln 1957 ist überraschend beziehungsreich.

Lippisches Kalendarium für September und Oktober

5. 9. 1899 Wilh. Mellies, MdB und 2. Vors. der SPD, in Pivitsheide * († 1958)
9. 9. 1644 Augustus Graf zur Lippe-Brake Generalfeldmarschall, in Brake * († 1701)
10. 9. 1829 Chr. Gottl. Clostermeier, Archivrat und Heimatforscher, in Detmold † (* 1752)
11. 9. 1817 Aug. Falkmann, Archivrat und Geschichtsforscher, in Detmold * († 1890)
12. 9. 1836 Chr. Dietr. Grabbe, Dramatiker, in Detmold † (* 1801)
15. 9. 1828 Theodor Piderit, Begründer des wissensch. Systems der Mimik und Physiognomik, in Detmold * († 1912)
16. 9. 1651 Engelbert Kämpfer, Asienforscher, in Lemgo * († 1716)
17. 9. 1876 Bruno Wittenstein, Kunstmaler, in Hamm *
1964 Johann Willer, plattdeutscher Schriftsteller, in Hiddesen † (* 1876)
20. 9. 1863 Friedr. Wienke, Zieglerdichter, in Brakelsiek * († 1930)
1871 Ernst Biermann, Direktor des Lemgoer Technikums, in Voßheide * († 1931)
21. 9. 1820 Georg Rosen, Diplomat und Orientalist, in Detmold * († 1891)
22. 9. 1876 Karl Piderit, Gründer des Landkrankenhauses, in Detmold † (* 1797)
23. 9. 1811 Heil- und Pflegeanstalt Lindenhaus eröffnet (Geschlossen 1952)
24. 9. 1937 Paul Ruperti, Heimatschriftsteller, in Lüdenhausen † (* 1879)
25. 9. 1876 Ernst v. Bandel, Erbauer des Hermannsdenkmals, in Hannover † (* 1800)
26. 9. 1904 Grafregent z. Lippe-Biesterfeld, in Lopshorn † (* 1842)
27. 9. 1803 Friedr. Begemann, romantischer Dichter, in Biemsen * († 1829)
1806 Carl Ziegler, Grabbe-Biograph, in Horn * († 1867)
1869 Ernst Meier, Kunstmaler, in Niedermein * († 1952)
28. 9. 1909 Ernst Küster, Begründer der Zelluloidwaren-Industrie, in Schötmar † (* 1860)
29. 9. 1850 Hoffmanns Stärkefabrik in Salzuflen gegründet
1902 Friedrich Copei, Pädagoge, in Detmold * († 1945)
1. 10. 1741 Lutherische Kirche in Detmold eingeweiht
1861 August Weßel, Generalsuperintendent, in Schötmar * († 1941)
1863 Erste Telegraphenlinie durch Lippe über Lage, Detmold, Bad Meinberg, Blomberg
2. 10. 1923 Ernst Höland, Oberbürgermeister, Schöpfer der Lemgoer Wallanlagen, in Lemgo † (* 1854)
3. 10. 1831 Carl Rötteken, Kunstmaler, in Lemgo * († 1900)
1850 Rettungsanstalt Grünau bei Schötmar eingeweiht
1957 Karl Vollpracht, Landeskonservator und Heimatpfleger, in Detmold † (* 1876)
6. 10. 1848 Rudolf Hölbe, Bildhauer, in Lemgo * († 1926)
8. 10. 1927 Bernhard Hausmann, Begründer der Blomberger Holzindustrie, in Blomberg † (* 1857)
9. 10. 1882 Ludwig Menke, Landschaftsmaler, in Detmold † (* 1822)
12. 10. 1851 Einweihung der Kirche in Leopoldshöhe
13. 10. 1847 Einweihung der katholischen Kirche in Lemgo
15. 10. 1855 Friedr. Ernst Ballhorn-Rosen, lipp. Kanzler, in Detmold † (* 1774)
17. 10. 1866 Fritz Fleege-Althoff, Professor und Heimatforscher (Lipp. Wanderarbeiter), in Schlangen * († 1965)
1901 August Meier-Böke, Heimatforscher, in Langenholzhausen * († 1956)
18. 10. 1836 Ferdinand Weerth, Generalsuperintendent u. Schulreformer, in Detmold † (* 1774)
1842 Die Meyersche Hofbuchdruckerei von Lemgo nach Detmold verlegt (gegr. 1664)
22. 10. 1822 Theodor Althaus, Schriftsteller und Politiker, in Detmold * († 1862)
23. 10. 1826 Albert Lortzing (1801—1851), Komponist, Sänger und Schauspieler, kommt ans Lipp. Hoftheater (bis 1833)
24. 10. 1845 Aug. Steneberg, Gründer der Barntruper Tabakindustrie, in Barntrup * († 1925)
26. 10. 1866 Bernh. Meyer, Geh. Oberregierungsrat und jurist. Schriftsteller (Lipp. Kolonatsrecht), in Detmold † (* 1812)

S.

Ausstellung: Schloß Brake und die Weserrenaissance im Landkreis Lemgo

Der Landkreis Lemgo veranstaltet vom 16.—24. 9. 1967 im Schloß Brake die Ausstellung *„Schloß Brake und die Weserrenaissance im Landkreis Lemgo"*. Gezeigt werden Großaufnahmen, Gesamt- und Detailansichten der bedeutendsten Weserrenaissancebauten im Kreis, sowie Archivalien und Kunstgegenstände aus Museen und Archiven und aus privatem Besitz. Die Besucher erhalten einen umfassenden Überblick über die kunsthistorisch interessante Bauweise der Weserrenaissance, das Wirken ihrer herausragenden Förderer und das Leben der Bevölkerung in der damaligen Zeit. In Verbindung mit der Ausstellung wird eine Monographie herausgegeben unter dem Titel *„Schloß Brake und der Baumeister Hermann Wulff"*, die von dem Kunsthistoriker Dr. Otto Gaul, Lemgo, verfaßt ist.

Gemeinsame Feier zum Tag der Heimat

Wie alljährlich wird auch im Jahre 1967 am ersten Sonntag im Oktober der „Tag der Heimat" durchgeführt. Die öffentliche Feierstunde findet am Sonntag, dem 1. Oktober 1967 um 15.30 in der Aula des Städtischen Mädchen-Gymnasiums in Detmold, Martin-Luther-Str., statt. Sie steht unter dem Leitgedanken „Verständigung und Frieden".

Die Grußworte unseres Vorsitzenden Dr. Ebert, eine Kurzansprache von Landrat Pankoke und der Lichtbildervortrag des schlesischen Kunstmalers Schulz-Sorau mit dem Thema: „Die Landschaft und der Mensch des deutschen Ostens" werden vom Männergesangverein „Teutonia" Hiddesen und vom Orchester und der Bläsergruppe des Gymnasiums Leopoldinum II, Detmold umrahmt.

Alle Mitglieder des Lippischen Heimatbundes laden wir hiermit herzlich zu dieser Feierstunde ein.

WESTFÄLISCHE FERNGAS-AG
Dortmund

ein Unternehmen mit kommunaler Trägerschaft aller Gebietsstufen

	1950	1966
Gesamte nutzbare Ferngasabgabe	348 Mio. m^3	891 Mio. m^3
Hochdrucknetz	268 km	481 km
Niederdrucknetz	11 km	289 km

Ab Mitte 1967 führen große Teile unseres süd- und ostwestfälischen Netzes - auch im Lipper Raum - **ERDGAS**.

Der weitere Übergang auf diese moderne und preisgünstige Energieart erfolgt stetig.

Buchbesprechung

Günther Nohl: Berichte vom Meinberger Brunnen im Lande Lippe. Bad Meinberg 1967 (Selbstverlag der Kurverwaltung). 128 Seiten, 59 Abbildungen, Leinen 7,50 DM, broschiert 6 DM. (Druck: Topp & Möller, Detmold).

Zum Zweihundert-Jahresjubiläum des Staatsbades Meinberg hat Kurdirektor Nohl „den Kurgästen als Antwort auf viele ihrer Fragen, den Einwohnern Meinbergs zur Freude an ihrem Heimatort" ein Buch herausgegeben, von dem gesagt werden darf, daß es in seiner Bedeutung durchaus über die bescheiden formulierte Zielsetzung hinausgeht. Denn da bislang eine Darstellung von Vergangenheit und Gegenwart des Badeortes an der oberen Werre fehlte, bestand eine Lücke im landeskundlichen Schrifttum Lippes, die nun zwar nicht ganz geschlossen, aber in erheblichem Maße verringert worden ist. Der schmale Band enthält vier Beiträge. Sein auf älteren Sprachgebrauch abgestimmter Titel wurde geschickt gewählt, handelt es sich doch in der Tat um Berichte, deren Gegenstand bei allen Unterschieden der sachlichen Fragestellung der „Meinberger Brunnen" ist.

Unter der Überschrift „Die Geschichte eines alten Bades" gibt der Herausgeber auf Grund sorgfältigen Quellenstudiums einen Überblick darüber, wie neben der alten, 978 erstmals urkundlich genannten bäuerlichen Siedlung Meinberg in Abhängigkeit von der besonderen Beschaffenheit des Untergrundes der wichtige Badeort entstand. 1676 Ersterwähnung des Brunnens, 1767 Erhebung zum Kurort und erste Saison mit 413 Kurgästen, 1903 offizieller Name „Bad Meinberg", 1951 bis 1960 Neubau der drei Badehäuser, 1966 mehr als 32 000 Kurgäste (gegenüber 3259 im Jahre 1936) — das sind einige Daten aus einem langen, wechselvollen Werdegang, den zuverlässig erarbeitet sowie anschaulich und anregend geschildert zu haben Nohls Verdienst ist. Der Verfasser bemerkt in seinem Vorwort: „Es wäre noch viel über das Bad zu schreiben, das verdient, der Vergangenheit entrissen zu werden. Es wäre auch noch sehr viel über die Geschichte des Dorfes zu berichten. Das muß aber einer späteren Zeit vorbehalten bleiben." Das weckt im Leser die begründete Hoffnung darauf, daß Nohl zu gegebener Zeit eine derartige umfassende Darstellung vorlegt und dann auch auf die Entwicklungsstadien jenes Wandlungsprozesses eingeht, in dessen Verlauf aus dem eigentümlichen Nebeneinander zweier grundverschiedener Siedlungen — des bäuerlichen Kirchortes und des nur jahreszeitlich belebten Kurortes — eine Gemeinde entstanden ist, die ganz und gar von der Heil-, Kur- und Badefunktion bestimmt wird und in Lippe neben Detmold und Bad Salzuflen als einzige als „vorwiegend tertiär" klassifiziert werden kann.

Nohls Beitrag — mit Recht bei weitem der umfangreichste — wird, besonders in seinem letzten Teil, durch die drei folgenden Berichte ergänzt. Badearzt Dr. W. Aly gibt in gemeinverständlicher Form eine Übersicht über Art, Anwendungsbereich und Wirksamkeit der Kurmittel. Dr. W. Müller, als Oberbaurat des Landesverbandes Lippe für die Bauten des Bades verantwortlich, beschreibt die neuen Kurmittelhäuser. Und schließlich geht Dr. K. Fricke, Abteilungsdirektor am Geologischen Landesamt Nordrhein-Westfalen und geologischer Berater des Bades, auf die natürlichen Heilschätze Bad Meinbergs ein; im Mittelpunkt seiner Ausführungen steht die Darstellung der hydrogeologischen Verhältnisse.

Eine Zusammenstellung der Brunnenkommissare und Kurdirektoren sowie der Brunnen- und Badeärzte seit 1760 und die im Anhang beigefügten chemischen Analysen der Heilmittel (Heilwasser und -gas, Badetorf) vervollständigen den gut ausgestatteten, reich — z. T. farbig — bebilderten Band, der, begünstigt durch einen bemerkenswert niedrigen Preis, gewiß viele Freunde finden wird.

Dr. Gorki

Heimatland Lippe, Zeitschrift des Lippischen Heimatbundes. Schriftleitung: Wilhelm Rinne, Detmold, Lessingstr. 9, Fernruf 63 24. Vorsitzender: Landesverbandsvorsteher Dr. Arnold Ebert, Detmold, Allee 4. Geschäftsstelle: Detmold, Bismarckstr. 8. — Bankkonto: Kreissparkasse Detmold 296 03, Postscheckkonto Hannover 230 87.
Die Zeitschrift erscheint zweimonatlich. Auflage 3500. — Druck: Topp & Möller, Detmold, Paulinenstraße 24.
Bezugspreis wird nicht erhoben, sondern durch Mitgliedsbeitrag gedeckt.

Von Jahr zu Jahr beliebter

Elektrische Raumheizung

Wirtschaftlich mit dem

WESERTAL-Nachtstromtarif

Wir informieren Sie gerne

ELEKTRIZITÄTSWERK WESERTAL GmbH



Graf Simon August zur Lippe hat durch Gesetz vom 1. Februar 1752

„aus Landesväterlicher Vorsorge für gut gefunden, eine algemeine Brand-Assecurations-Societät in Unserer Grafschaft zu errichten, von welcher, wenn ein Brandschade auf dem platten Lande und in denen Städten entstehet, demjenigen, der ihn erleidet, selbiger ersetzet, und das dazu nöthige Geld gemeinschaftlich aufgebracht und beigetragen werden sol, damit die Noth der Abgebrandten vermindert, und der algemeine Credit zugleich mit gefördert werden möge . . ."

Aus dieser Brandkasse entwickelte sich in mehr als 200 Jahren als großes und beliebtes Versicherungsunternehmen unsere

Lippische Landes-Brandversicherungsanstalt

SEIT 1752

Unfall - Haftpflicht - Kraftverkehr
Feuer - Einbruch - Wasser - Glas

Heimatland Lippe

1 D 20928 F



60. JAHRGANG - NR. 6 VERLAGSORT DETMOLD NOVEMBER 1967

Zeitschrift des Lippischen Heimatbundes

INHALT

W. Schäfer: Das Damwild in Lippe 201

G. Sandmann: Unsere Gräber und Zeichen 206

H. Winter: Ein Gang zu Gräbern 210

W. Süvern: Die Spruchweisheit der Lipper

V. Von lippischer Wesensart 214

Von rechter Lebensführung 220

Fr. Büker: Postgeschichtliches aus Lage 223

Prof. H. Kanus-Credé: Hermann Löns in Lippe 225

W. Jahnke: Das Bad der kleinen Leute 229

G. Wiemann: Eine Wanderung vom Steinbült zum Schopkebach . 232

Umschau im Lipperland

W. Rinne: Wilhelm Süvern 75 Jahre 236

W. Köster u. E. Schulz-Sorau:
50 Jahre Lippischer Künstlerbund 237

Buchbesprechungen 238

Fr. Schemmel: Wanderers Lebewohl,
Hermann Busch zum Gedenken 240

Unser farbiges Umschlagbild zeigt Damhirsche im Bast *Foto: W. Schäfer*

Heimatland Lippe
DETMOLD
NOVEMBER 1967
NUMMER 6
ZEITSCHRIFT DES LIPPISCHEN HEIMATBUNDES

Das Damwild in Lippe

Von W. Schäfer

Die Wildart, die wir in Lippe in den geschlossenen Wäldern am häufigsten antreffen, ist das Damwild. In den Waldgebieten der Kreise Detmold und Lemgo wird die Zahl auf ca. 1200 Stück geschätzt. Die Haupteinstände sind die ausgedehnten Waldungen des Teutoburger Waldes. Aber auch in den Wäldern um Schwalenberg, Falkenhagen, Blomberg und Eschenbruch gibt es Damwildbestände.

Das Damwild ist vor einigen hundert Jahren in unseren Wäldern ausgesetzt worden. Nicht weit von hier, bei Brakel im Nethegau, befindet sich eines der Gebiete, in das schon früh Damwild eingebürgert wurde. Seit etwa 1690 lebte es dort in einem großen Freigehege bei der Hinnenburg.*

In dem großen Gatter, das die lippischen Fürsten im Teutoburger Wald anlegen ließen, befand sich ebenfalls Damwild. Zeitweise wurde ein Bestand von 600 St. festgestellt. Das war, berücksichtigt man noch den Schwarz- und Rotwildbestand von über 2000 Stück, eine viel zu große Wilddichte.** Heute weiß der erfahrene Forstmann, daß sich eine so große Wilddichte nachteilig auf den gesamten Bestand auswirkt. Wildbretgewichte und Trophäen werden geringer.

Nachdem das Gatter verfiel, breitete sich das Damwild in die Gebiete aus, die ein geeignetes Biotop darstellten. Dadurch und auf Grund eines planvollen und zweckmäßigen Abschusses normalisierten sich die Bestanddichte, und die Wildbret- und Trophäengewichte nahmen zu.

Die Damhirsche sind etwas größer als eine stark gewachsene Ziege. Der unerfahrene Wanderer, dem plötzlich einige Damhirsche im Wald gegenüberstehen, überschätzt oft Wildgröße und Geweihlänge. Die Hirsche werden vom Jäger ihrer schaufelförmigen Geweihstangen wegen Schaufler genannt. Die jüngeren Hirsche, die noch keine Schaufeln bilden, nennt man Spießer, Knieper und Löffler. Ein gut veranlagter Hirsch bildet aber bereits im 4. Lebensjahr eine gute Schaufel.

Die weiblichen Tiere sind in der Regel geringer im Wildbret. Vor dem ersten Setzen nennt der Jäger sie Schmaltiere.

Die Färbung des normalen und weithin bekannten Sommerhaarkleides beim Damwild ist ein helles Braun, das mit weißen Flecken betupft ist. Auf dem Rücken, dem Widerrist, zieht sich ein schwarzer Aalstrich vom Halsansatz bis zur Wedelspitze. Beidseitig des schwarzen Wedels fällt die ausgeprägte Weiß-Schwarz-Zeichnung auf.

Das Damwild ist bekannt für seine auch in freier Wildbahn auftretenden Farbvariationen. Am häufigsten ist die Farbabweichung ins Schwarze, in unseren Wäldern macht sie ca. 20% aus. Die weißen Tupfen und die weißen Felder auf der Hinterpartie fallen nicht mehr auf. In der Winterdecke unterscheiden sich die Tiere mit der Normalfärbung nicht mehr so



Junger Damhirsch *Foto: Schäfer*

sehr von denen, die im Sommer eine fast schwarze Decke zeigen.

Die auffälligere und daher auch bekanntere Farbabweichung zeigt ein fast reines Weiß, zu vergleichen etwa mit dem der Hausziege; und ebenso, wie es sich bei der Hausziege um eine natürliche Weißfärbung handelt, liegt auch beim weißen Damwild kein Albinismus vor. Der Anteil der weißen Exemplare am Gesamtbestand liegt bei 1%. Er läge sicher höher, würde man die weißen Exemplare nicht konsequent bejagen.

Die manchmal vertretene Auffassung, die weißen Stücke seien Außenseiter und würden auch von den anderen Stücken eines Rudels entsprechend behandelt, kann ich durch keine Beobachtung bestätigen. Da ich zweimal beobachten konnte, daß weiße Tiere normalgefärbte Kälber führten, ist auch nicht anzunehmen, daß die Erbanlage „Weiß" in jedem Fall dominierend ist.

Die Sinnesorgane des Damwildes sind gut ausgebildet. Der Gesichtssinn scheint mir am besten ausgeprägt zu sein. Hier muß man unterscheiden zwischen dem Sehen und dem Erkennen. Rotwild und Rehwild mögen rein optisch genau so gut sehen können, doch sind sie nicht in dem Maße wie das Damwild fähig, diesen optischen Eindruck in eine richtige Reaktion umzusetzen. Aus dieser Tatsache läßt sich vielleicht einiges erklären, das uns am Damwild nicht ganz wildgerecht erscheinen will.

Häufig wird die Meinung vertreten, das Damwild sei nicht so scheu, weil man es sogar bei Tage auf offenen Wiesen und Lichtungen sehen kann. Bei intensiver Beobachtung ergibt sich für dieses Verhalten eine andere Erklärung. Wenn das Damwild morgens mit Tagesanbruch oder bei Tage nach einem starken Regenschauer auf eine weite, offene Fläche austritt, dann hält es sich nicht am Rande der Dickung auf und äst dort, um bei Gefahr jederzeit sofort wieder in die schützende Dikkung abzuspringen, sondern strebt zügig in die offene Fläche. Dort hält es sich häufig in einem Bereich auf, der etwa gleichweit von den umliegenden Dickungen und Waldungen entfernt liegt. Es legt sich dann gerne in die Sonne um zu schlafen. Flache Mulden und Senken, die auf große Entfernungen nicht eingesehen werden können, bevorzugen sie für diese Ruhepausen.

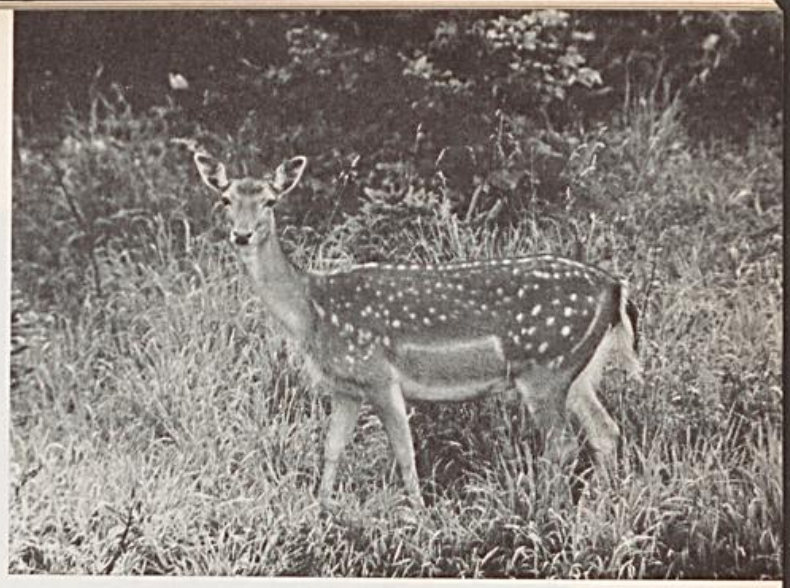
Das Damwild fühlt sich also in einer Umgebung wohl und geborgen, die es jederzeit mit dem Auge kontrollieren kann. Die Erfahrung wird ihm gezeigt haben, daß es sich auf seine Wahrnehmungen recht gut verlassen kann.

Dem menschlichen Auge, das optisch günstiger gebaut ist, bereitet es keine Schwierigkeiten, unter guten Bedingungen auf vier- bis fünfhundert Meter ein Rudel Damwild zu erkennen. Aus dieser Entfernung droht dem Damwild vom Menschen normalerweise keine Gefahr. Der Bereich, in dem der Mensch dem Damwild gefährlich werden kann, liegt bei etwa 100 bis 150 Meter Entfernung vom Tier, und diesen Bereich kann das Damwild mit dem Auge kontrollieren. Für den Menschen, der hin und wieder Damwild auf große Entfernung zu Gesicht bekommt, bleibt dann der Eindruck, daß es nicht so scheu ist wie anderes Wild.

Die Vorliebe für die offene, lichte Parklandschaft und die große Tagesaktivität lassen sich ähnlich erklären. Objektive Vergleiche zwischen dem Sehvermö-

gen von Rot- und Damwild lassen sich schwer finden. Zwei Beobachtungen könnten aber hier helfen. Die erste ist allgemeiner Art: Die Fluchtdistanz bei Rot- und Damwild ist unter annähernd ähnlichen Bedingungen gleich groß, nur ist das Rotwild konsequenter im Abspringen. Es läuft meist in einem Zuge durch bis in die schützenden Dickungen, während das Damwild in gebührender Entfernung noch einmal verhofft und intensiv äugt.

Die zweite ist eine spezielle Beobachtung, zu der in der freien Wildbahn nur selten die Voraussetzungen gegeben sind: Junge Rothirsche, Spießer, Gabler und Achter, haben mit Damspießern gemeinsame Einstände. Beim Ansitz am Fuße eines Baumes zieht von hinten rechts ein Damspießer auf einem ausgeprägten Rotwildwechsel an mir vorbei. Entfernung ca. 15 m. Die Eiche, an der ich sitze, steht zwischen mir und dem Spießer. Der Spießer zieht gegen den Wind. Er äugt intensiv in die Richtung, in die er zieht. Vor einem kleinen Bachlauf beginnt er zu äsen. Etwa nach einer Minute zieht ein junger Rothirsch denselben Wechsel. Der Spießer äst inzwischen auf 30 m Entfernung. Er schaut sich beiläufig nach dem Rothirsch um und äugt etwa in meine Richtung. Dann reckt er ruckartig den Träger, eine Reaktion, die typisch ist, wenn Wild etwas Bestimmtes geäugt hat. Er springt ab und verhofft auf etwa 80 m. Als der Spießer abspringt, äugt auch der Rothirsch sofort in meine Richtung, zeigt aber keine Reaktion, äugt dem abspringenden Spießer nach und macht ebenfalls ein paar Fluchten von mir weg über den kleinen Bach. Da bleibt der Spießer stehen und sofort auch der Rothirsch. Der Spießer äugt zu mir und der Rothirsch zum Spießer. Der Spießer verhofft weiter, da zieht der Rothirsch etwa 10 Meter zurück an den Bach und schöpft. Der Spießer bleibt unruhig und zieht ab, der Rothirsch sieht das und zieht ihm nach. Einige Tage später sah ich denselben Hirsch in Begleitung von zwei Damspießern.



Damwild (Alttier) *Foto: Schäfer*

Ein andermal saß ich auf einem geschlossenen Hochsitz am Rande einer Schneise. Ein Rothirsch, es war ein Gabler, kam auf etwa 200 Meter aus dem Einstand auf die Schneise und zog auf meinen Hochsitz zu. Ihm folgten zwei Damspießer. Immer wieder äugte der Gabler zu den Spießern zurück. Die Spießer blieben auf etwa 70 m stehen und äugten zum Hochsitz. Als der Gabler sich wieder zu den Spießern umsah, war er etwa 40 Meter vom Hochsitz entfernt. Er blieb stehen, äugte aber nicht zum Hochsitz, sondern immer wieder zurück zu den Spießern. Diese zogen nach etwa 3 Min. rechts in die Dickungen, der Gabler tat dasselbe. Ich habe noch einige ähnliche Beobachtungen gemacht und glaube, es mir so erklären zu können, daß diese jungen Hirsche, die ja noch gegenüber anderen Tieren recht verträglich sind, sich zu einer Art Zweckgemeinschaft zusammengefunden haben. Das Rotwild hat das bessere Witterungs- und Hörvermögen, während das Damwild besser sieht und erkennt. Bei älteren Hirschen könnte das nicht geschehen, weil sie in ihrer unmittelbaren Umgebung sehr unduldsam sind.

Das Hörvermögen des Damwildes entspricht etwa dem eines gut geschulten menschlichen Gehörs. Es setzt aber das bloße Geräusch selten und nur wenn es aus allernächster Nähe kommt in eine

Fluchtreaktion um. Es wartet häufig, bis sich die Geräuschquelle zeigt, um dann zu reagieren.

Es läßt sich schwer feststellen, ob die eine oder andere Wildart das bessere Witterungsvermögen hat, da wir nie feststellen können, in welcher Stärke die menschliche Witterung in die Nase des Tieres gelangt. Die Größe der Nasenhöhle und die Oberfläche der Schleimhäute können ein Anhalt sein. Doch wenn es um den wirklichen Vergleich in der freien Wildbahn geht, sind wir sehr auf Vermutungen angewiesen, da der Geruchssinn beim Menschen äußerst kümmerlich ausgebildet ist.

Die Reaktionen auf die menschliche Witterung geben uns für das Verhalten schon bessere Aufschlüsse. Unter günstigen Bedingungen nimmt das Damwild die menschliche Witterung bis 300 Meter auf. Es reagiert nur dann mit sofortiger Flucht, wenn die Witterung sozusagen noch warm in die Nase des Wildes gelangt. Nach 60 bis 80 Meter verhofft das Wild, um wieder zu äugen, setzt aber meist nach einigen Sekunden seine Flucht wieder fort. Erreicht unsere Witterung das Tier auf größere Entfernung, dann wirft es auf, um zu äugen. Dreht der Wind oder läßt er nach, dann kann es sein, daß das Damwild sich wieder beruhigt. Es meidet dann aber die Richtung, aus der die menschliche Witterung kam.

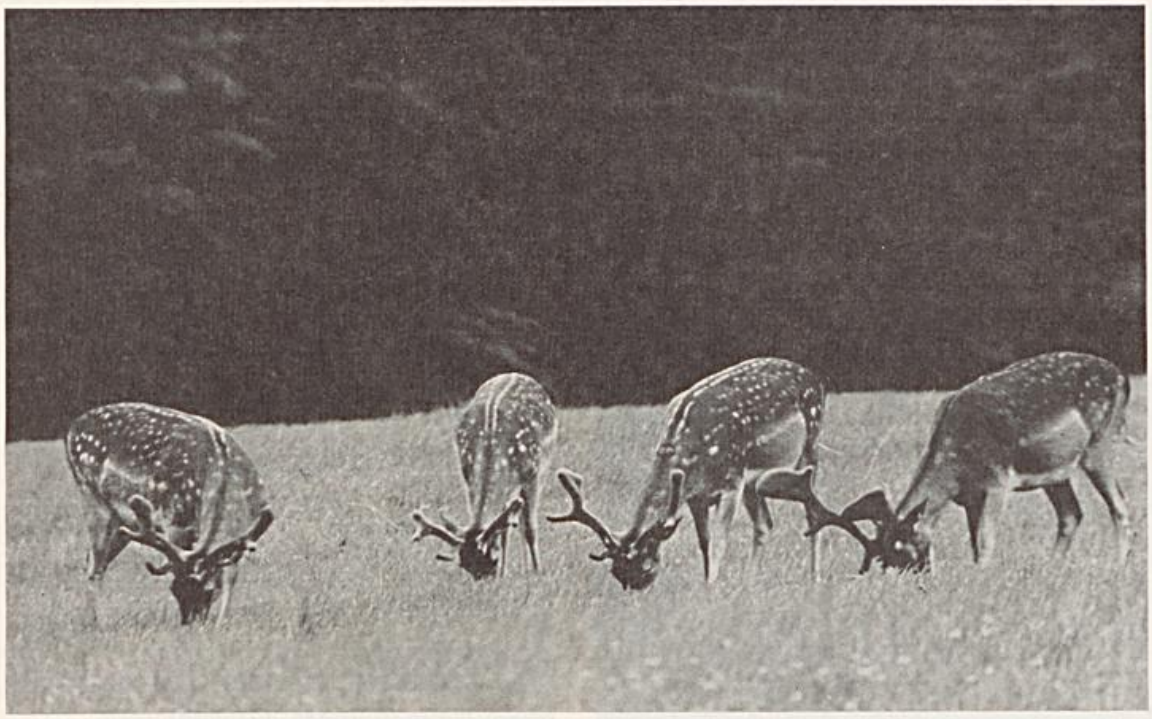
Mit den drei erwähnten Sinnesorganen schützt sich das Damwild gegen den Menschen und sichert damit seine Existenz, doch gibt es noch einen Faktor, der wesentlich zur Existenzsicherung beiträgt, und das ist das Verhalten in der Gemeinschaft.

Das Damwild ist sehr gesellig. Es steht immer in größeren oder kleineren Gruppen zusammen. Die einzige Ausnahme finden wir im Oktober bis November zur Zeit der Brunft. Die älteren Hirsche meiden dann den Kontakt mit ihren Geschlechtsgenossen, sie sind eher bemüht, sie aus ihrer unmittelbaren Umgebung fernzuhalten.

Doch bereits drei bis vier Wochen nach der Brunft schließen sich auch die Hirsche



Weibliches Damwild im Frühjahr *Foto: Schäfer*



Damhirsche im Bast (Juli) *Foto: Schäfer*

wieder zu Rudeln zusammen. Bis zur nächsten Brunft stehen sie dann häufig in fast gleichbleibenden Gruppierungen beieinander. Männliches und weibliches Wild steht getrennt, doch kann man hier und da beobachten, daß sich junge Hirsche einem Kahlwildrudel anschließen.

Soweit das allgemeine Verhalten, aber wie reagiert das Damwild auf Reaktionen seiner Artgenossen?

In diesem Bereich der Beobachtungen ist man sehr leicht geneigt, das Verhalten des Wildes zu vermenschlichen. Ich möchte mich daher auf die Wiedergabe der reinen Beobachtungen beschränken.

Ein Rudel von 12 Stück Kahlwild äst auf einer wiesenartigen Fläche. Es zieht auf 50 Meter in meinen Wind. Das erste Stück bekommt Wind von mir und springt ca. 30 Meter ab. Die anderen Tiere werfen sofort auf, äugen dem abspringenden Tier nach und schauen auch in die Runde. Sie können mich nicht sehen und bekommen auch weiter keinen Wind. Sie sind unruhig, äsen aber trotzdem weiter. Das Tier, das in meinen Wind kam, äst nicht weiter, sondern äugt ca. 2 Min. in meine Richtung. Es steht jetzt weiter aus dem Wind als die anderen Tiere. Es macht einige kurze Sprünge und bleibt wieder stehen. Die anderen werfen auf, da geht es in vollen Fluchten ab, das Rudel folgt, wenn auch zögernd.

Auf einer ähnlichen Fläche steht ein Rudel Kahlwild und ein Rudel Hirsche. Das Kahlwild kommt auf geringe Entfernung in meinen Wind und springt mit Richtung auf die Hirsche ab, die etwa in 200 Meter Entfernung äsen. Die Hirsche werfen auf und äugen dem abspringenden Kahlwild nach. Sie springen nicht ab, ändern aber ihre ursprüngliche Richtung und ziehen zügig aber noch äsend in die entgegengesetzte Richtung.

Noch eine dritte Beobachtung möchte ich anführen. Auf ca. 80 Meter steht ein Rudel Kahlwild. Ich habe den Wind von vorn. Plötzlich wirft ein Stück auf und eräugt mich, die anderen äsen. Ich stelle mich hinter einen Baum, da wirft nach

wenigen Sekunden, scheinbar ohne Grund, ein zweites Stück auf und äugt in meine Richtung. Die andern folgen jeweils mit Abstand. Nach etwa einer Minute äst ein Tier weiter und die andern folgen seinem Beispiel. Das Tier, das meine Bewegung gesehen hatte, äst nach ca. 3 Min. weiter, wirft aber zwischendurch immer wieder auf. Das Rudel zieht nicht weiter in meine Richtung, sondern äst ruhig nach rechts von mir weg.

Die gute Ausbildung der drei für das Wild wichtigsten Sinnesorgane, ihr sinnvoller Einsatz, der gute Schutz im Rudel und geringe Ansprüche an Äsung und Einstände mögen bewirken, daß das Damwild den Menschen und seine Folgeerscheinungen wie intensive Forstwirtschaft, Monokulturen, Kraftverkehr und Sonntagsausflügler nicht allzu übel vermerkt.

Das Damwild ist eine angenehme Bereicherung unserer Wälder und auch eine Ergänzung, da Rotwild und z. T. auch Schwarzwild die Nachbarschaft des Menschen meiden und sich in die entlegendsten Winkel unserer Wälder zurückgezogen haben.

Dem Damwild, so hoffe ich, werden wir noch eine Weile geeigneten Lebensraum erhalten können.

*) Heydenreich, H.-G.: Geschichte und Verbreitung des Damwildes in Westfalen. Naturkunde in Westf. 2/66, A. Henn-Verlag, Ratingen.

**) Keimer, H.: Vortrag anläßlich der DJV-Jahresversammlung 1966 des Reg.-Bez. Detmold in Bad Lippspringe.

Wir weisen unsere Mitglieder und Ortsvereine darauf hin, daß der Verfasser dieses Beitrages einen Vortrag mit dem Thema „Unser heimisches Hochwild" zusammengestellt hat. Dieser Vortrag ist in das heimatkundliche Vertragswerk des Lippischen Heimatbundes aufgenommen.

Unsere Gräber und Zeichen *Von Günter Sandmann*

Im Jahre 1960 gab der Lippische Heimatbund eine von dem Heimatfreund und damaligen Kreisbeauftragten für Naturschutz und Landschaftspflege im Kreise Detmold Heinrich Schäfer verfaßte Schrift über die Friedhofsgestaltung heraus. Seitdem hat sich vieles auf unseren Friedhöfen geändert und zum Besseren gewendet. Trotzdem scheint es uns angebracht zu sein, das Thema wieder einmal aufzugreifen. Volkstrauertag und Totensonntag bzw. Allerseelen geben Anlaß, unseren Gräbern besondere Aufmerksamkeit zu widmen. Wir wollen in diesem Heft einmal einen Bildhauer zu Wort kommen lassen, um aus diesem berufenen Munde zu erfahren, wie er seine Arbeit sieht. Freundlicherweise hat der durch sein Schaffen über den lippischen Raum hinaus bekanntgewordene Günter Sandmann aus Hohenhausen auch einige Fotos über moderne Grabdenkmäler beigefügt.

In der Geschäftsstelle des Lippischen Heimatbundes stehen noch einige Exemplare der Schrift von Heinrich Schäfer über „Friedhofsgestaltung", die kostenlos abgegeben wird, zur Verfügung.

Langsam nähern wir uns einer Jahreszeit der Besinnlichkeit. Wir spüren, wie alles Leben in der Natur stirbt und der Mensch kehrt in sich selbst zurück. Im Spiegelbild der Natur sehen wir unser eigenes Leben: Werden und Vergehen.

So wendet der Mensch seine Schritte zu den Gräbern, um eine stumme Zwiesprache mit ihnen und mit Gott zu halten. Der Mensch spürt also seine Schwachheit vor Gott. Er denkt bewußt über das Leben und Sterben nach und zeigt es auch.

Er sorgt und pflegt seine Grabstätte und die seiner Toten, er bereitet sein Haus, das Haus der Toten.

Ich wende mich den Zeichen zu, die unsere Gräber schmücken. Ist es ein Grabzeichen, welches Zeugnis ablegt vom Menschen, von der Art des Menschen, der dort ruht, oder ist es ein Grabschmuck, Schmuck mit negativem Vorzeichen? Wenn ich über die Friedhöfe meine Schritte lenke und Zwiesprache halten will mit Gott, und mein Blick sucht Zeichen auf den Grabmalen, die mir Kunde geben von der Verbundenheit der Lebenden zu Gott und den Toten, so irren meine Augen umher und suchen vergebens. Was mich oft anstarrt, sind nackte, kalte Wände von Stein, Visitenkarten einer unpersönlichen Aussage.

Überall sehe ich nur glänzende Steine, Gold und Dinge, die mich erschrecken. Meine Gedanken wandern, und vor meinen inneren Blick tritt die Gestalt meines Vaters, und ein Schauer erfaßt mich bei dem Gedanken, daß sein Grab ein solch unpersönliches, nichtssagendes kaltes Grabzeichen aus poliertem Gestein schmücken sollte. Ich könnte es ihm nie antun. Ja, und viele fragen: „Warum denn nicht; sieht etwa ein Stein, welcher grün geworden und bemoost ist, besser aus?“

Nun nähern wir uns den Dingen, und ich glaube, hier beginnt es: Es kommt nicht darauf an, welches besser aussieht, sondern welches wahrer ist. Was hat der Mensch in seiner Vergänglichkeit im Tode noch mit Politur und Gold zu tun? Gar nichts!

Sollten wir nicht bewußt bereit sein zu erkennen, daß unser Dasein nur ein Moment der Ewigkeit ist? Warum tarnen wir unsere Sterblichkeit hinter einer Spiegelfläche, hinter einer Fläche des Glanzes, warum?

Sind wir so groß geworden, so überheblich, daß wir mit dem Tod nichts mehr zu tun haben wollen, oder ist es Angst um das Erkennen um unsere Vergänglichkeit?



Grabzeichen aus Jura-Kalkstein

Symbolik und Name der Verstorbenen bilden eine Einheit, ein Bekenntnis um die Macht des Todes durch das Symbol des Kelches, und der Glaube an eine Auferstehung durch das Zeichen des Kreuzes.

Warum schämen wir uns zu bekunden: Ich bin ein Christ und will offen hier auf dem Gottesacker eine Stätte der Verkündigung erwachsen lassen durch die Kraft der Aussage auf den Zeichen der Gräber.

Die Zeichen sollen Kunde geben vom Leben und Denken, vom Glauben der Menschen des jeweiligen Landes, ihrer Verbundenheit mit ihrer Heimat. Wo spüre ich dieses bei einer Fülle wesensfremder Steine? Nichts ist vorhanden, nur das Erkennen, daß das, was man sein Liebstes nannte, unpersönlich ohne über-



Ein Zeichen aus Sandstein

Hier dominiert die glaubensstarke Aussage. Die Seele entflieht der sterblichen Hülle, dem menschlichen Körper, welcher schlicht durch den Namen angedeutet wird.

zeugende Aussage kennzeichnet; jedoch möchte ich einschränken: „unbewußt". Denn welcher Leidtragende weiß um die berufliche Seite der Grabmalgestaltung? Die Masse kauft das, was im Angebot steht. Ja, und was steht im Angebot? Das Grabzeichen vom Fließband. Händler veräußern eine Ware, welche in Wahrheit keine Beziehung zum Menschen dokumentiert, sondern zu einer toten Materie.

Ich will ein kleines Beispiel nennen.

Betrachten wir uns den Landmann, den Bauern. Ein Leben lang, ja Generationen hindurch schreitet er über seinen Acker, bestellt sein Land, ist erdverbunden wie kaum ein anderer. Auch bei ihm kommt die Stunde des Todes und der Tag, wo er die Grabstätte mit einem Zeichen schmückt. Betrachten wir uns nun dieses Zeichen: schwarz und glänzend steht ein Ungeheuer vor uns, ein Stück aus einer anderen Welt. Aus fremder Erde mußte ein Gestein geholt werden, um sein Grab zu schmücken. Eigenes Gestein, welches genug vorhanden, war nicht gut genug; er verleugnet sich selbst, sein Dasein und Schaffen und baut eine Kulisse einer fremden Welt über seinem eigenen Ich. Warum? Wollen wir denn wirklich nicht mehr die sein, welche wir in Wirklichkeit sind? Sollte ich mich des Gesteines meiner Heimaterde schämen, nur weil es vielleicht ein Sandstein ist, welcher keinen Glanz hervorbringt oder bald grün wird und uns Kunde gibt von der Zeit, die dahingeht und alles verändert? Nur weil wir an ihm erkennen, daß wir Menschen alt werden? Der Stein gibt Kunde und Aussage von Menschen und es wahr, daß wir altern; warum also mit uns auch nicht das Zeichen, welches für uns gedacht und gearbeitet wurde.

Wie oft werden bei der Wahl eines Grabzeichens von Seiten des Käufers die banalen Worte „schlicht und einfach soll das Zeichen sein" gebraucht? Dann wendet er seine Schritte zum hochglanzpolierten Stein. Was versteht man unter den Worten „schlicht, einfach"? Ist es nicht ein Betrug seines eigenen Gedankens und Empfindens? Welcher schlichte und einfache Mensch zeigt in seinem Wesen Politur?

Stellen wir uns die Frage: Welches Gesicht spricht mehr, das des Kindes oder das des Greises? Ich glaube mit Sicherheit sagen zu können: das des Greisen. Aus ihm sprechen Licht und Schatten. Voll Ehrfurcht erkenne ich das Alter, und ich glaube nicht, daß ein Mensch sich seines Vaters oder seiner Mutter schämen muß, nur weil das Haar nicht mehr blond gelockt und das Gesicht voller Furchen und Falten ist. Da erkennen und wissen wir um die Kraft der Aussage. Wir sollten nun bereit sein, den Dingen Wahrheit zu verleihen und das Grabzeichen all diesen Gedanken entsprechend zu gestalten. Seien

wir im Innersten bereit und zeigen wir doch auch nach außen frei unser Wissen um die Macht des Todes, in dem wir uns ein Grabzeichen setzen, welches über uns und zu uns Menschen eine beredte und eindringliche Sprache spricht. In Zeiten, da der Glaube die Menschheit beherrschte, er ihr ganzes Leben ausfüllte, entstanden herrliche Bauwerke zur Ehre Gottes, und man griff nach einem Gestein, welches auch Kunde gab vom Vergehen.

Über das Gestein möchte ich noch sagen, daß es im Grunde gleich ist, welches Material ich verarbeite, entscheidend wird immer sein, wie ich es verarbeite und wieweit der Betreffende, der ein Grabzeichen bestellen will, bereit ist, sich positiv beraten zu lassen, um ein wahres Gesicht uns und unseren Gräbern und Zeichen zu geben.

Gehen wir auf alte Kirchhöfe und betrachten die Grabzeichen vergangener Jahrhunderte, so spüren wir in ihnen, wie klein wir sind. Waren es damals etwa schlechtere Menschen, nur weil sie ein Gestein verarbeiteten, welches alterte? Ich glaube gewiß nicht, sie schämten sich nicht, ihren ihnen vorgeschriebenen Weg zu gehen und dieses zu bekunden. Es ist irrig, wenn der Gedanke entsteht, diese nicht polierten Steine überdauern nicht die vorgeschriebene Zeit, Grabzeichen aus Sandstein, Muschelkalk, Dolomit aus dem 16. Jahrhundert beweisen es. Das Grabzeichen ist nicht ein Zeichen der Zeit! Grabzeichen sind ureigene Aussage vom Menschen zum Menschen.

Es sollte bei der Frage der Gestaltung gleich sein, welchem Glauben oder welcher Anschauung ich Gesicht verleihe. Wir haben in unserer heutigen Zeit so verschiedene Welten des Glaubens, daß von einer Norm der Gestaltung nicht gesprochen werden kann.

Ein Besucher des Friedhofes, so setze ich voraus, ist bereit Andacht zu halten an der Stelle, wo seine Toten ruhen und Andacht und Besinnlichkeit für den Ort mitzubringen, auch für die Toten seiner Umwelt, gleich welchen Glauben sie vertreten.

Der Mensch ist ebensowenig eine Norm wie der Glaube. Jeder hat sein eigenes Dasein, sein eigenes Leben und lebt es mit vielen Freuden, und bestimmt werden auch schwere Stunden seinen Lebensweg kreuzen. So kann auch ein Grabzeichen nicht zur Norm werden, denn es ist Stein gewordene Aussage über die Toten, die in der Gemeinschaft des Todes im Gottesacker ruhen, und keiner wird im Leben dem anderen gleich gewesen sein.

Durch die Vielfalt der persönlichen Aussage wird auch ein Friedhof lebendig, und er soll es auch, denn er ist für uns Christen Stätte der Verkündigung, Stätte der Hoffnung und der Gewißheit einer Auferstehung.



„Fürchte Dich nicht", ein Wort der Verkündigung, beherrscht das Zeichen. Es ist schlicht und überzeugend in seiner Aussage.
(Oberkirchener Sandstein)

Ein Gang zu Gräbern

Von Hans Winter

Es war an jenem herrlichen ersten Novembertag des Jahres 1966. Mein Bruder war mit seinem Wagen da. Damit bot sich die Gelegenheit! Früh ging es los. Die Nacht hatte den ersten kräftigen Frost gebracht. Rauhreif ließ die Flur im Sonnenlicht erstrahlen. Wir fuhren über Horn und Leopoldstal nach Sandebeck. Dort war die Straße nach Bergheim gesperrt. Das zwang uns zu einem Umweg über Himmighausen und Oeynhausen nach Bergheim. In Bergheim bogen wir in westlicher Richtung nach Sandebeck ab. Die Straße führte in einigen Windungen hinauf in das Sammtholz. Kurz nachdem sie die Höhe überwunden hatte, verließ sie in einer großen Kehre den Wald. Wir erblickten das Mühlenbachtal mit Sandebeck. Vor der hohen Wand der Velmerstot und des anschließenden Eggegebirges lagen der Achterberg, der Hinterberg und der Schwandberg mit ihren bewaldeten Häuptern. Zwischen Triftenberg und Schwandberg hindurch lugten einige Häuser der Gemeinde Leopoldstal. Rechts in der Senke sahen wir inmitten weiter Grasflächen das Weidegut Wintrup. Über den bewaldeten Stoltenberg, gleich hinter Wintrup, verläuft die alte lippische Landesgrenze.

Die Sonne ließ an diesem schönen Novembertag den Wald in einem goldigen Rotton aufleuchten, während die Velmerstot und Egge in lichtem Blau den Horizont begrenzten. Mein Bruder, der eigens gekommen war, um sich an dem Rot unserer herbstlichen Buchenwälder zu erfreuen, nahm seine Palette und ging abseits auf die Bergweide, um die Farbenpracht in einem Bilde festzuhalten.

Mein Junge und ich aber machten uns auf, die Gräber zu suchen, von denen wir gehört hatten. Wir schritten die heute so ruhige Fahrstraße etwas zurück und bogen dann links ab auf einen Waldweg, der sich schon kurz danach dreiteilte. Wir nahmen den mittleren Weg, der mitten in das Sammtholz hineinführte. Der Weg war vom frischen Fallaub wie mit Gold belegt. Ununterbrochen lösten sich weitere Blätter von den Bäumen und schwebten im Sonnenlicht golden herab. Die Goldmarie, in dem Märchen von der Frau Holle, mußte auch durch solch ein Waldtor geschritten sein. Mein Junge sprang und griff lustig nach den Blättern. Ich aber sagte, daß wir Menschen uns alle einmal vom Baum des Lebens würden lösen müssen und dann genau so wie die vielen Blätter zur Erde herabsinken und vermodern würden. Ein nachdenklicher Blick streifte die Baumwipfel, aber die Welt leuchtete zu sehr, um eine trübe Stimmung aufkommen zu lassen.

Kurz vor einer leichten Wendung des Weges, an der zur Rechten ein kleiner, offenbar für den Bedarf des Waldwegebaues bestimmter Steinbruch lag, führte links in spitzem Winkel ein Weg den Hang hinab. Diesen Weg nahmen wir, und schon bald wies mein junger Begleiter mit dem Worte: „Dort!“ auf eine fast am Waldrand liegende, kleine, von einer Mauer umfriedete Fläche. Wir öffneten das Tor. Vor uns lagen drei Gräber. Wir lasen auf den Grabplatten:

Hier ruhen

Victor Freiherr von der Lippe
aus dem Hause Wintrup
** 29. 3. 1875 Wien*
† 8. 2. 1960 Wien
und seine Gattin

Alice geb. von Saárossy-Kapeller
** 12. 4. 1888 Budapest*
†
deren Seelen Gott gnädig sein möge

Eduard Freiherr von der Lippe
** Wien 28. Okt. 1915*
† München 8. Dez. 1955
Requiescat in Pace

Victoria Freiin von der Lippe
** Bremen 29. April 1949*
† Frankfurt-Main
Christi Himmelfahrt
27. Mai 1954

Alle drei Grabplatten zeigten das Wappen der Familie: Den doppelten Turnierkragen.

Ich hatte von den Gräbern erfahren und sie interessierten mich, weil die hier Bestatteten den Namen unserer Heimat trugen, obwohl sie offenbar nichts mit dem heimischen Fürstengeschlecht zu tun hatten. In Hansens Lippischer Bibliographie fand ich den Hinweis auf eine dreibändige Familiengeschichte der Freiherren von der Lippe in der Lippischen Landesbibliothek. In diese Bände nahm ich Einblick. Ich las folgendes:

„Ein völlig abschließendes Urteil, ob die beiden Familien der Fürsten mit dem Stammwappen der fünfblättrigen Rose (Rot in Silber) und der Turnierkragensiegler im 12. Jahrhundert aus gemeinsamer Wurzel entsprungen sind, gestattet das bisher bekannte Urkundenmaterial nicht. Bis zur Auffindung neuer Beweismittel wird die Frage verschiedenen Auslegungen zugänglich sein."

Die Familie von der Lippe teilte sich im Laufe der Jahrhunderte in mehrere Linien auf, die zumeist erloschen sind. „Der zweite Hauptsitz des Geschlechtes wurde Wintrup (1533—1798). Wintrup (Wiminictorp, Wimelingtorp, Wintorff) wird urkundlich zum erstenmal 1173 erwähnt.



Das freiherrlich von der Lippe'sche Wappen gemäß der österreichischen Anerkennung

Wintrup dürfte die Bedeutung kleines Dorf — oder Dorf des Wimo? — haben. Ehemals war es wohl auch ein aus wenigen Häusern bestehendes Dorf, während es später ein bloßes Gut wurde.

An die Familie von der Lippe kam Wintrup 1533, als Erasmus von der Lippe gegen seine bei Gehrden gelegenen freien Güter das freie Erb- und Rittergut Wintrup vom Kloster Gehrden eintauschte.

Bei der Güterteilung zwischen den Brüdern Reineke, Bernd und Erich von der Lippe von 1579 erhielt Erich, der Jüngste, Wintrup und erbaute daselbst um 1580 ein „festes Haus". Von demselben ist heute nur mehr die versumpfte Gräfte (der Wassergraben) und etwas Mauerwerk zu sehen.

Wintrup erbte sich in der Wintruper Linie von Vater auf Sohn, bis infolge von Verschuldung der Domherr Wilhelm Anton Freiherr von der Lippe das Gut 1797 an sich brachte und dasselbe ein Jahr später an den Hauptmann Wilhelm Gierke vom Gierkenhof (in Oesterholz) verkaufte. 1853 erwarben die Grafen Wolff-Metternich Wintrup und vereinigten das Gut wieder mit Vinsebeck. Wintrup war das letzte Grundeigen, das die Familie in Deutschland besaß."

„Die Linie zu Wintrup erscheint genau seit 1750 mit dem Freiherrentitel, und zwar in der vormaligen habsburgischen Monarchie, wohin Clemens August von der Lippe 1740 auswanderte." Er machte als Offizier die Feldzüge 1741—1748 mit und starb 1756 zu Graz. Georg Clemens von der Lippe, sein einziger Sohn, wurde in Kronstadt in Siebenbürgen geboren. Er starb 1829 als General in Preßburg. Georg Clemens ältester Sohn hieß Carl Cajetan und wurde in Preßburg geboren. Auch dessen Sohn Victor Carl stammt aus Preßburg. Aus der ersten Ehe dieses Victor Carl entstammt der wieder bei Wintrup bestattete Victor Franz Clemens von der Lippe. Er ist der Bearbeiter und Herausgeber der Familiengeschichte der Herren und Freiherren von der Lippe.

Ich wollte wissen, ob das Geschlecht noch lebt und schrieb an den Grafen Wolff-Metternich in Vinsebeck. Antwort erhielt ich aus Frankfurt am Main. Doktor V. Freiherr von der Lippe teilte am 22. Dezember 1966 mit, daß seine Mutter Alice, geb. von Saárossy-Kapeller, noch in Salzburg lebe. Sein Bruder Eduard, der auf dem kleinen Friedhof bei Wintrup ruht, habe keine Kinder gehabt. Anlaß zur Errichtung des Friedhofes habe der frühe Tod seiner Tochter Viktoria gegeben. Ihre Geschwister Theresia-Marie, Clementine und Viktor-Ignatius leben mit den Eltern in Frankfurt.

Nachdenklich verließen wir die Gräber. Der Weg führte dicht am Waldrand entlang und durch eine Senke zur Höhe mit der Fahrstraße zurück. Mein Junge meinte, es würde kälter. Ich antwortete, daß wir vorhin den leichten Wind im Rücken gehabt hätten, wohingegen er uns jetzt ins Gesicht wehe. Uns Deutschen habe der Wind fast immer ins Gesicht geweht. Wieviel deutsches Blut und deutscher Fleiß waren auf dem Balkan geopfert worden, ohne daß unser Volk einen echten bleibenden Erfolg davontrug! Wir hatten unsere Sommerferien am deutschsprachigen Teil der Donau verbracht. Aus meiner Schulzeit kannte ich das Buch vom großen Schwabenzug und hatte es vor der Reise in der Volksbücherei gesucht und nochmals gelesen. Und jetzt hier diese Gräber!

Ein paar Tage zuvor hatte ich auf einer Fahrt ins Sauerland den in einem Waldtal oberhalb des Klosters Böddeken gelegenen Soldatenfriedhof besucht. Ich hatte gesehen, wieviele der in den letzten Kämpfen des zweiten Weltkrieges Gefallenen noch nicht einmal 18 Jahre alt gewesen waren. Ich mußte an meinen jüngsten Bruder denken. Er wurde als vermißt gemeldet. Auch er hatte das 18. Lebensjahr noch nicht vollendet. Wenn überhaupt ein Grab von ihm zeugt, dann eines jener vielen Einzel- oder Sammelgräber mit dem Hinweis „Unbekannt". Welche Familie hat nicht solche Verluste zu beklagen?

— Horch, waren das nicht Kranich-Rufe? Wir blieben stehen. Nein, es waren die Gänse von Wintrup. Von Wildgänsen, die mit schrillem Schrei durch die Nacht nach Norden rauschten, hatte Walter Flex gesungen, dessen „Wanderer zwischen beiden Welten" uns mit dem Nachlaß des vermißten Bruders seinerzeit zugeschickt wurde. Welche Welten waren zusammengebrochen!

Durch das Gezweig der Bäume am Waldrand sahen wir die alten Häuser von Wintrup. Wir erkannten Fachwerk. Ich sagte meinem Jungen, daß er kaum noch in der Lage sein werde, später einmal seinen Kindern so etwas zu zeigen, es sei denn in Museumsdörfern. Ihn verbände schon mit solchen Häusern nicht mehr das eigene Erlebnis, wie ich es noch als Kind alljährlich in den großen Ferien gehabt hätte. Ich hätte deshalb manchmal die Furcht, daß das Leben der nachfolgenden Generationen immer ärmer würde.

Ich weiß nicht, ob er alles so begriff, wie ich es meinte. Es umgab uns jetzt eine große Stille, die nur von dem Geräusch der fallenden Blätter unterbrochen wurde. An den schattigen Stellen des Weges lag der Rauhreif immer noch auf den Zweigen und Blättern. Wir bewunderten gemeinsam die vom Frost gezauberten Randverzierungen des Laubes. Hier und da leuchteten Brombeerblätter wie brennendes Rot. Der Besitzer des Waldes hatte für die Aufforstung eines Waldstückes Bergahorn verwendet. Das hatten wir noch nie beobachtet und fiel uns dadurch besonders auf.

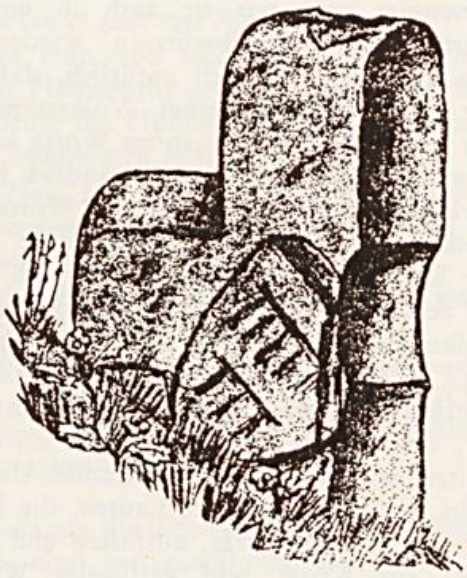
Von Sandebeck herüber kam Glockenklang, und wir beeilten uns, das Auto auf der Fahrstraße zu erreichen. Mein Bruder hatte unterdessen den farbigen Herbsttag auf ein Stück Faserplatte gebannt. Jawohl, das war der blaue Tag mit der Velmerstot und der Egge im Hintergrund und davor die leuchtenden Feuerköpfe der bewaldeten Vorberge. So würden den Tag auch die empfunden haben, die in den Gräbern ruhen und die, deren Gräber wir nicht finden können. Einen Tag, der trotz aller Erinnerungen nicht bitter macht, einen Tag voller Herbstsonne, einen goldenen, blauen Herbsttag, wie ihn Storm in seinem Oktoberlied besingt und wie ihn uns die Toten sicher gerne gönnen.

Anmerkung: An der Steinheimer Straße in Horn, kurz vor dem Bahnübergang, steht ein beschädigtes Steinkreuz, welches das Wappen der Herren von der Lippe, den doppelten Turnierkragen, trägt. „Das steinerne Kreuz wird urkundlich am 8. Februar 1518 und 1. Juli 1531 erwähnt im Zusammenhang mit dem unter dem Basbroke vor Vinsebeck abgehaltenen Gerichte der Edelherren zur Lippe über die Königsfreien aus den fünf Dörfern Ottenhausen, Vinsebeck, Sandebeck, Bergheim und Himmighausen, an welchem Gerichte die von der Lippe, die von Schildern, die von Oeynhausen und die von Exter mitinteressiert waren. In der ersten Urkunde ist das steinerne Kreuz als gelegentlicher Ort der Abhaltung des Gerichtes bezeichnet, nach der zweiten war bei dem steinernen Kreuz die Gerichtsstelle, wohin bei der alten Sitte der dreimaligen Ladung der Bruchhafte zum ersten Male geladen wurde." (Familiengeschichte der Herren und Freiherren von der Lippe).

Nach Isermann erfolgte die zweite Ladung zum steinernen Kreuz. Isermann beruft sich dabei auf eine Veröffentlichung von Archivrat Knoch aus dem Jahre 1768.

Das Kreuz stand ursprünglich auf einer kleinen Anhöhe. Es wurde beim Bau der Eisenbahnstrecke versetzt. „Der rechte Arm des Querbalkens fehlt und soll vor 60—70 Jahren von einem an Zerstörungswut beseelten Manne von Bellenberg, Namens Franz Geise — seiner eigenen Angabe nach —, mit einer Axt abgeschlagen sein." (Isermann).

Nach Isermann „geht in Horn die Sage, es sei an der Stelle, wo mehrerwähntes Kreuz steht, einst ein Mann unter einer Egge zu Tode gekommen und die Horner halten die Einmeißelung auf demselben für die Abbildung einer Egge".



Das steinerne Kreuz bei Horn

Die Spruchweisheit der Lipper

Von Wilhelm Süvern

V

Von lippischer Wesensart

„Der Lipper ist verschlossen und zur Menschenscheu sehr geneigt, er teilt sich schwerlich und sehr spät mit, aber dann auch mit aller Fülle des Herzens. Er hat ein lebendiges Gefühl von Freiheit und bestehet oft mit einem unerträglichen Steifsinn auf seinem Recht. Er sieht außerordentlich auf Ehre. Wer freundlich mit ihm redet, der kann viel von ihm haben, wer es aber darin versieht, dem trauet er nicht. Wenn jemand teil an seinem Schicksal nimmt, zu ihm in sein Haus geht, mit seinen Kindern sich zu schaffen macht, seine Früchte und sein Vieh besieht, dem kann er nichts abschlagen, hingegen der geringste Schein von Verachtung bringt ihn auf, und dann ist er zu allem fähig.“ (v. Cölln, „Charakteristik der lippeschen Bauren“.)

Das vorstehende Zitat nennt uns einige bemerkenswerte Eigenschaften altlippischer Wesensart, wie wir sie auch in unsern plattdeutschen Sprichwörtern wiederfinden. Nun ist es jedoch natürlich, daß in der Spruchweisheit eines Volksstammes vor allem die Ausnahmen zu Worte kommen. Was man für selbstverständlich hält, darüber braucht man nicht viel Worte zu machen, während jede Abweichung von der Regel zum Widerspruch und zum Tadel reizt. Wie die meisten niederdeutschen Volksstämme, so neigte auch der Lipper zur Schweigsamkeit. Die stillen, wortkargen, bedächtigen Leute, die Schweiger, die sich in der Gesellschaft zurückhielten, waren die Regel im Lande. Um so mehr mußten darum die Lauten, die Bölker und die Schwätzer, auffallen und den Stoff für Kritik und geflügelte Worte liefern.

Dem hochdeutschen Sprichwort „Reden ist Silber, Schweigen ist Gold!“ entspricht das plattdeutsche Wort von dem Sprecher, der, dem Säemann gleich, Worte und Gedanken ausstreut, die dann der Hörer, dem Mäher gleich, für sich ernten kann:

„Wer kürt, de saijet, wer heuert, de maihet!“ (Pl)

Das stille Erlauschen von Wissenswertem ist gleichsam ein redlicher Diebstahl, der den Hörer bereichert, dem Sprecher aber nichts nimmt. So war denn auch die Mahnung des Vaters beherzigenswert, die er seinem heranwachsenden Sohne gab:

„Stehl dui wat, seo häst diu wat, öbber lott jeudermann dat Suine!“ (Pe)

In den Dorfkrügen, in den Spinnstuben, auf den Straßen und den Jahrmärkten konnte man vieles hören, ob aber alles stimmte, wer konnte das wissen! Vielleicht stellte sich schon am nächsten Tage alles Gerede als Schwindel heraus. Hatte man selber geschwiegen, so hatte man klug gehandelt; denn

„Schwuigen un denken kann nemmet kränken.“ (Pe)

Wer aber geschwatzt und Gerüchte weiter getragen hatte, mußte meist dafür büßen. Darum:

„Et es better stille schwuigen,
os van Küren Puine kruijen!“ (Pe)

Der Kluge handelte wie der Fuchs:

„Wat de Voß dächt, heu nicht seggt!“ (Pe)

Wer aber seinen Mund gar nicht halten konnte, dem riet man, er solle seine Neuigkeit lieber erst in den Wald schreien als auf die Straße. Was das Echo dann widergäbe, das könne er erzählen.

„Heuerst diu wat Nüjjet, denn bölke et int Holt, wat diu dovan wierheuerst, dat vertelle foider!“ (Pl)

Man sah und hörte ja so manches, besonders beim Nachbarn, doch es war nicht ratsam, das alles weiter zu erzählen, wenn man keinen Streit haben wollte:

„Mui sallt nich angohn, wat de Nober deut!“ (O)

Und so manches, was daheim und in der weiten Welt geschah, das besprach man wohl mit einem guten Freund, band es aber nicht jedem Narren in der Wirtschaft auf die Kappe:

„Diu briukst de Wohrheut nich ollen Naren uppe Kappen binnen!“ (O)

Schmutziges schwieg man am besten tot, wie man die derbsten Lieder ja auch nicht sang, sondern nur flötete:

„Man draff nich olle Leuer singen, man mott auk wecke floiten!“ (B)

Schon den Kindern verbot man das Schwatzen und Wiedersagen. Man wies sie auf den „Häjack“, den Eichelhäher, hin, der den andern Vögeln jede Neuigkeit zurufen mußte, und man brachte sie zum Schweigen mit dem streng gesprochenen Wort:

„Sui keun Häjack!“ (Pl)

Unter den Schwätzern gab es verschiedene Sorten. Da waren am verbreitesten die meist harmlosen klatschsüchtigen Frauen, „de kakelsken Frubbensminsken“, die als schnelle, eifrige Dorfpost alle Neuigkeiten verbreiteten.

„Der Plapperschniuten geut et osse der Möllen, seu es bui Dag un Nacht an'n Gange.“ (O)

Solche Frauen versäumten meist ihre Hauswirtschaft. Ja, wenn sie's mit dem Munde machen könnten!

„Seu soll oll geneog beschicken, wenn't metter Mund teo maken wör!“ (O)

Neugierig erkundigten sie sich nach allem, was in den Häusern vorging, oft auch nach den intimsten Dingen:

„Eun nuischierg Minske kann der Keoh eun frömd Kalw affrogen!“ (O)

Doch die Leute wußten:

„Wer vell Nüjjet herinbringt, bringet auk vell heriut!“ (W)

Man nahm sich in acht und antwortete nichtssagend auf solch neugierige Fragen:

„Wer vell frögt, den werd vell seggt!“ (Pe)

Oder man fuhr ihr wohl derb über den Schnabel:

„Giff der Schniuten nich teo vell Verläuf, dat seu met dui nich dürgeut!“ (O)

Hatte eine solche Klatschbase aber mal wieder unwahre Gerüchte verbreitet, dann konnte der Betroffene auch recht grob werden und „schännern“:

„Düt aule Saapees! Wenn dat mol sterwet, denn mott dat Miul nau besonners dautschloen wern!“ (W)

Nun war „Saapees“ erst ganz „kaduck“ und hielt eine Zeitlang den Mund. Im Dorfe aber hieß es:

„Et hät sich mol wieer de Tehne verkuilt.“ (Pl)

Unter den Männern gab es natürlich auch Schwätzer, welche die von Saapees erfahrenen Neuigkeiten rasch weitertrugen.

„Heu es geot met Saapees bekannt“ (Pl), sagte man von solchen Leuten. Er habe vom Hühnerstüt gegessen, der fetten Bürzeldrüse des Huhnes, von der man Durchfall bekommen konnte.

„Heu hät van'n Hönnerstuite getten, dorümme kann heu nicks bui sick behaulen!“ (Pl)

Auch Narren und alte Leute waren schwatzhaft und redselig:

„Naren liggt dat Herte upper Tungen.“ (O)

„Aule Luie werd kakelske Frubbensminsken.“ (O)

Solange die Schwätzer harmlos blieben, ließ man sie gewähren, sie waren die Dorfszeitung, und keiner wollte es gern

mit ihnen verderben. Doch man glaubte nicht alles, was sie sagten:

„Wer vell kürt, lügt vell!“ (W)

„Wenn Luie teo geot kürt, draffen dor nich vell van läuben!“ (O)

So ein Mensch redet in einem Hause so, im andern anders, im einen ist er (das Bild ist vom Leineweben genommen) die Kette, im andern der Einschlag:

„In eunen Hius es heu de Kien, in'n annern de Inschlag.“ (O)

„Heu dreihet de Woier osse de Siege dat Blick!“ (W)

„Verkaup den Schniutenfix nich förn ehrliken Minsken, süss bedrügst diuer annere met!“ (O)

„Trubbe den Luien nich, de seo vell up annere wiet! Wenn seu uppen Amte schwern sött, kürt seu anners!“ (O)

Doch solche Schwätzer waren oft recht aufdringlich:

„Schmuiten vörne iuter Dür, kümmte achtern wieer herin!“ (O)

Sie reden und reden, besonders, wenn sie einem etwas aufschwatzen wollen. Hörte so einer dann gar nicht auf, so sagte man ihm vohl spöttisch:

„Diu kürst dui nau'n Bickees!“ (B)

Einen Bickees, ein geschwollenes, durchgescheuertes Hinterteil, bekam man vom langen Reiten auf ungesatteltem Pferde.

Noch unangenehmer konnten die Krakehler werden:

„Heu hätten Miul ossen Keddelflicker!“ (B)

In ausbaldowerten Mißständen oder Schmutzereien konnten sie wie Elefanten herumtreten, trotz des vernünftigen Wortes:

„Je meier man den Dreck trett, je dünner werd heu.“ (W)

Und sah die Sache schließlich doch anders aus, dann mußte die „Freischnauze“ klein beigeben:

„Euerst meune heu, heu hädde 'ne Fruischniuten, un niu motte lütke Bräue backen!“ (B)

„Miulhellen sind de euersten, wenn't an't Weglaupen geut.“ (O)

Mit den Krakehlern sind die Querköpfe verwandt. Sie sind in Lippe nicht selten, wie ja schon v. Cölln bemerkt, der von dem „oft unerträglichen Steifsinn“ der Lipper spricht. Im Jahre 1919 bewarb sich einer von dieser Sorte im lippischen Norden um einen Sitz im Dorfsparlament. Als er gefragt wurde, für welche Partei er denn sei, antwortete er stramm und fest:

„Eck sin gegen olles!“

Dabei ist er denn auch geblieben.

„Kür wat diu wutt, eck häbbe muinen eugenen Kopp!“ (O)

Wer einmal die alten Gogerichtsakten durcharbeitete, kann von der Hartnäckigkeit und Steifnackigkeit unserer Vorfahren manche Geschichte erzählen. Oft waren solche „Tuilebären“ ja harmlos, den bellenden Hunden gleich, die nicht beißen:

„Rüens, de viel blieket, buitet nich.“ (O)

„Heu hät dat Riuhe no biuten kehrt.“ (W)

„Heu hölt vell van korten Woiern un langen Mettwösten!“ (W)

Doch auch solche Poltriane sind nicht leicht zu behandeln:

„Wat geut de Keerl teo Klange! Heu tuit gluiks olle Schütte up!“ (B)

„Dat essen Holsken!“ (Pl)

„De döcht bleoß för 'n opene Fuierstie!“ (Pl)

Ja, wie ein grober Holzschuh oder ein grober Klotz waren sie, nur auf einer offenen Herdstelle ist ein solcher zu verbrennen. So kann auch ein Grobian nur mit gleicher Grobheit behandelt werden. Doch:

„Aule Böcke hät de stuiwesten Hoiern.“ (Pl)

Und auf den Steifsinn eines alten Mannes, der sonst seine Verdienste hatte, mußte man schon Rücksicht nehmen.

Schlimm, wenn zwei solcher Querköpfe aneinander gerieten. Jede Beschwichtigung war dann meist umsonst.

„Wenn man'n Dullkopp bekürn well, werd heu euerst recht dull!" (O)

Man kann die Natur nicht ändern, wie man aus einem Schleef, einem großen schweren hölzernen Füllöffel, keinen handlichen Eßlöffel schnitzen kann:

„Iuten Schleuf werd seo baule nen geoe Leppel." (W)

„Met den Keerl kannste nenne luike Fohr ploijen, heu essen Twoos!" (B)

Beide Streithähne sind einander gleich:

„Wo de eune met wosken es, es de annere mit afdreujet!" (B)

Sie kommen nicht auf ein Stück miteinander:

„Es de eune inne Wicken, es de annere in'n Weuten!" (O)

Doch alle Querköpfigkeit führt auf die Dauer zu nichts:

„Ollteo spiß steket nich, ollteo scharp schnitt nich!" (Pl)

Nach langem Prozeß kommt es meist so:

„Verdrejet juck! see de Afkote, os Hius un Hoff verklaget was!" (Pe)

Mit Klugheit und Freundlichkeit geht es auch anders:

„Worümme Storm, wennt met Piusten auk geut!" (Pl)

Und dem Sturm wendet man am besten die Kehrseite zu:

„Dreihe den Ees jegen den Storm, öbber lott de Sunne nich iuten Augen!" (Pl)

Mit einem freundlichen Wort läßt sich mancher Ärger vermeiden, mancher Streit schlichten:

„Eun fründlick Weoert wärmt faken meier os de dickste Rock!" (Pl)

Dieses schöne Wort führt uns in freundlichere Gefilde. Einem freundlichenWort konnte der Lipper sein Herz erschließen.

Gewöhnlich begegneten die Menschen hierzulande den Wechselfällen des Lebens mit einer gewissen Bedächtigkeit und Gelassenheit. Das „himmelhoch jauchzend — zu Tode betrübt" ist für gewöhnlich nicht unser Fall. „Alles mit der Ruhe und einer guten Zigarre!" sagt man heute. Früher hieß das:

„Lott Holt teo Köhle kumen!" (Pe)

„Nich seo hastebaste, morn es auk nau'n Dag!" (O)

„Sachte an kümmt auk an!" (W)

„Wer buin Laupen teo schwanke anfänget, kümmt nich wuit!" (O)

„Wer teo haste löppet, den werd baule de Oom teo kort." (O)

„Et werd olles nich seo vernaijet, osset teoschnien es." (W)

Das alles sind Worte, die dem bedachtsamen Wesen unseres Volkes entsprechen.

Mit dieser Bedächtigkeit gepaart ist die Vorsicht, die mitunter ein bißchen zu weit getrieben werden kann. Mir steht noch lebhaft jener alte nordlippische Fuhrmann vor Augen, der beim Bergabfahren nicht nur die Bremse fest anzog, sondern zu aller Vorsicht die Pferde auch noch an den Kopf faßte und nebenherging, weil ja die Bremse doch vielleicht einmal versagen könnte. Seinem Mitfahrer aber rief er alle Viertelstunde zu:

„Kuik no'n Lünz!"

Der Lünz, der Radnagel, hätte beim Fahren ja doch vielleicht einmal herausspringen und das Rad hätte dann von der Achse laufen können! Er kannte und beherzigte auch die folgenden Worte:

„Eun lütke Wagen, de faken geut,
es better os eun graute, de stille steut!" (Pe)

„Better tweumol fohrn os eunmol öberlahn!" (Pe)

Noch verschiedene andere alte Sprichworte mahnen zur Vorsicht:

„Wutt diu nich falln, kuik vör de Foite!" (O)

„Van'n Funken brennt dat Hius." (W)

„Man mott de Katten nich in'n Sacke kaupen!" (W)

Es war üblich, auf dem Dachboden, wo das Stroh und Heu lagerte, einen Eimer Wasser stehen zu haben; denn:

„Wenn de Brand iutbreket, essen Emmer Water meier wert os nohers eun Duik vull!“ (O)

Ein gewisses Mißtrauen lag dem Lipper ebenfalls im Blut. Man durfte Fremden gegenüber nicht zu leichtgläubig sein!

„Nich olles läuben, et gift vell diuben Dunst!“ (O)

Mitunter aber kann man auch schwer im Zweifel sein, ob man etwas glauben soll oder nicht:

„Löft'n teovell, werd'n bedrogen, löft'n nicks, kümmt'n teo kort!“ (O)

Vor allem aber soll man sich nicht selbst etwas einreden, bevor man des Erfolges sicher ist:

„Segg nich Hering, bevör diu'n buin Steerte häst!“ (O)

„Moßt nenne Euer verkaupen, de nau nich lejjt sind!“ (O)

„Man mott dat Fell nich euher verkaupen, os bet man den Voß hät!“ W)

„Kruijen es geot, häbben es better!“ (O)

„Better eunen häbben os tweu kruijen!“ (W)

„Eunen Luining inner Hand es better osse dreu Diuben uppen Dacke!“ (W)

Bedachtsam und vorsichtig sein im Umgang mit Fremden! denn:

„Iuse Herrgott hät ollerhand Kostgängers.“ (W)

Ein Anliegen soll man ganz vorsichtig und behutsam vorbringen. Gut, wenn man den andern ein bißchen prahlt, sich dabei aber doch vorsieht:

„Striep de Katten, öbber wahr dui dovör!“ (Pl)

Wer so bedachtsam an eine Sache heranging, von dem hieß es, er hüte um das Gesträuch herum, das er schließlich doch abweiden wolle:

„Heu hött jümmer ümme de Hüchte.“ (B)

Der andere merkte natürlich die Absicht, war auch wohl nicht abgeneigt, wehrte sich aber doch zum Schein:

„Heu wiehrt sick auk man metten korten Stocke.“ (B)

Gut war es immer, sich bei allen Rechtshandlungen einen Ausweg offenzuhalten, wie das ja auch fürs körperliche Wohlbefinden nötig ist.

„Ächterpeoerten openhaulen!“ (O)

Und vorher alles bedenken, damit man nachher keinen Ärger hat:

„Vörher Bescheud, noher nen Kreut!“ (W)

Und alles schriftlich niederlegen, denn das mündliche Wort konnte vergessen werden, während die Schrift klebte:

„Wat schrift, dat klift!“ (Pe)

Besonders vorsichtig war der Bauer bei der Übergabe des Hofes an den Erben. Mancher hielt es mit dem Wort:

„Man sall sick nich freuher iutteun, bevör man no'n Bedde geut!“ (O)

Also alles behalten bis zum Tode! Manche von denen, die abgegeben hatten, waren schlecht dabei weggekommen. Nun, sie hatten sich's selber zuzuschreiben. Sie hatten sich solchen Brei ja selber aufgefüllt.

„Wer sick den Brüjj upfüllt hät, motten auk iutfreeten!“ (W)

Doch alles konnte man nicht meistern im Leben, mit manchem mußte man sich gelassen abfinden:

„Olles laupen loten, wat'n nich haulen kann!“ (O)

Menschen, die gelassen und bescheiden im Leben stehen und still ihre Pflicht tun, können die Hochmütigen und die Angeber nicht leiden. In treffenden Worten hat man diese Leute gekennzeichnet. Man verglich den hohlen Prahler mit dem Wippsteert, der Bachstelze, die eitel ihren Schwanz auf und abbewegt, den Hochmütigen aber mit dem Pielsteert, der Elster, die den Schwanz wie einen Pfeil in die Höhe reckt.

„Wippsteert un Pielsteert sind nohe Verwandte.“ (Pl)

Vom Hochmütigen hieß es:

„Geot, dat de Heben seo hauch es, süss hädde heu'n oll metter Nesen inrennt!" (O)

„Heu hät't in'n Koppe osse de Exter in'n Steerte." (Pl)

Man nannte die Leute, die sich selber für sehr klug hielten und ihre Weisheit vor den Leuten gern leuchten ließen, „Kleokschuiter".

„Heu deut, os wenn heu de Kleokheut met Worpschiuten schliuket hädde un es doch man'n Stoffel!" (O)

„Heu heuert de Mieke bölken un de Floihe heosten!" (B)

„Heu heuert dat Gräss wassen un suiht de Gäuse pissen!" (W)

Schmeichelte man solchen Leuten, so wurden sie nur noch aufgeblasener:

„Je meier man de Katte striepet, je höchter bührt seu den Steert." (W)

Doch sie wurden bald erkannt und fanden auch ihren Meister; denn:

„Je höchter diu dui reckest, je länger werd duin Schatten!" (Pl)

„Wer de Nesen teo hauge reckt, stött de Tehne in!" (W)

„Mänje well upt hauge Peerd un kümmt upen Isel." (O)

„Mänje flüggt seo hauge her un bliwt doch seo suije in'n Braken hangen." (Pl)

Noch mehr machte man sich über die kleinen Angeber lustig, besonders, wenn nichts dahinter steckte als Dummheit. Die Dummen werden ja bekanntlich nicht alle:

„De Dummen werd nich olle, teoer Vörsicht hät seu wier 'n Scheppelsoot saijet." (B)

Nun, wer seine Dummheit nicht zu Markte trug, kam nicht ins Gerede, aber den dummen Prahlern ging es ans Leder:

„Je lütker de Rüe, je heller dat Blieken!" (Pl)

„Kuik dui den Paijatz an, heu draihet sick ossen Dullhermken!" (B)

Ein Dullhermken ist ein sich drehender Kreisel. Hatte sich so einer ganz in Schale geworfen und stolzierte daher mit Vorhemd und weißer Weste (porzellanener Brust und gekalktem Bauch), so hieß es:

„Hanjeost es ganß vörnehm vorn: kümmt doher mitter poseluinen Bost, un den Biuk hät heu sick auk kälkt. Eck lache mui'n Pickert!" (B)

„De Keerl geut teo Klange ossen Apen in'n Kasten!" (B)

„Heu hät bleoß 'n Metten Ees, öbber'n Scheppel Bücksen!" (Pl)

„Heu hät 'n Lius inner Holtkien un deut, os wenn heu'n Ossen uppen Stall bringen woll!" (O)

Solch ein eitler, dummer Prahler und Angeber wurde gewöhnlich in den Dorfkrügen mächtig aufgezogen und ausgenommen. Man schmeichelte ihm und trug dabei so dick auf, daß jeder die Ironie mit dem Holzschuh fühlen konnte. Nur er merkte nichts, sonnte sich in seinem Ruhm und hielt die lustige Gesellschaft frei.

„Dickedeon kost't auk Geld!" (O)

War er fort oder hatte man ihn unter den Tisch getrunken, so hieß es wohl geringschätzig:

„Den kannste metten Holsken vörn Kopp schloen, denn meunt heu nau, diu woster met domeln!" (B)

Es gab noch manch andere Typen unter den Prahlern und Angebern. Da war der kleine Schwindler und Großtuer:

„Middages hät heu bleoß Plunnermelke hat un nohers lijjt heu in'n Fenster un prokelt in'n Tehnen, dat de Luie läuben sött, heu hädde Fleusk getten!" (O)

Ein anderer prahlte mit seinem neuen Haus:

„Heu kürt van'n Dacke un hät nau nich dat Fundamente!" (Pl)

Ein dritter prahlt mit seinem stattlichen Einkommen:

„Heu lüggt sick sülmst wat inne Tasken!" (Pl)

Jener markierte den feinen Mann:

„Bui Dage geut heu os fuine Here, un obends nimmt heu olles, wat heu hät, met int Bedde!“ (O)

Laßt sie laufen, all diese Stolzen, diese Prunker, Prahler und Angeber! Ein tüchtiger Mann und eine tüchtige Frau, sie hatten das Prahlen nicht nötig:

„Geot Werk prohlt sick sülben!“ (O)

Von rechter Lebensführung

Dieses letzte Kapitel der altlippischen Spruchweisheit soll von den ernsten Dingen des Lebens handeln. Auch hierüber weiß der Pastor v. Cölln in seiner „Charakteristik der lippeschen Bauren“ mancherlei zu berichten. „Treu und bieder ist das Volk im Ganzen noch. Verraten ist ihm Schande und Stehlen die größte unverzeihlichste Sünde. In Absicht der Sittlichkeit ihres Nächsten sind die Menschen sehr tolerant, nur mit Diebstahl, Betrügerei, falschen Eidschwüren und Ehebruch verstehen sie keinen Spaß. Ein Dieb und Ehebrecher hängt sich und seinen Nachkommen einen unauslöslichen Fleck an. Wohltätigkeit ist eine Provinzialtugend. Der Bettler findet allenthalben seine Herberge, ihn gut zu behandeln ist Sitte. Wird ein Geringer krank, so wird er allgemein verpflegt, man schickt ihm Speise aus den benachbarten Häusern und macht sich ein Vergnügen daraus, armen Kindern freie Kost zu geben.

Die Meinung, daß Seligkeit sich durch einige Stoßgebete am Lebensende und nach erhaltenem Sakramente gewinnen ließe, ist hier fast allgemein. Eigentlich dünkt sich das hiesige Volk alle Verstorbenen selig, außer denen, die gestohlen, abgepflügt, abgegraben oder versprochen und nicht Wort gehalten haben. Diese müssen nach seiner Meinung zwischen Himmel und Erde schweben und spuken. Manche lassen sich von Unsterblichkeit und ewigem Leben nichts einreden. Wie der Baum fällt, so bleibt er liegen! ist allgemeines Sprichwort.“ (v. Cölln, a. a. O.)

Es muß hier bemerkt werden, daß die vorstehenden Worte zur Zeit des Rationalismus geschrieben wurden und daß die Erweckungsbewegung im vorigen Jahrhundert in den religiösen Anschauungen der Menschen vieles gewandelt hat. Doch über Sittlichkeit und Religion redete man nicht viel, sie verstanden sich von selbst. Treue und Redlichkeit im täglichen Leben waren unseren Vorfahren der Kern echter Religion. Darum haßte man auch alles fromme Gerede und heuchlerische Getue. Einige Sprichwörter bringen das recht deutlich zum Ausdruck:

„Wenn mui de leube Here doch naumol seon Segen gäube! see de Heuchler, do hadde heu den Nober ümme suinen Hoff brocht.“ (O)

„Unrecht Gut gedeihet nicht! see de Spißbeobe, do heu den annern dat stohlene Geld iuter Tasken lange.“ (O)

„Geld und Gut kann dich nicht glücklich machen! see heu un bedraug suinen Breoer.“ (O)

„Eck sin nich up verboen Wegen wesen! see de Deuf. Heu wasser jümmer donne jigen hergohn!“ (O)

„Wat helpet olle Leufde teon Herrn un Heilanne, wenn'n suinen Geldbuil nau leuber hät!“ (O)

„Je naijer bui de Kerken, je wuider van Gott!“ (Pl)

Dieses letzte Wort läßt sich natürlich nicht verallgemeinern, doch das Kirchengehen allein tut es ja auch nicht, wenn der sittliche Ernst nicht dahintersteht. Natürlich redeten die Leute dies und das, doch wer den rechten Weg geht, braucht kein Geschwätz zu fürchten.

„Kind, haul dui an Gottes Weoert un luster nich up Luiekürn!“ (O)

So sagte die Mutter zur Tochter, und der Vater sprach zum Sohn:

„Makst diu't geot, seo häst diu't geot!“ (W)

Lange Ermahnungen waren nicht üblich, doch manche handfeste Lebensregeln gab man den Kindern mit auf dem Weg.

Nicht so neugierig sein!

„Wer den Kopp in olle Löcker stekt, kann'n lichte verleusen!“ (W)

„Wat dat Auge nich suiht, dat begehrt dat Herte nich!“ (W)

Nicht zu empfindlich sein!

„De sick stött an'n Spuier Strau, werd suin Liebelang nich frau!“ (Pe)

„Deo nich seo, os wenn diu nau nich metten blauten Feote uppe Eern treen häddest!“ (Pl)

Warten können und Geduld haben!

„Putz dui nich euher, os bet de Bort do es!“ (Pl)

„Kannst diu nicks aftoiben, denn fang buin Gewidder an teo bottern, denn lehrst diu auk dat!“ (Pl)

Immer bescheiden bleiben!

„Jeuder mott wieten, dür wecke Dür heu kumen es!“ (B)

„Better uppen Isel sitten os van'n Peer fallen!“ (W)

„Es dui wat geroen, denn haul dui nich gluiks förn Mester!“ (Pl)

Keinen schlechten Umgang haben!

„Wer schetterje Fuiste hät, döcht nich teon Sterneputzen!“ (Pl)

„Wer sick an'n Isel schuiert, krigter Hoor van!“ (W)

„Met schetterjen Water kann man sick nich reune wasken!“ (W)

Sich nicht vom Schein trügen lassen!

„Iuse Herrgott kickt no'n Herten, de meisten Minsken no'n Rocke.“ (O)

„Mänjer hätten duister Gesichte un doch en geoet Herte.“ (O)

„Et suiht vell iut, wat de Rüe in'n Miule hät, un kickt man teo, seo sind et Knoken!“ (B)

„Man kicket den Minsken wall vörn Kopp, öbber nich herin!“ (Pl)

„Unnern fuinen Rocke suiht man nich dat grobe Hemd.“ (Pl)

„Sülwerstücke un Kesselsteune klinget inner Tasken öbereune!“ (Pl)

Halte gute Nachbarschaft!

„Geoe Noberskopp es better osse wuie Fründskopp!“ (W)

„Wenn eune Hand de annere wäsket, seo werd seu beude reune!“ (W)

„Wutt diu geot Fründ met duinen Nober suin, denn kuik öbern Tiun un nich dodür!“ (Pl)

Halt dir deine Freunde warm!

„Wer'n geoen Fründ find't, hät suin Daglaun verdeunt!“ (W)

„Better'n geoen Fründ os schlechte Verwandte!“ (Pl)

„Met den kannste öber eunen Süll gohn!“ (Pl)

Sei freundlich und gut zu anderen!

„Eun geoet Weoert find't 'n geoen Eoert!“ (O)

„Annern recht deon, dat hett Religeon!“ (O)

„Wer Leufde häbben well, mott Leufde fohrn loten!“ (W)

Lüge nicht!

„De Luigbuil essen Duiwel suin Halfbreoer!“ (O)

„Eun Weoert weggt 'n Pund un es 'n Donnerschlag!“ (W)

„Wer lüggt, de drüggt!“ (W)

Hüte dich vor unrechtem Gut!

„Nen unrecht Geot int Hius!“ (O)

„De unrechte Grössen helpet den gerechten vertehren!“ (Pe)

„Unrecht Geot kümmt nich an'n drütten Erben!" (B)

„Ehrlick währt upt längste, weil et weinig briuket werd!" (W)

„Luie betalen, dat es de beste Religeon!" (O)

Halte dein Wort!

„Weoert es Weoert!" (O)

„Wern Handschlag gift un hölt nich Weoert, den steut nohers de Hand iuten Grawe!" (O)

Tu allezeit deine Pflicht!

„Jeuder fege vör suiner Dür, seo werd de ganße Strote reune!" (W)

„Wer ne Sake bet an'n Tiun brocht hät, mott seu auk heröberbürn!" (B)

„Wat sick launt teo deon, dat launt sick auk ornlick teo deon!" (Pl)

Und den Herrgott walten lassen!

„Velle denket euerst wieer an'n Herrgott, wenn seu'n neudig hät." (O)

„Wo eunen de leube Gott bui suiht, dobui lött heu eunen!" (B)

„Gott lött wall sinken, öbber nich verdrinken!" (W)

Wie eine weite Reise durch einen dunklen Wald, so ist das Leben der Menschen. Wer vom Wege abkommt, läuft in die Irre, und die Quicker, die Zweige der Bäume, schlagen ihm ins Gesicht. Doch wie blind rennen wir oft dahin! Ja, wenn man voraussehen könnte, so würde man's wohl anders machen. Manchen falschen Gang, manchen Umweg hätte man sich sparen können:

„Wer in vöriut kuiken könne, de könne ollhand düjet inne Richte gohn!" (B)

Doch ein jeder ist dem Irrtum unterworfen und kann nur streben, immer wieder auf den rechten Weg zu finden, der uns ans Ziel führt.

„Wer jümmer luike Wege geut, den schleut nen eunzig Quick int Auge!" (B)

Dem Alter und dem Tode sahen unsere Vorfahren meist mit der Gelassenheit entgegen, die sie durchs Leben begleitet hatte. Ein langes Krankenlager wünschte man sich allerdings auch damals nicht, schon wegen der Kosten, für die ja keine Kasse aufkam.

„Kranken kost't Geld!" (O)

„Ein gewisser Fatalismus und der Gemeinspruch: Gott ist der beste Arzt! verhärtet manchen so sehr, daß er durchaus keinen Rat sucht. Wahrsageweiber, die mit Weihwasser heilen und Segen sprechen, sind Orakel des Volks." (v. Cölln, a. a. O.) Man schleppte sich hin und glaubte an das unabänderliche Schicksal:

„Nemmet kümmter vörher, wat'n teodacht es!" (O)

„De Daut kümmt förn eunen we förn annern!" (O)

„Den Daue kann de Kläukste nich iuten Wege gohn un de Schwänkste nich weglaupen!" (O)

Wer immer stöhnte, der erhielt wohl den Trost:

„Knetterwagens hault lange!" (Pe)

Ging es mit einem Alten aber doch abwärts, dann verglich man ihn wohl mit einer alten Kuh, die keine Milch mehr gab und sagte:

„Heu es düjet vanner Melke falln!" (B)

Sah man das Ende voraus, dann hieß es:

„Heu makt et nich meier lange!" (W)

oder auch:

„Heu es ruip förn Torf!" (B)

Der Torf war der Rasen des Friedhofs, „de Riusen". Alte Leute trösteten einander wohl mit dem Wort:

„Unnern Riusen liggt sick better os up Reosen!" (Pl)

Man unterhielt sich auch über den Sarg. Wer es konnte, der hatte sich schon lange Jahre vorher die eichenen Dielen zu seinem Sarge zurechtgelegt. Wer das Geld dafür aber nicht aufbringen konnte, der mußte sich mit einem Tannensarg, einem „Armensarg", begnügen. War das so wich-

tig? könnte man fragen. Man sagte auch wohl:

„Of eun Euken- eoder eun Dannensark, iuthaulen deot dui beude!“ (Pl)

Dagegen ließ sich nichts sagen, und es war ja auch so, daß auf dem Friedhofe, auf des Küsters Kamp, wie man sagte, alle wieder beieinander waren.

„Up Kösters Kampe kumt wui olle wieer teohaupe!“ (O)

Aber der betroffenen Familie war der Armensarg doch nicht recht, der Unterschied zwischen reich und arm hörte auch im Tode nicht auf:

„Sterwet eun Ruike,
geuten met teoer Luike,
sterwet eun Arme,
dat Gott erbarme!“ (O)

Der Tod zeigte sich durch den Hofhund und das Käuzchen an:

„Wenn de Rüe jault un dat Luikheon bui Dage flüggt, denn kriggt de Kiulengreber Verdennst!“ (O)

Für alte Leute war ein sanfter, stiller Tod eine Gnade Gottes. Dann erzählte man im Dorfe:

„Heu gung seo sinnig metten Schiuer Regen heröber!“ (B)

Nun hatte er seine Ruhe, und das Lob, das er im Leben wahrscheinlich selten gehört hatte, das rief man ihm nun in reichem Maße nach.

„Wer prohlt wern well, mott daut gohn!“ (O)

Die Welt aber ging weiter, und der Erbe war schon auf dem Posten.

„Den eunen suin Sterwen,
den annern suin Erwen!“ (O)

„Den eunen suin Daut,
den annern suin Braut!“ (W)

Doch den Toten kümmerte das nicht mehr. Hinter der mächtigen Hainebuchenhecke des Kirchhofs war er geborgen, und des Küsters Gänse rupften das Gras auf seinem Hügel. Und fragte dann mal auf Wilbasen oder Kläschen oder Andreasmesse ein Bekannter aus alten Tagen nach ihm, dann bekam er wohl zur Antwort:

„De wohnt niu oll lange achtern haboiken Hagen un hött den Köster de Gäuse!“ (B)

Postgeschichtliches aus Lage

Von Fritz Büker

Vor 130 Jahren wurde in Lage die erste Postdienststelle eingerichtet. Es war zunächst eine preußische Postexpedition. Dies Ereignis hatte damals keine allzugroße Bedeutung, denn Lage war nur ein Flecken und zählte etwa 1500 Einwohner. Verbindung bestand lediglich nach Detmold und Bielefeld durch die zwischen diesen Städten täglich verkehrende preußische Personenpost. Das Briefschreiben war gewiß noch keine allgemeine Sache. Darum fällt es auch so schwer, heute noch postalische Belege aus jener Zeit aufzutreiben. Die preußische Postexpedition in Lage wurde dem Rentmeister Wantrup übertragen. Ein Poststempel scheint anfangs nicht vorhanden gewesen zu sein. Am 1. Oktober 1845 trat ein Taxis-Lippischer Postvertrag in Kraft, und die Thurn und Taxische Lehenspost übernahm auch die Postexpedition in Lage, bis am 30. Juni 1867 lt. Vertrag mit dem Königreich Preußen die postalische Tätigkeit von Taxis allgemein endete. Preußen führte ein halbes Jahr lang den Postbetrieb weiter, und ab 1. Januar 1868 gab es den Norddeutschen Postbezirk, dem auch die Poststelle in Lage angehörte. Nach der Gründung des Deutschen Reiches

1871 begann die Deutsche Reichspost ihre Tätigkeit in fast allen deutschen Staaten. Zu dieser Zeit trat der Postexpediteur Wantrup in den Ruhestand, doch verblieb die Post vorerst noch in seinem Hause auf „Wantrups Hofe", das an der Ecke Lange Straße und Hellmeierstraße lag. Diese war damals noch völlig unbebaut, und vor dem Posthause, das die Zufahrt von der Langen Straße hatte, befand sich ein größerer, chausseemäßig beschütteter Posthof, der nur für das Postfuhrwerk zur Verfügung stand, während das zu Wantrups großem landwirtschaftlichen Betriebe gehörige zahlreiche Ackerfuhrwerk hinter dem Posthause eine besondere Ausfahrt nach den hier anschließenden Ländereien hatte.

Herr Postdirektor Ludolph (1917—1927 Amtsvorsteher in Lage) läßt uns in seinem Buche „Die Postgeschichte des Landes Lippe" (1928) einen umfassenden Blick in die postalische Vergangenheit von Lage tun. Er schildert u. a. die Arbeitsleistung des Postexpediteurs und seiner Boten. So mußte z. B. der ortskundigste Postbote auf die Bestellung nur weniger Briefe in der Regel einen ganzen Tag verwenden, und dabei waren all sein Eifer und sein Laufen oft genug noch vergeblich, weil er einen oder mehrere Briefe nicht anbringen konnte. Auch kam damals in Lage die örtliche Schwierigkeit hinzu, daß alle Tagelöhner den größten Teil des Jahres sich auf Ziegeleien außerhalb Lippes als Ziegelbrenner usw. beschäftigten, weil höherer Verdienst lockte. Dadurch fiel es dem Postexpediteur Wantrup schwer, sich Briefboten zu beschaffen und zu halten. Der Bestellbezirk von Lage war sehr umfangreich, so daß die Zurücklegung der gesamten Strecke über Land etwa 13 Stunden erforderte: Augustdorf, Pivitsheide und Heiden gehörten mit in den Bereich von Lage. 1853 ging der hohen Kosten wegen die Landbriefbestellung wieder ein und wurde erst 1859 teilweise wiederaufgenommen. Der alte Helpup, der in Unten-Lage an der Langen Straße die damals einzige Wirtschaft, „Helpups Krug", besaß, nahm sich während dieser Zeit der Briefe nach dem „Dören" (Dörenschlucht, Augustdorf) an und bewahrte sie im Gastzimmer am Spiegel oft 14 Tage und länger auf. Vorbeikommende Fuhrleute und Bauern nahmen dann die Briefe für Bekannte und für — wie in der Senne begreiflich — entfernt wohnende Nachbarn mit. Herr Graf, Stadtbaumeister i. R., hat den Helpupschen Krug in einer farbigen Zeichnung wiedergegeben und auch Wantrups Hof dargestellt, wie er zu der Zeit, als sich die erste Postexpedition von Lage dort befand, ausgesehen haben wird. Man muß sich dazu vorstellen, daß anfangs Wantrups Dienstmädchen der Ortsbriefträger gewesen ist. Es trug die Briefe in einem offenen Körbchen aus und besorgte das Briefetragen nur nebenbei.

Später, etwa ab 1853, erforderte dann der Abfertigungsdienst schon eine ganze Kraft, die von früh 7½ Uhr bis 11½ Uhr nachts tätig war. Lage hatte 1862 als Zwischenort an den lebhaften Verkehrsstraßen Bielefeld—Detmold, Herford—Detmold und Lemgo—Detmold einen großen Durchgangsverkehr. Dazu kam, daß die zu Tausenden in die Fremde ziehenden Ziegler einen lebhaften Briefverkehr unterhielten. Von Februar 1870 an wurde dem Ortsbesteller eine fünfmalige Bestellung am Tage zugemutet und gefordert, daß er auch gleich den äußeren Stadtbezirk mit ablief. Damals erfreuten sich an der Straße nach Herford die Grundstücke Stein, Grütemeier und Kanne, an der Straße nach Lemgo die Wirtschaft „Lerche" (jetzt städtisches Altersheim) und an der Landeschaussee nach Detmold die im freien Felde gelegene städtische Ziegelei, alles Anwesen, die zum Gemeindebezirk von Lage gehörten, einer täglich fünfmaligen Briefbestellung. Allerdings entfielen dabei auf jeden Bestellgang nur 15 bis 20 Sendungen. Auffallend stark war der Geldverkehr in den Sommermonaten. Er rührte daher, daß von den damals 850 über 14

Jahre alten männlichen Einwohnern von Lage etwa 350 und aus der Umgegend im ganzen etwa 4000 als Wanderarbeiter in fast sämtliche Länder Europas gingen, um Ziegelsteine und Dachpfannen herzustellen. Sie schickten ihren Verdienst wöchentlich nach Hause. Der Landbestelldienst war nicht minder anstrengend. Es ist nachzulesen, daß täglich die Orte Stadenhausen, Wissentrup, Billinghauser Heide, Strang, Heisundern, Billinghausen, Stapelage, Uekenpohl, Schapeler, Hörste, Müssen, Breitenheide, Ehrentrup, Junghärtchen und Ottenhausen oder Lerche, Bökhaus, Luckebart, Hardissen, Hagen, Waddenhausen, Iggenhausen, Schackenburg, Pottenhausen, Ohrsen, Ehlenbruch, Windhof und Hasselhof belaufen werden mußten. Die Landbriefträger waren beide von früh 7 Uhr bis gegen 8 Uhr abends unterwegs.

Eine Telegraphenanstalt erhielt Lage am 16. November 1867. Sie wurde mit der Postexpedition vereinigt. Am 22. Juni 1896 wurde die Stadt-Fernsprecheinrichtung in Lage in Betrieb genommen. 1880 erfolgte die Verlegung der Post nach Lange Straße 84 in das dem Gutshof des Posthalters Drawe schräg gegenüber liegende Haus des Schlossermeisters Friedrich Meier, in dem vier Räume für die Post zur Verfügung standen und die Abfertigung des Publikums auf dem durch Windfänge gegen Zugluft geschützten Hausflur erfolgte. Von hier aus wurde am 1. April 1885 das der Witwe des Holzhändlers Echterling gehörende Haus Friedrichstraße 30, Ecke Paulinenstraße, bezogen. Der erste Umbau dieses Hauses erfolgte 1907, und am 28. Juni 1924 ist es in das Eigentum der Deutschen Reichspost übergegangen. Der weitere Umbau im Jahre 1957/58 ergab dann den gegenwärtigen Zustand unseres Postgebäudes von Lage.

Der Briefmarkensammler-Verein Lage nahm das 130jährige Bestehen der Post in Lage zum Anlaß, am 2. und 3. September d. J. eine Briefmarken-Werbeschau durchzuführen und postgeschichtliche Heimatsammlungen auszustellen. Ferner wies ein Sonderstempel auf die Bedeutung von Lage als „Alte Zieglerhauptstadt" hin. Mit dem Ausbau von Heimatsammlungen, die sich auf die örtliche Postgeschichte beziehen, wird versucht, so viele postalische Belege wie möglich aus der Vergangenheit zusammenzutragen. Den Besuchern der Ausstellung wurde an Hand dieses Materials gezeigt, welcher ideelle Wert alten Briefen und sonstigen postalischen Schriftstücken beizumessen ist. Leider hat Unkenntnis schon häufig dazu geführt, daß unersetzliche kleine Dokumente dieser Art vernichtet wurden. Manches Material ist auch im Kriege bei Bombenangriffen ein Raub der Flammen geworden. So wollen wir nun durch Aufklärung erreichen, daß erhalten bleibt, was mancherorts in Truhen und Schränken noch ruhen mag.

Hermann Löns in Lippe

Von Professor Helmhart Kanus-Credé

Am 21. August 1966 waren 100 Jahre vergangen, seit Hermann Löns in Kulm an der Weichsel (heute Chelmno) das Licht der Welt erblickte. Seit er Ende September 1914 in Frankreich vor dem Feinde blieb, sind zahllose Artikel und Dutzende von Büchern über ihn geschrieben worden, und gerade in den letzten Jahren sind mehrere seiner Werke neu aufgelegt worden. Aber eine kritische Gesamtausgabe der Löns'schen Schriften fehlt uns leider immer noch, und es wird noch Jahre dauern, bis dieses Ziel einmal erreicht sein wird.

Kaum ein anderer Schriftsteller jener Zeit ist so tief im Herzen und Bewußtsein des Volkes verankert wie er — und das ist erstaunlich genug, denn sein Werk war und ist noch immer Mißdeutungen ausgesetzt. Aber wer von uns kennte und liebte nicht seine wunderbaren Tierschilderungen, und wer hätte nicht schon das eine oder andere Lied aus dem „Kleinen Rosengarten" vernommen? So sentimental diese Klänge oft scheinen mögen in all der tiefen und unerfüllten Sehnsucht, die darin zum Ausdruck kommt, so werden sie doch immer wieder Menschenherzen bewegen und anrühren.

Was hatte aber nun Hermann Löns mit Lippe zu tun? Wie die Schilderung „Frau Einsamkeit" zeigt, die im Folgenden abgedruckt ist, ist der Heidedichter einmal über den Kamm des Teutoburger Waldes gewandert. Diese Schilderung ist abgedruckt im 2. Band der Gesamtausgabe von Fr. Castelle[1]), und zwar befindet sie sich in dem Buch „Da draußen vor dem Tore", das 1910 bei Adolf Sponholtz in Hannover gedruckt wurde.

Hermann Löns war im Jahre 1884 mit seinen Eltern von Deutsch-Krone (Westpreußen) nach Münster übergesiedelt, und über die Entstehungszeit der folgenden Geschichte läßt sich mit Bestimmtheit nur soviel sagen, daß sie irgendwann zwischen 1895 und 1914 geschrieben sein muß. Das ist so ziemlich alles, was wir sagen können, es läßt sich aber vermuten, daß der Aufsatz in den Jahren nach 1905 geschrieben wurde, nachdem seine erste Ehe zerbrochen war.

Dem Zauber von „Frau Einsamkeit" wird sich der aufmerksame Leser kaum entziehen können. Löns ist im Grunde zeitlebens ein einsamer Mensch gewesen, und diese innere Einsamkeit, die er mit so vielen anderen geistig schöpferischen Menschen teilt, haben auch seine beiden wenig glücklichen Ehen nur zeitweise unterbrechen können. Wir wissen aus flüchtigen brieflichen Andeutungen der letzten Lebensjahre, wie sehr er zeitweise darunter gelitten hat. Aber die Welt, in der er lebte, konnte er mit einer Ehefrau eben doch kaum wirklich teilen — so sehr er sich dies wohl gewünscht hätte.

Einen festen Halt im Glauben oder der Religion überhaupt hatte er nun einmal nicht; sein Herz gehörte dieser Welt, nicht der anderen. Aber wie unvergleichliche Schilderungen hat er uns hinterlassen! Seine Lieder werden auch heute noch — fünf Jahrzehnte nach seinem Tode — im ganzen Volke gesungen. Sie werden ihren Wert behalten, weil in ihnen Dinge angerührt werden, die jeder irgendwann einmal im Leben so oder ähnlich empfunden hat. Vielleicht wird sich der eine oder andere Leser, der bislang noch nicht über den Kamm des Teutoburger Waldes gewandert ist, nach der Lektüre des folgenden Aufsatzes auch einmal zu diesem Wege entschließen.

[1]) Hermann Löns. Sämtliche Werke in 8 Bänden. Hrsg. von Friedrich Castelle. Leipzig, Hesse & Becker (1924).

FRAU EINSAMKEIT

Die Einsamkeit wollte ich haben, nicht die schmerzliche, traurige, verlassene, die nicht, aber meine stille, gute, kluge, liebe Einsamkeit, die mir zuredet mit leisen Worten, die mir ihre stillen Lieder singt und mit mir geht, stumm und froh, durch die braune Heide, durch große, ruhige Weiten, die mir lieber sind als der schönste Wald, als die gewaltigsten Berge, als die herrlichsten Wasser.

So wanderte ich von Bielefeld über sonnige Höhen, wo die goldenen Ziströschen im dürren Grase brannten, durch alte Wälder, in denen kein Vogel mehr sang, über hohe, braune Heidhügel, deren strenge Farbe ein dürftiger Rosenschein milderte, nach Oerlinghausen und weiter zur einsamen Senne, dem Lande, das nie der Wan-

derer besucht, das nie die Neugier betritt, in dem die Menschen so spärlich sind und die Häuser so dünn gesät; ziellos und planlos wollte ich wandern, den Zufall zum Handweiser nehmend und die Wagengeleise als Straße, keine Karte, kein Reisebuch in der Tasche, die von Sehenswürdigkeiten reden und schönen Punkten, wo viel Volk ist und die Menge sich staut.

So stieg ich bergauf, an der Hünenkapelle auf dem Tönsberg vorüber, durch Buchenwald, in dessen Schatten die Bickbeersträucher strotzten vom Segen der Waldfrau, vorüber an Quellsümpfen, mitten durch enkeltiefen Treibsand, bis sie vor mir lag, die herbe Senne. Und da sah ich sie auch, sah das gute Gesicht der ernsten, stillen Frau, und meine Augen nur grüßten sie, Frau Einsamkeit. Um ihren Kopf wehte ein zarter grauer Schleier, um ihre starken Glieder floß das braune, gelb geflammte, rosig überhauchte, grün besetzte vornehme Kleid, das langhin schleppte und den Treibsand mülmend aufwirbeln ließ; und so stolz sie ist und so langweilig sie sein kann bei lautem Volk, mich mag sie gern, und mir ist sie gut, weil ich gerade so still bin wie sie und nur froh bin bei ihr; denn sie ist eifersüchtig und duldet keinen neben sich; und so legte sie die feste, angebräunte, schöne Hand in meine und schob ihren Arm unter meinen und ging mit mir, den Rand der Senne entlang.

Einen Teppich hatte sie breiten lassen unter unseren Füßen, weich und schön. Blühende Heide war es und schneeweißer Sand und blaues Büschelgras, gestickt mit goldgelbem Habichtskraut; und da Grauduft den Blauhimmel verbarg, so hatte sie ein Stück Himmel heimlich mitgenommen und ihn zerpflückt und gab den Stückchen Leben und streute ihn nun vor uns her, daß er tanzte über die rosige Heide, ein Gewimmel kleiner blauer Falter, die jeder goldenen Sternblume einen Kuß gaben und immer weiter vor uns hertanzten, leicht und luftig. Und auch ein bißchen Sonne hatte sie gestohlen und in große, gelbe Schwalbenschwänze verwandelt, die vor uns hinschwebten. Und um jedes dürftige Heidblütchen summten die Immen, und überall fiedelten die Heimchen, und der Föhrenwald brummte undeutliche Lieder in den Bart.

Ach, was war das schön den Morgen, als dann die Sonne uns lachte! Alles so ruhig, so groß, so sicher weit und breit zur Rechten, wo aus der weiten Heide ein weißer Weg schimmerte, ein spitzer Turm glänzte, ein rotes Dach leuchtete in dem Braun und Grün, und links, wo am Berg im Buchwald die Sonne die Farne golden bemalte und das Moos leuchten ließ. Der Buchenwald links so laut und lebhaft im Wind, und rechts die Senne, still zuhörend seinem Geplauder.

Einmal nur fühle ich den mahnenden Fingerdruck meiner Begleiterin auf dem Arm und blieb stehen. Mit den Augen zeigte sie nach dem Horst windzerzupfter Krüppelföhren. Dahinter schob es sich rot zum Holze hin mit langen schlanken Läufen und beweglichen Lauschern und großen, dunklen Augen, hier noch ein Hälmchen rupfend, da ein Blättchen nehmend, ein Rudel Wild. Lautlos glitt das Wild über den Weg und zerfloß im Schatten der Buchen. Und noch einmal drückte Frau Einsamkeit meinen Arm und lächelte. Da standen zwei Frauen, halb gebückt, noch die Braken, die sie zur Feuerung suchten, in den Händen, und sahen uns still verwundert an. Wann kommt hierher wohl je ein Stadtmensch? Stumm nickten sie auf unser stummes Nicken und sahen uns nach.

Als die Sonne den Morgennebel fortjagte, da summten fröhlicher die Immen, tanzten vergnügter die Bläulinge, goldgrünschimmernd flog vor uns her der Sandläufer flinke Schar, silberflügelige Jungfern umknitterten uns. Auch der Wind lebte auf und stieß die ernsten Föhren in die Seiten, daß sie mürrischlustig brummten, und den Triebsand nahm er und begrub darin die schwarzen Föhrenäpfel und die silbergrauen Wurzeln und krümelte

ihn auf die sonnenfaulen Eidechsen, daß sie ängstlich in die Heide schlüpften.

Ein Mensch begegnete uns, ein Mädchen, groß, blond, blauäugig, das mit den starken braunen Armen die schwere Karre voll Plaggen vor sich hinschob in dem Mehlsand. Freundlichernst nickte sie uns zu. Ob sie wohl wußte, wie schön sie war in ihrem selbstgewebten Rock, mit dem schlichten Haar? Der Hermann da oben schien sie zu grüßen, das Bauernmädchen, mit hochgerecktem, grünblitzendem Schwert als eine Urtochter von denen, die als Mütter ihm Söhne gaben, Feinde zu würgen und Räuber zu schlachten, gleichgültig und erbarmungslos, wie es das Raubzeug verdient. In den grünen Wald gingen wir dann, wo die zarten Farnfächer im Winde zuckten und die Schatten mit den Lichtern Kriegen spielten, bis schwarzweiß und grün der Dörenkrug uns winkte zur Rast unter schattigem Lindenbaum, zu kurzer Rast, und dann nahm uns wieder auf kienduftiger Wald, eines toten Fürsten Jagdrevier. Hier hatte er geweidwerkt Tag für Tag, der Eisbart Waldemar, und auf den edlen Hirsch gepirscht in Abendnebel und Morgentau, in Frost und Glut. Wer weiß, was ihm das Leben getan hatte und die Menschen, daß er ihnen aus dem Wege ging und immer da sein wollte, wo Fährten den Boden narbten und Schälstellen die Rinden zerrissen, wo unter den Schalen des Edlen das Geknäck brach und wo des Starken Brunftruf klang über Berg und Tal, wo der grimmige Basse seine Gewehre an den Knorrwurzeln der Eichen wetzte und Wodans Rabe über braunzapfigen Wipfeln krächzte. Hier lebte er mit Frau Einsamkeit, bis ein Stärkerer ihm zurief: „Jagd vorbei!“

Am Donoperteich standen wir dann lange und sahen in die klare Flut, in der Nixenkraut grün vom Grunde wucherte; uralte Bäume flüsterten und rauschten, und der Bach schwatzte und schwatzte, wie ein Kind in ernster Leute Kreis. Aber laute Menschen störten uns fort von dem stillen Ort, und weiter zogen wir, an tückischem Machangel und waffenstarrendem Fubusch vorbei, an toter Eichen Gespensterleibern, an Dickungen, in denen die Sauen bliesen, auf Lopshorn zu, des toten Weidmanns Jagdschloß. Der Markwart meldete uns krächzend, die Amseln schimpften, und mißtrauisch sah Hirschmann, der rote Schweißhund, den unbekannten Landläufern entgegen, bis seine feine Nase ihm verriet, daß wir wohl wert wären einer freundlichen Begrüßung. Ein Stündchen Ruhe in kühler Hopfenlaube, bis die laute Neugier auch hierher kam und uns weiter trieb auf die weiße Kalkstraße, wo uns Riesenbuchen Schatten gaben, bis uns mit Sand und Heide und Föhren die Senne wieder aufnahm. Unter dem Schatten der Föhren im dürren Grabengras schauten wir stumm in die lange, breite Trift, die schwarze Föhren ummauerten. Wir träumten von alten Tagen, wo noch das Elch hier stand. Unser Traum trat uns in die Augen. Zog es da nicht heran, hoch im Widerrist, zwischen den Stämmen? Schnaubte es da nicht laut und wild? Die freien Sennepferde waren es, wohl dreißig, die da, ledig von Zaum und Eisen, nackt und ungeschirrt, über die Trift zogen, die Nasen im Wind, wie Wild. Und eins warf sich in den Mehlsand der Trift und fühlte sich, daß es mülmte, und noch eins, und wieder eins, eine gelbe Wolke qualmte zwischen den schwarzen Föhren, aus ihr zuckten Beine und Hälse und Schweife, und ein Gewieher erklang, so frei, so stark, wie nie ein Roß wiehert, das Zaum und Zügel kennt. Wir lagen mäuschenstill im Grase, an den freien Tieren die Augen labend, bis Stück auf Stück aufstand und weidend und wedelnd drüben in den Föhren verschwand. Lange noch hörten wir ihre Glocken klingen.

Dann tauchten wir wieder in der Senne unter, in der Kammersenne, die weit und unabsehbar vor uns lag, immer gleich und immer anders, so arm und doch so reich. Stunde auf Stunde verrann, keine Seele begegnete uns. Da ein Dach, dann wieder

eine Stunde Einsamkeit, dann ein Hof, und wieder eine braune Weite, flache rosige Hügel, eine krüpplige Föhre, einige Sandblößen als weithin sichtbare Merkzeichen darin, aber kein Bach, kein Teich, nur die arme dürftige Heide. Ganz langsam gingen wir hier mit weitem Herzen und offnen Augen, glücklich und still, noch eine Stunde und noch eine, bis die Straße nach Horn in Sicht kam und viel laute Menschen.

Erst dann zog Frau Einsamkeit ihren Arm unter meinem fort und nickte mir zu, und das Nicken sagte: „Auf Wiederkommen!“ Und mein Nicken sagte auch: „Auf Wiedersehen, Frau Einsamkeit!“

Das Bad der kleinen Leute

Von Werner Jahnke

Kaum war im Garten der neue Swimmingpool fertiggestellt, da nahte auch schon der erste Besucher. Aus dem Erdbeerbeet kam ein kohlschwarzer Amselhahn in langen fördernden Sprüngen heran. Er hatte vorher einen Aromatest durchgeführt, fünf Früchte angepickt und die sechste zur Hälfte verzehrt, weil diese seinen Erwartungen bezüglich der Reife und Süße in etwa zu entsprechen schien. Natürlich war dies belanglos, denn nach dem farbigen Gartenkatalog erbringt die „Extrariesenerdbeere“ eine solche Ernte, daß ich einen Lastwagen für den Transport einsetzen werde. Der Schwarze mit dem leuchtend gelben Schnabel machte am Rand der Badeanlage halt, prüfte vorsichtig sichernd die nähere Umgebung auf die Anwesenheit von Katzen, schöpfte einen Trunk, ließ ihn mit erhobenem Kopf in die Kehle rinnen und sprang dann entschlossen in die Tiefe des Gewässers. Ein paar höfliche Verbeugungen ließen das Wasser über sein Rückengefieder fließen. Flügelschlagend warf er die Tropfen um sich, verharrte still, hüpfte wieder auf den Rand und flatterte sodann mühsam mit nassen Schwingen auf den untersten Ast des Apfelbaumes, um mit der Morgentoilette zu beginnen. Als sein Prachtkleid leidlich trocken war, holte er mit zierlichen Bewegungen hinterwärts etwas Federspray aus der Bürzeldrüse, verteilte alles sauber und gleichmäßig über den Hochzeitsanzug, flog in den Wipfel des Baumes, um dort den Schnabel zu einer Jubelstrophe mächtig aufzureißen.

Zweifellos, er hielt mir eine Laudatio!

Ich frage mich, wer sonst widmet unsereinem solch festliche Rede, wenn nicht ein Amselhahn? Mir wurde ganz prominent, als hätte ich soeben, unterbrochen vom spontanen Beifall, einen neuen Kabinenlift zum Wohle des Volkes eingeweiht. Ich schenkte einen deftigen Wacholder aus der alten Hansestadt randvoll ein und trank ihn auf das Wohl der Badegäste meines Gartens. Die Komposition der Amsel konnte ich mit vollem Recht auf mich beziehen, denn einige Tage zuvor hatte ich Zement, Sand und Wasser gemischt, alles in einen flachen Karton getan, in der Mitte eine Mulde ausgeformt und schließlich die fertige Vogeltränke im Schatten des Baumes in die Erde eingelassen. Diese geringe Mühe machte sich in der Folgezeit bezahlt. Die kleinen Leute wußten den Vorteil eines kühlen Trunkes sowie des erfrischenden Bades zu würdigen. Sie gestatteten ohne Scheu meine Anwesenheit am nahen Fenster. Der Apfelbaum wurde zum Landeplatz für die Gefiederten. Im zweiten Stockwerk der Zweige brachte ich einen Futterautomat

an, Sommer und Winter war für das leibliche Wohl gesorgt. So kam es auch, daß die Nistkästen im Garten immer an kinderreiche Familien vermietet waren.

Eine ganze Zeit hat es gedauert, bis ich während der Dämmerung entdeckte, daß auch „Emil" jeden Abend hier „der Kehle Brand" löschte, er kam dazu in einem holperigen Schweinsgalopp pünktlich den Gartenweg herunter. Emil gehört zur Familie und hat seine Geschichte:

Mitten auf der Bundesstraße saß der Igel, als sich das Verhängnis in Gestalt eines Postbusses nahte. Ich sprang vom Fahrrad, winkte und deutete auf die Fahrbahn. Tatsächlich trat der Postillion hart auf die Bremse, die Stachelkugel konnte ich schnell vor dem breiten Kühlerungeheuer fortnehmen. Natürlich handelte Emil nach dem viele Jahrtausende alten Instinkt seiner Vorfahren. Als die Straßendecke unangenehm vibrierte, zog er sich zur Kugel zusammen. Ihm fehlte der technische Verstand, wodurch er andererseits aber auch nicht solch menschlichen Unfug anrichten konnte. Einige Damen im Bus machten zwar strenge Gesichter, aber eine blondschopfige Siebzehnjährige winkte mir begeistert zu. Nun kann man, im vorgerückten Alter befindlich, eine solche Ovation nicht einfach zu den Akten legen. Sie mußte mir doch wahrhaftig den Opa nicht angesehen haben! Also legte ich, vergnügt pfeifend, den Igel in das Taschentuch, knüpfte die vier Zipfel zusammen, nahm das Bündel zur Lenkstange und fuhr im jugendlichen Tempo bergab. Erst, als ich an der nächsten Steigung mit der Luftzufuhr Schwierigkeiten kriegte, fiel es mir wie Schuppen von den Augen: Sie hatte nur den Igel gemeint! Zuhause versenkte ich eine Kiste halb in die Erde, deckte alles mit Dachpappe ab und wölbte Sand darüber. Nachdem ich einen Durchschlupf in die Südseite der Kiste geschnitten hatte, setzte ich den Igel hinein, warf als nächtliche Zehrung einen Apfel dazu und verschloß den Eingang mit einem Stein bis zum anderen Morgen. Emil nahm die Behausung an, verblieb im Garten und benutzte die Vogeltränke an trockenen Abenden zu seinem Wohlbefinden.



Amsel sichert an der Tränke *Foto: Jahnke*

An heißen Tagen ist die Tränke häufig überfüllt. Nehmen mehrere Amseln ein Vollbad, so muß ich den abgesunkenen Pegelstand auffüllen, denn sie werfen das Wasser mit vollen Flügeln bedenkenlos über den Rand. Weilt solch ein Gast im Bad, so haben die Sperlinge zu warten, ehe sie einen Schluck zu sich nehmen können. Sehr saubere Leute sind auch die Meisen, manchmal nehmen sie zwei Bäder am Tage. Sie haben eben „Herkommen", wo hingegen die Sperlinge sich größtenteils mit Sandbädern begnügen. Man soll sich nicht täuschen, wenn der Gartenrotschwanz besonders gründlich im Wasser planscht, meist hat er Flöhe und Zecken, zwar mit wohlklingenden wissenschaftlichen Namen versehen, aber es bleiben eben Flöhe!

Alle Gefiederten sind vor dem Bad besonders vorsichtig und sichern auch in kurzen Abständen, wenn sie flügelschlagend im Wasser stehen, das Federkleid gründlich zu durchnässen. Ein in langen Zeiträumen erworbener Instinkt warnt sie



Türkentaube trinkt auf besondere Art
Foto: Jahnke

vor den gefährlichen Sekunden herabgeminderter Flugfähigkeit. Die nassen und zusammengeklebten Schwungfedern ermöglichen nur einen niedrigen und langsamen Flug. Sie suchen deshalb sofort einen geschützten Platz im Blätterdach des Baumes, streifen zuerst das Wasser aus den wichtigen Schwungfedern und schütteln alle Gefiederteile eifrig, um schnell trocken zu werden und die volle Flugtüchtigkeit zu erlangen.

Unter dem Futterplatz finden sich auch die Türkentauben ein. Jene Vogelart, welche in einem wahren Siegeszug nach Nordwesten sich ausbreitend, aus den Städten heraus die Dörfer besiedelte. Wenn Grünfinken und Sperlinge den Samen herunterwerfen, halten die zierlichen Tauben mit dem dunklen Nackenring am Boden Nachlese. Sie trinken auf besondere Art, während die meisten Vögel das Wasser schöpfen und mit erhobenem Kopf einige Tropfen in die Kehle fließen lassen, stecken die Tauben den Schnabel bis über die Nasenlöcher tief hinein, um zu saugen. Es ist auch nicht ihre Art, im Wasser zu baden.

Eines Tages tauchte er auf. Ich hatte ihn lange Zeit in den Wäldern weder gesehen noch gehört. In zartes Pastell gekleidet, ließ er sich zur Orientierung im Apfelbaum nieder. Die Anwesenheit von Menschen war ihm außerordentlich zuwider. Er hielt es mit der Vorsicht, und die Sperlinge, welche wie gewohnt am Futterplatz selbstsicher herumlümmelten, konnten sein Mißtrauen nicht zerstreuen. Langsam näherte er sich den gehäuften Sonnenblumenkernen, welche ihm eine nähere Untersuchung wert schienen. Er stellte sich mitten in das Nahrungsparadies und begann gelassen, aber mit großer Routine, die Kerne zu enthülsen. Der Haufen schien sich rasch zu verringern, war der Fremdling doch mit einem dicken und plumpen Schnabel ausgerüstet, welcher ihm die Arbeit erleichterte. Den plötzlich aufgetauchten Kirschkernbeißer mochten die ansässigen Spatzen gar nicht. Sie beschlossen nach kurzer Beratung eine konzertierte Aktion und flogen, zwei von hinten und drei von vorn, den Eindringling an, um ihrerseits an das begehrte Futter zu gelangen. Ein unerfahrener Jungsperling ließ sich durch das laute Schnabelklappen nicht warnen. Ein gutes Dutzend Brustfedern wurde er los. Der Kernbeißer schleuderte sie mit lässigem Schwung aus den beiden Schnabelhälften und setzte ungerührt seine Tätigkeit fort. Damit hatte er eine unsichtbare Respektgrenze gezogen, seine gesellschaftliche Stellung eindeutig festgelegt. Zwar warnen die Verhaltensforscher, tierische Belange zu vermenschlichen, aber ich bin überzeugt, die



Kernbeißer reiste nach Frankreich Foto: Jahnke

Sperlinge sagen jetzt immer: „Herr Oberregierungsrat", außerdem machen sie in Verkennung demokratischer Ideale sofort die Sitzplätze auf allen Zweigen frei. Dies ist die Achtung vor der Macht des großen Schnabels!

Gut vierzehn Tage holte der Kernbeißer regelmäßig seinen Anteil von der Futterstelle, reiste dann aber über fünfhundert Kilometer von Pivitsheide nach Frankreich. Ende Oktober mit dem Ring der Vogelwarte Helgoland versehen, gelangte er im März des folgenden Jahres tot an das Museum von Paris. Sicherlich hätten die Spatzen über diese Tatsache tiefe Genugtuung empfunden, denn immer häufiger tauchten die schön gefärbten Kernbeißer im Garten auf. Ich konnte eine deutliche Zunahme ihrer Art feststellen.

Den Platz hinter dem Fenster mit Blick auf die Vogeltränke und Fütterung mag ich nicht mehr missen. Wenn in den ersten Oktobertagen die bunten Nordlandfinken in unsere Wälder und Gärten kommen, dann weiß ich, das Jahr neigt sich dem Ende zu. Fällt der erste Schnee, so werden sich die hungrigen Gäste häufen. Oben am Hausgiebel im großen Außenkäfig leben zwei Kernbeißer und ein Bergfink. Ihre Lockrufe ziehen wie an unsichtbarer Schnur die überhinziehenden Artgenossen abwärts in den Garten, lassen sie einfallen zur Rast, den Hunger und Durst zu stillen. Wenn sich meine Augen weiden an dem weitgereisten vielfarbigen Völkchen, dann vergesse ich den hastigen Tag und die dummen Wünsche um das kompliziert gewordene Menschendasein. Du liebe Zeit, es geht bei uns eigentlich auch nur um Hunger und Durst, mit der Sorge vor allem um sichere Nahrung für morgen und übermorgen.

Im Nachbarort wohnt ein Mann mit riesigem Monatsumsatz. In seinen weiten Gartenanlagen dehnt sich breit und lang ein seegrün gekachelter Swimmingpool mit Heizung und Filteranlage.

Aber er hat keine Vogeltränke —

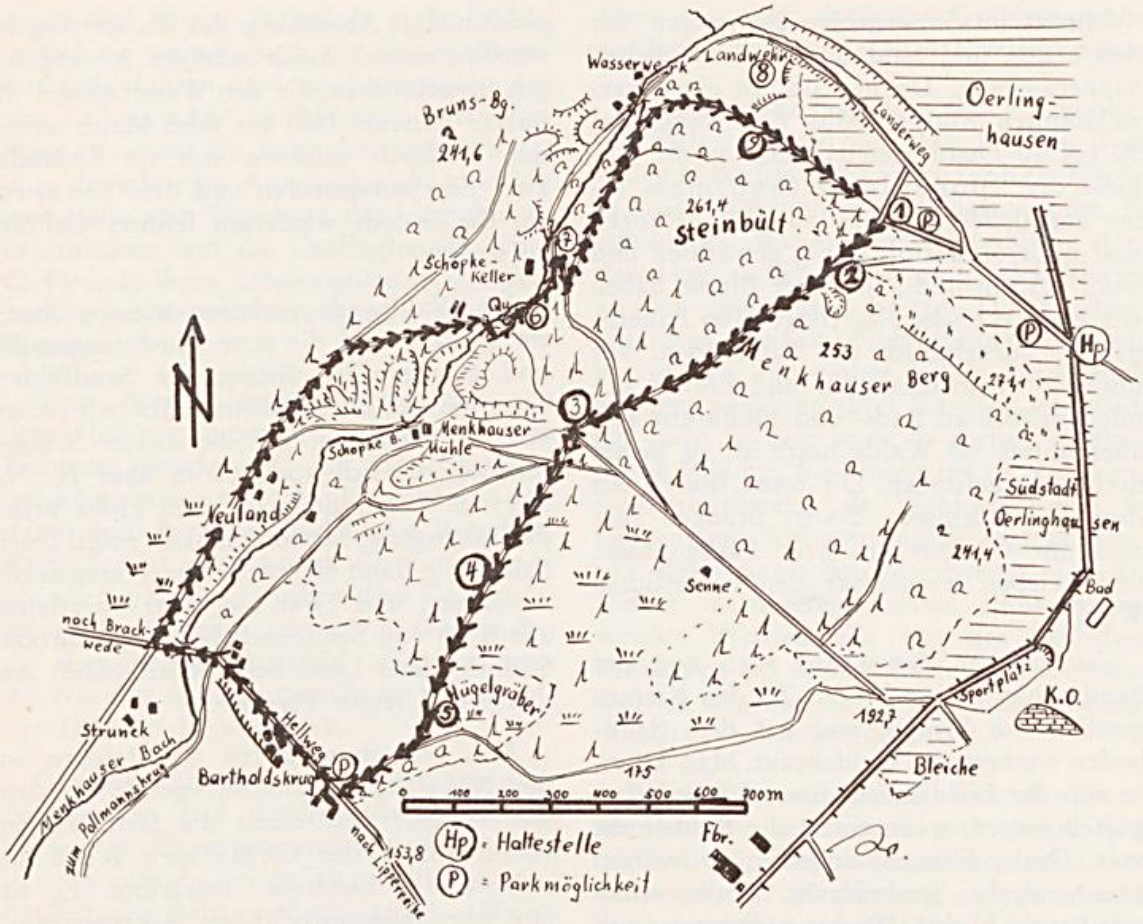
Eine Wanderung vom Steinbült zum Schopkebach

Von Gustav Wiemann

Heute ist der Menkhauser Bach unser Wanderziel. Er entspringt in der Rötmulde zwischen der nördlichen und mittleren Kette des Teutoburger Waldes bei Oerlinghausen und Menkhausen, also genau auf der Osningachse, durchbricht dann die beiden südlichen Gebirgsketten, wobei er auf dem Quellhorizont des Grünsandes die Wasservorräte des Osningsandsteins aufnimmt und als ein stattliches Gewässer die Dürrezone der Senne überwindet. Bei Gütersloh verbindet er sich mit dem Dalkebach und vor der Mündung in die Ems auch noch mit dem Ölbach. Wir aber wollen nur den Oberlauf kennenlernen, die Schopke. Rektor i. R. Diekmann, der dieses Gebiet wohl am besten kennt, deutet diesen Namen bekanntlich als „Schopbieke", dem Bach, in dem die Schafe gewaschen wurden.

Mit öffentlichen Verkehrsmitteln können wir bis zur Haltestelle „Kastanienkrug" (Hp) an der südlichen Ausfallstraße Oerlinghausens fahren und erreichen den Ausgangspunkt (1) unserer Rundwanderung über die Robert-Koch-Straße. Beim Gasthaus und auch in der Straße können die Autowanderer ihre Fahrzeuge abstellen (P).

Die Wanderung beginnt mit dem Aufstieg zum Steinbült, dem Westgipfel



des Menkhauser Berges (261,4 m). Die Sandschotter in der Schlucht am Nordhang tragen Fichtenwald. Sobald aber die hellgrauen bis graubraunen Cenomanpläner im Ausgehenden sichtbar werden — sie bilden die erste Geländeschwelle — löst ihn schöner Buchenwald ab.

Auf dem Gipfel des Berges tritt Cenomankalk zutage, ein weißes bis gelbliches, sehr festes, scharfkantig zerspringendes Gestein. Es ist sehr feinmaschig zerklüftet. Niederschläge dringen leicht ein und lösen dabei Kalk auf. So entstehen Hohlräume, Dolinen, die schließlich einstürzen, wenn das Deckgebirge durch die Auslaugung fortwährend geschwächt wird. Eines dieser durch Einsturz entstandenen „Voßlöcker" liegt auf dem Kamm links des Weges (2). Die äußerst giftigen Tollkirschen haben sich hier überall angesiedelt.

Mit dem mergeligen „Rotpläner" beginnt allmählich der Abstieg nach Süden. Bald jedoch verstärkt sich das Gefälle, tiefe Erosionsmulden begleiten unsern Wanderweg. Sie sind von fließendem Wasser in die nächste Schichtenfolge des Turons eingeschnitten worden, in den weichen Mytiloidesmergel. In den Schluchten ist er überdeckt von mächtigen Sandschottern, den Sandrn, die hier abgelagert worden sind, als der südliche Gletscherrand bis zum Kamm des Teutoburger Waldes vorgedrungen war und der Wasserspiegel des glazialen Sennestausees etwa auf der Höhenlinie 180 (Neuland — Hügelgräber — Bleiche) stand. Die herabströmenden Schmelzwasser der Gletscher spülten enorme Kies- und Sandmengen zu Tal und lagerten sie am Südhang des Gebirges und im Stausee ab.

Mitten im Sandrgebiet überqueren wir den ersten und bald darauf den zweiten Sennerandweg. Da hat sich in einer verschlämmten Mulde rechts des Weges auf 30 bis 40 Quadratmetern eine große Kolonie der Spornblume Centránthus ruber angesiedelt (3). Die 250—300 Pflanzen sind außerordentlich üppig gewachsen und wohl 1,50 m hoch. In dieser Blume haben wir einen typischen Vertreter alter Bauerngärten, vornehmlich der Sandböden, vor uns. Sie verwildert gern und breitet sich mit Vorliebe an Bach- und Flußufern aus; aber mitten im Walde hatte ich sie bisher noch nicht gefunden. Die roten Blüten mit dem fadenförmigen Sporn prangen hier noch im Oktober in ihrer Farbenpracht und beleben wunderbar den herbstlichen Wald.

Zur offenen Senne hin wird nun das Sandrgebiet immer lichter. Zu den Kiefern gesellen sich Birken, und auf dem Sandboden wuchert das Heidekraut. Man könnte von der Lieblichkeit dieses Landschaftsgürtels singen, wenn einem die Kehle nicht von Drahtschlingen zugeschnürt würde! Maschendraht, Stacheldraht, Draht wohin man auch blickt! Wochenendhäuser, und Parzelle für Parzelle eingezäunt mit rostigem Draht! (4). Wenn wir es doch lernen wollten, dort auf scharfe Grenzen zu verzichten, wo sie wirklich nutzlos sind! Hier ist das der Fall. „Wochenendler" und Wanderer, beide könnten sich dann mehr freuen und fänden bessere Erholung.

Links, östlich des Weges, liegen Erdhügelgräber der Jungsteinzeit, die wohl 4000 Jahre alt sein mögen. Hier gehen die Sandr in die sogenannte 1. Einebnungsstufe der Sennelandschaft über. Der oben erwähnte glaziale Sennestausee blieb mit seinem Wasserspiegel nämlich nicht gleichmäßig auf der Höhenlinie 180 stehen, sondern hatte wahrscheinlich einen langsamen Abfluß nach SW über das Eis der Münsterschen Bucht. So ist das fast unmerkliche Südwestgefälle der Sennelandschaft zu erklären. Die langsame und gleichmäßige Absenkung des Wasserspiegels wurde zweimal durch stärkere Abzapfungen unterbrochen, die den Wasserspiegel in kurzer Zeit um fünf bis zehn Meter senkten. Dadurch zeichnen sich im Gelände zwei Einebnungsstufen und drei Terrassen ab, die in sich wiederum leichtes Gefälle aufweisen.

Am Waldrande verlassen wir die oberste Terrasse und die erste Einebnungsstufe und gelangen im Gebiet der Sandfelder rings um den Bartholdskrug, den wir rechts vor uns erkennen, auf die zweite Senneterrasse, die sich von 160 m über N. N. hier am Waldrand bis 150 m Höhe beim Pollmannskrug fast unmerklich neigt. Dort haben wir dann die zweite Einebnungsstufe zu suchen, und zwar auf einer Parallelen zur B 68 von Sennestadt bis Stuckenbrock. Südlich dieser Linie beginnt schließlich die dritte und letzte Terrasse.

Auf den abgeernteten Sandfeldern in der Nähe des Bartholdskruges (5) finden wir zu jeder Jahreszeit die fünfzähligen roten Blüten des Gemeinen Reiherschnabels Eròdium cicutàrium. Er ist ein sehr anpassungsfähiges Ackerunkraut, das ein- oder auch zweijährig blüht und fruchtet, einmal von April bis November, in der anderen Form von September bis Mai.

Zur Linken sehen wir Hochhäuser der Endres-Kleiderfabrik und anderer Großbetriebe, Zeugen einer Industrialisierung der Senne in jüngster Zeit, vornehmlich von Bielefeld und Sennestadt aus. Eine schöne Eichenhecke geleitet uns zum Bartholdskrug, der im Jahre 1804 von Kordt Heinrich Grote erbaut worden ist, wie der große Torbogen noch zu berichten weiß. Bei diesem alten Sennegasthaus hat der Verkehrsverband Teutoburger Wald e. V. seine Rundwanderung durchs Schopketal aus gutem Grund angesetzt; denn hier steht ein sehr großer Parkplatz zur Verfügung. Wenn Autowanderer am Kastanienkrug oder in den näheren Sei-

tenstraßen keinen Parkplatz mehr finden, mögen sie weiter durch die Oerlinghauser Südstadt fahren und in Lipperreihe auf den „Hellweg“ in Richtung Bartholdskrug abbiegen. Ich habe den Steinbült (1) u. a. deshalb zum Ausgangspunkt gewählt, weil dann auch Wanderer mit Linienbussen heranrücken und die Oerlinghauser Wanderfreunde ihren liebgewordenen Schopkeausflug mit neuen Anregungen wiederholen können.

Vom Bartholdskrug folgen wir nun dem Hellweg, einer alten Heerstraße, in Richtung Brackwede. An der Schopkebrücke verlassen wir den Kreis Lemgo und damit auch das alte Land Lippe, denn von alters her ist die Schopke ein Grenzgewässer gewesen zwischen dem Gemeindegebiet Lipperreihe und zwei Gemeinden des Landkreises Bielefeld: Gräfinghagen im Norden und Sennestadt im Süden bis zur Dalbker Papierfabrik.

Gleich hinter der Brücke biegen wir nach Norden ein und durchwandern nun die bekannten Einebnungsstufen und Plateaus in umgekehrter Reihenfolge. Auf der oberen Terrasse steht das Freizeitwerk „Neuland“, und daran schließen sich die Sandr mit romantischen Erosionsrinnen an, in denen sich nicht nur Kaninchen, sondern auch unsere Kinder wohlfühlen, die wir alle möglichst immer mitwandern lassen und ihnen zwischendurch auch Gelegenheit zum Tollen geben sollten. Die Trockentäler westlich der Menkhauser Mühle sind ideal dafür.

Nördlich der Mühle, die heute wie viele andere kleine Betriebe nicht mehr rentabel arbeiten kann, überqueren wir wieder die Schopke und kommen nun in den landschaftlich schönsten Abschnitt der Wanderung. Links des Weges sprudelt eine kräftige Quelle (6). Von rechts wird der Weg durch sperrende Kalksteinklippen dicht ans Bachbett gedrängt. Neben buntem Schotter und Geröll einheimischen Gesteins, meist aus der Kreide stammend, sehen wir auch mächtige Granitgeschiebe nordischer Länder in dem klaren Wasser.

Eine Besonderheit des oberen Schopketals fällt uns bald auf: Die üppigen 2 m hohen Dickichte des Japanischen Knöterichs Polygonum cuspidatum oder P. japonicum. Wie der erste lateinische Artname sagt, erkennt man die großen Blätter an der abgesetzten Spitze. Die traubenähnlichen weißen Blütenstände, die wir bis in den November hinein beobachten können, passen in ihrer Zartheit eigentlich gar nicht zu dem sonst so derben Habitus dieser Pflanze. Sie wurde im 19. Jahrhundert stellenweise als Viehfutter oder in Gärten und Anlagen angepflanzt und hat sich dann ungestüm ausgebreitet. Da die Samen in unseren Breiten nicht reifen, werden Pflanzenteile von der häßlichen Müllkippe (8) aus talabwärts geschwemmt worden sein und haben am Bachufer einen idealen Lebensraum gefunden.

Beim Gasthaus „Schopke-Keller“ wenden wir uns scharf nach rechts dem Steinbült zu und biegen nach kaum 200 m links auf den Wanderweg, der zu unserm Ausgangspunkt zurückführt. Am Waldrande (9) genießen wir noch einmal den malerischen Ausblick auf die schöne Bergstadt Oerlinghausen.

Wer sich für alte Bodendenkmäler interessiert, der biegt beim Schopke-Keller (7) nicht vom Wege ab, sondern wandert weiter das Schopketal hinan. Dabei kreuzt er ein ganzes System alter Wallanlagen, Landwehren, die den Zugang zur Stadt von dieser Schlucht her sperren sollten. Beim Wasserwerk Oerlinghausen, das den Wasserstau des Cenomanmergels anzapft und auf den Tönsberg pumpt, biegen wir nach rechts in die zum „Landerweg“ (Landwehrweg) führenden Wälle (8) ein und kommen so ebenfalls zum Ausgangspunkt zurück. Gut drei Stunden müssen wir schon für die 5½ km lange Wanderstrecke rechnen.

Umschau im Lipperland

Wilhelm Süvern
75 Jahre



Wer den rüstigen, hellwachen Mann kennt, der als langjähriger Vorsitzender des Lippischen Heimatbundes so ungemein fruchtbar wirkte, wird es kaum glauben wollen, daß er nun bereits siebeneinhalb Jahrzehnte auf der Erde wandelt. Aber es besteht kein Zweifel, und die Akten des Lemgoer Meldeamtes weisen es aus: Am 22. Oktober wurde Rektor i. R. Wilhelm Süvern 75 Jahre alt.

Wer das Glück hatte, mit ihm, dem schlichten, vornehmen und toleranten Mann in nähere Berührung zu kommen, mit ihm zusammenzuarbeiten, die Tiefe und Mannigfaltigkeit seines heimatkundlichen Wissens, die Unerschrockenheit seines Mutes zu erkennen und in der Gefühlswärme für alles Schöne und Gute sein edles Menschentum zu ahnen, der wird ermessen können, welch ein getreuer Ekkehard des Lipperlandes er ist.

Immer galt und gilt seine Liebe und Sorge dem ganzen Lipperland. Ungezählte Stunden widmete er seinem ewigen Mühen um die Erhaltung und Gestaltung der heimischen Landschaft. Unzähmbar ist sein Forscherdrang, aus dem bedeutende Arbeiten für die heimatliche Geschichtsforschung, für die Pflege des lippischen Brauchtums und die plattdeutsche Muttersprache entstanden sind. Zu den bekanntesten von ihm verfaßten heimatkundlichen Schriften gehören die „Geschichte des Schlosses Varenholz", die Heimatkunde für die lippischen Schulen „Unser Lipperland", die „Geschichte von Schloß und Gemeinde Brake", die „Geschichte des Kirchspiels Hohenhausen" und — noch druckfrisch — „Die Spruchweisheit der Lipper".

Noch fühlt er sich jung und schaffensfroh, und wer so leidenschaftlich wie er der Heimat verhaftet ist, kann auch gar nicht alt werden.

Der Lippische Heimatbund wünscht dem allseits geschätzten und verehrten Jubilar, daß ihm, unserem Bund und dem Lipperland seine außerordentliche geistige Frische und Kraft noch lange erhalten bleibt.

Ri.

50 Jahre Lippischer Künstlerbund

Ein Bericht von W. Köster und E. Schulz-Sorau

Die ersten Versuche eines Zusammenfindens künstlerisch tätiger Menschen im Raume Lippe-Detmold und Schaumburg-Lippe gehen in das Jahr 1913 zurück. Aus diesen Anfängen heraus muß als Gründung des Lippischen Künstlerbundes das Jahr 1917 verstanden werden. Erst führte Wittenstein, dann Rötteken und seit 1926 Karl Henckel den Bund. Auf Antrag des Bundes richtete die Lippische Landesregierung in der ehemaligen fürstl. Wagenremise unentgeltlich Ausstellungsräume ein. Die erste Ausstellung war 1923. Später folgten traditionelle Weihnachtsausstellungen und Kollektivausstellungen. Von Wechselausstellungen mit anderen Künstlergruppen ist nichts bekannt. Auf Antrag des Lippischen Künstlerbundes wurde ein „ansehnlicher Betrag" für Ankäufe oder Aufträge im Etat der Regierung bereitgestellt.

Auf der ersten Generalversammlung nach dem Kriege, Januar 1946, übernahm Karl Henckel den Vorsitz. Im Frühjahr 1946 wurde in den unteren Räumen des Landesmuseums eine größere Ausstellung aufgebaut. Karl Henckel legte seinen Vorsitz nieder, und Wilhelm Köster wurde zum 1. Vorsitzenden des Bundes gewählt. — Als die Große Lippische Ausstellung in den Räumen des Landesmuseums geschlossen wurde, zog die Musikakademie ein. Aus dieser Raumnot half Schulrat Sprenger. Er stellte dem Bunde die Säle der Pädagogischen Akademie (Aufbauschule) zu Ausstellungszwecken zur Verfügung. Sommer- und Winterausstellungen wechselten und wurden in feierlicher Form eröffnet. Weitere Ausstellungen wurden in diesem Zeitabschnitt in Horn, Schlangen, Lage und Hamm (Westf.) durchgeführt. Die Zahl der aktiven Mitglieder war von 15 auf 45 gestiegen. Eine Gruppe zur Förderung des Nachwuchses (13) wurde eingerichtet (Betreuer: Schulz-Sorau). Über 150 fördernde Mitglieder waren bis 1949 geworben. Als Jahresgabe erhielten sie je eine graphische Arbeit nach eigener Wahl. Der Bund wurde gerichtlich eingetragen und hieß jetzt: „Lippischer Künstlerbund e. V.". Durch die Initiative des 1. Vorsitzenden wurden Mal- und Modelliermaterial, Werk- und Rahmenschnittholz, Faserplatten, Terpentin, Farben, Waschmittel und Holzschuhe beschafft, und jedes Mitglied erhielt pro Winter 10 Ztr. Brennmaterial für das Atelier. Ende 1948 wurde eine Verlosung von Kunstwerken unter dem Leitwort „Künstlerhilfe" in der Galerie Schloßwache durchgeführt. Um den durch die Währungsreform schwer getroffenen Künstlern zu helfen, wurde eine „Soforthilfe" seitens der Regierung durchgeführt (Ankäufe). Im Jahre 1949 legte Wilhelm Köster auf einer außerordentlichen Versammlung den 1. Vorsitz des Bundes nieder und schlug zu seinem Nachfolger den bisherigen 2. Vorsitzenden Emil Schulz-Sorau vor. 1949 erfolgte eine Gedächtnisausstellung des verstorbenen Malers Walter Kramme in Detmold. — Die kommenden Ausstellungen finden von nun an im Gesellschaftshaus in der Ameide statt. — 1949 wird ferner eine gemeinsame Ausstellung der ostwestfälischen und lippischen Künstler unter der Regie von Maler Böckstiegel und Bildhauer Hinkeldey in Detmold und Paderborn veranstaltet. Sie „wurde zum Kampfplatz von Meinungsverschiedenheiten in Fragen neuer künstlerischer Auffassungen" (von Kaven). Die Gegensätze lagen in der Auseinandersetzung zwischen gegenständlicher und ungegenständlicher Kunst. — Im gleichen Jahre erhält der Lipp. Künstlerbund einen „Offenen Brief des Freundeskreises der Künstler für Deutsche Einheit" in Dresden (gez. Prof. Balzer und Prof. Rencker): Ausstellungen und gegenseitige Besuche sollen die Zonengrenze überbrücken. Der Bund will alle Bemühungen dieser Art unterstützen.

1949/50 werden die Verbindungen zwischen Regierung (Landespräsident Heinrich Drake) und dem Künstlerbund noch enger geknüpft. Die Landesregierung ist wieder zu regelmäßigen Unterstützungen bereit.

Eine lebendige Zeit voll vieler Experimente beginnt. Es wird eine „Freie Gruppe" gegründet, die sich in ihrem Schaffen den neuen Strömungen in der bildenden Kunst verschreibt. Sie verbleibt innerhalb des Bundes, ohne seine Disziplin zu stören, und wird allmählich assimiliert, je mehr sich nahezu die Gesamtheit des Bundes dem neuen Stilwandel angleicht.

Die Künstler sprechen innerhalb der Ausstellungen zu ihren Bildern. — Es erfolgen Vorträge von Künstlern vor der Öffentlichkeit oder geladenen Gästen. — Durch Initiative von Dr. Gerhard Peters werden Querverbindungen zur Volkshochschule geschaffen, die in Podiumgesprächen und Atelierbesuchen Gestalt annehmen.

In all diesen Versuchen geht es dem Künstlerbund immer wieder darum: die zunehmend sich auftuende Kluft zwischen den sich oft in alten Anschauungen bewegenden Betrachtern und dem neuen Stilwandel zu schließen.

Am 8. 7. 1950 findet eine gemeinsame Fahrt des Künstlerbundes mit seinen Angehörigen und Herrn Landespräsidenten Drake nach Lügde statt. Herr Dr. Gaul übernimmt die Führung in der alten romanischen Kirche.

Der Lipp. Künstlerbund lädt zu „Stunden der Kunsterziehung" mit nachfolgenden Diskussionen im Großen Saal des Regierungsgebäudes ein, der ihm für diesen Zweck zur Verfügung gestellt wird.

1952 wird der Bund korporativ Mitglied des Lippischen Volksbildungswerkes e. V.

In den Jahren 1952—1957 erfolgen jeweils Ausstellungen des Künstlerbundes in der Stadthalle in Detmold, und damit zugleich heftige Auseinandersetzungen in der Presse zwischen den Verfechtern der gegenständlichen Kunst und den in einer ständigen künstlerischen Wandlung begriffenen Malern und Bildhauern, die dem Bunde angehören. Dr. Gerhard Peters ist ihr treuester und bester Sekundant.

Im Mai/Juni 1959 gestaltet der Bund für seinen ehemaligen 1. Vorsitzenden, den Maler Wilhelm Köster, zu seinem 60. Geburtstag eine große Kollektivausstellung seines Werkes in der Stadthalle in Detmold und versucht somit seine großen Verdienste um den Bund besonders zu ehren.

Im Juni 1961 stellt der Bund auf Einladung des Rates der Stadt Lemgo in den neuerstellten Räumen des Heimatmuseums aus. Der Leiter des Museums, Herr Dr. Hoppe, bittet den Künstlerbund um ständige Ausstellungen — 1964 große Kollektivausstellung unseres Mitgliedes, des Bildhauers Karl Ehlers in Bochum, und 1965 eine Kollektive unseres Mitgliedes, des Malers Theo Meier-Lippe in Siegen/Westf.

Ab 1964 finden mit der freundlichen Unterstützung des Staatsbades Salzuflen (Kurdirektor Diekmann) alljährliche Sommerausstellungen in den neugeschaffenen Räumen neben der Konzerthalle statt.

In einem festlichen Beisammensein in Bad Meinberg werden ob ihrer besonderen, hohen Verdienste um den Künstlerbund Herr Landespräsident Heinrich Drake, Herr Dr. Peters, Herr Andreas Haberbeck zu Ehrenmitgliedern und Herr Wilhelm Köster zum Ehrenvorsitzenden ernannt. — Viel beachtet wird im Juli 1965 die Ausstellung des Künstlerbundes anläßlich der Lippischen Heimattage im Heimatmuseum in Lemgo.

Im März 1965 erfolgt auf Einladung des Herrn Oberkreisdirektors Krüger (Landkreis Lemgo) und der dänischen Stadt Esbjerg eine Ausstellung des Lipp. Künstlerbundes in dem sehr schönen Kunstpavillon dieser Stadt. Der 1. Vorsitzende Emil Schulz-Sorau nimmt als Gast der Stadt Esbjerg an den Eröffnungsfeierlichkeiten teil und spricht zu den geladenen Gästen. Die Eröffnung wurde durch das Westdeutsche Fernsehen übertragen.

Im November 1967 feiert der Lippische Künstlerbund sein 50jähriges Bestehen, und zwar durch eine Ausstellung seiner jetzt lebenden Mitglieder im Landesmuseum in Detmold. Sie wird am 29. Oktober um 11 Uhr eröffnet und steht unter dem Protektorat von Herrn Landesverbandsvorsteher Dr. Ebert.

Buchbesprechungen

Zwei Festschriften

Es ist zu einer guten Gewohnheit geworden, anläßlich von Jubiläen in Schützengesellschaften auf altes Brauchtum und langjährige Tradition in besonderen Festschriften hinzuweisen. Dabei wird ein Stück Heimatgeschichte lebendig, das nicht nur den Mitgliedern der jeweiligen Gesellschaft bewußt macht, wie sie als Bürger in einer langen Kette von Generationen stehen und ihrer Vaterstadt verbunden sind. In diesem Jahr war der Anlaß zu solchen Festschriften die Vierhundertjahrfeier (1567—1967) der Salzufler Schützen und die 150jährige Tradition der Braker Königskette.

Die Braker Schützenkompanie wird erstmalig in einer Petition des Jahres 1796 er-

wähnt, als die Gemeinde von Fürst Leopold I. die Erlaubnis erbittet, zwei Jahrmärkte abhalten zu dürfen, um — so begründet sie — zwei vom Landesherrn verfügte Einrichtungen nämlich „das Steinpflaster und die Schützenkompanie" unterhalten zu können. Geschickt versucht die Gemeinde, den Landesherrn geneigt zu machen, indem sie sich auf die von ihm veranlaßten Einrichtungen bezieht. In Wirklichkeit aber sucht sie eine zusätzliche Einnahmequelle zu erschließen.

So berichtet denn auch der Amtmann in Brake in seiner Stellungnahme, daß Brake „eine sehr bequeme Lage für einen Markt hat" aber „die hiesige Schützenkompanie, die ohnehin nicht öffentlich autorisiert, und an sich von keinem bedeutenden Nutzen ist, eigentlich nicht in Betracht komme". Aus diesem Vorgang des Jahres 1796 die Folgerung zu ziehen (s. Festschrift), daß die Schützenkompanie in Beziehung zu den abgehaltenen Jahrmärkten stand und „diese Jahrmärkte als Schützenfeste (im heutigen Sinne) anzusehen waren" erscheint mir nicht ganz richtig.

Ausführlich berichtet die Festschrift von Protokollen, Verordnungen und Schützenfesten der Gesellschaft, und der Leser ist immer wieder erfreut, bekannte Namen, vertraute Einrichtungen und Zeitungsberichte der „Lippischen Post" über Schützenfeste zu finden, wie sie auch heute noch unsere Tageszeitungen aufzeichnen.

Ein weitaus farbigeres Bild wird sichtbar, wenn eine solche Festschrift auf Grund eingehender archivalischer Untersuchung nicht nur die Geschichte der Schützengilde, sondern darüber hinaus diese Geschichte in die Stadt- und Landesgeschichte einbetten kann. Eine derartige Bereicherung unserer Heimatgeschichte ist besonders zu begrüßen, und das Jubiläum der städtischen Schützengesellschaften gibt willkommenen Anlaß dazu. Dem Salzufler Stadtarchivar Otto Pölert ist es gelungen, deutlich zu machen, daß Schützengeschichte zugleich Stadtgeschichte ist. Er geht zurück auf die Anfänge der städtischen Not- und Wehrgemeinschaften, die in den Fehden der Ritter ihre Stadt vor überraschenden Angriffen wohl zu schützen wußten. Bürgerliches Selbstbewußtsein und Verteidigungswillen behaupteten sich in den Schützengilden, bis im 16. Jahrhundert die stehenden Heere des Absolutismus die Bürgermilizen überflüssig machten.

Trotzdem wurden die Schützengesellschaften nicht aufgelöst, sondern bei festlichen Anlässe, wie z. B. dem Empfang der Landesherren, aufgeboten und als Repräsentanz der Bürgerschaft empfunden. Mehr und mehr verlagerte sich der Aufgabenbereich auf Wahrung heimatlichen Brauchtums, Ausübung des Schießsports und Pflege der Geselligkeit. Mit dieser Funktion haben sich die Schützengesellschaften, wie Karl D. Linhart in seinem Beitrag „Schützentradition in unserer Zeit" dargelegt, „bis zum heutigen Tag jung erhalten." Es fehlt in unserer Zeit nicht an ablehnender Kritik gegenüber dem Schützenwesen. Dabei wird jedoch verkannt, daß bei den Volks- und Heimatfesten der Schützengesellschaften menschliche Beziehungen zwischen den Bürgern der verschiedensten Gesellschaftsgruppen entstehen, gepflegt und verstärkt werden. Damit wird ein nicht zu unterschätzender Dienst für ein gesundes Miteinander in überschaubaren bürgerlichen Gemeinwesen geleistet.

Dr. Hitzemann

☆

Im „Stichwort-Verlag Barntrup" ist ein kleines Büchlein erschienen, das den Titel trägt: *„Beschauliche Legende"*.

Es ist eine Oase der Beschaulichkeit auf dem Büchermarkt, bescheiden und doch mit einem großen, tiefgehenden Inhalt.

Das Leben einer Kleinstadt (Barntrup) wird mit liebevollen, kleinen Gedichten und ausgesuchten, künstlerischen Aufnahmen dem Leser und Beschauer nahegebracht.

Die „Beschauliche Legende" ist so recht ein Büchlein, das jeder besitzen sollte, der nicht im Trubel der Technik, des Atoms und des Beats untergehen will.

Wahrlich ein Buch der Entspannung, der Beschaulichkeit, ein Buch, das von der ersten bis zur letzten Seite nur eines atmet: Heimat.

Man kann den Herausgebern: Dr. Wilhelm Schürmann und Heinrich Richter, beide Barntrup, und dem helfenden Verlag C. W. Niemeyer, Hameln, nur von Herzen danken für diese „Beschauliche Legende" und ihnen Anerkennung zollen für den Mut der Herausgabe dieses Geschenkes für Heimatfreunde und für Gäste, die in Barntrup Erholung suchen.

Die Ausstattung ist vorzüglich, der Preis, 6,90 DM, ist sehr entgegenkommend.

Dr. R. Meyer

Wanderers Lebewohl

Hermann Busch zum Gedenken



Leb' wohl nun, schöne Gotteswelt!
Lebt wohl, ihr Berge, Wälder, Fluren!
Frei unterm hohen Himmelszelt
Durft' ich auf meines Schöpfers Spuren
Zu Land und Meer, auf blum'gen Auen
Der Schönheit ganze Fülle schauen.
Lebt wohl, ihr Freunde allzuhauf,
Ich bin am Ziel von meinem Lauf,
Bis Gott aufs neue spricht sein „Werde!"
Er sei gelobt! Nun nimm mich auf,
Geliebte Heimaterde!

Sie nahm ihn auf, die Heimaterde, als einen ihrer treuesten Söhne, und barg ihn unter eine Fülle herbstlicher Farbenpracht, wie er sie zur Freude vieler immer so gern mit dem Zauber des Lichts auf die Filmleinwand gebracht hatte. Und mit immer neuer Begeisterung war die große Schar der Wanderfreunde dem Lichtpfeil auf der Wand gefolgt, wenn ihr Wanderwart in seinen herrlichen Dias gemeinsames Erleben wieder wachrief. Ergötzlich immer seine Randglossen, die in ihrer schlichten Urwüchsigkeit so manch herzerfrischendes Lachen auslösten.

In jugendlicher Rüstigkeit war er, der 74jährige, noch bis zur schweren Erkrankung über Berg und Tal gezogen, immer bereit, die Schönheiten der Landschaft, insbesondere der Heimat, und gemeinsame Erlebnisse aller Art in Farben einzufangen. Sein Lebenselement war die freie, durch keine menschliche Willkür verunstaltete Natur. Ein herbes Schicksal nahm ihm schon früh die Lebenskameradin. Seine beiden Töchter machten sich nach väterlichem Vorbild die Goldschmiedekunst zur Lebensaufgabe. Musik- und Gesangpflege brachten dem Hause Busch namentlich in harten Zeiten immer harmonischen Ausgleich. Unter einer dichtgedrängten Trauergemeinde auf dem Oberberg-Friedhof nahmen seine Sangesbrüder Abschied von ihm im Lied.

Der Heimat- und Verschönerungsverein mit „Oberwanderer" Karl Bachler trauert um seinen bewährten Wanderwart. Die Heimat, die er gemäß dem von ihm so oft angestimmten Wanderlied so „treu und wahr" geliebt hatte, verdankt ihm viel. Im Lippischen Heimatbund, dessen Bestrebungen er als Vorsitzender des Ortsvereins Bad Salzuflen mit seinem ganzen Idealismus vertrat, bleibt er für immer in dankbarem, ehrendem Gedenken — unser Hermann Busch.

Fritz Schemmel

Lippisches Kalendarium für November und Dezember

2. 11. 1716 Engelbert Kämpfer, Asienforscher, in Lieme † (* 1651)
3. 11. 1851 Otto Preuß, Landgerichtspräsident, in Detmold * († 1933)
4. 11. 1905 Thronbesteigung Fürst Leopold IV. (Abdankung 1918)
8. 11. 1538 Die Wittenberger Reformatoren bestätigen die erste lippische Kirchenordnung
1778 Gräfin Casimire z. Lippe, Sozialreformerin, in Detmold † (* 1749)
1825 Eröffnung des Hoftheaters in Detmold (abgebrannt 1912)
1877 Robert Henckel, Bildhauer, in Horn * († 1946)
14. 11. 1819 Ludwig Altenbernd, Heimatdichter, in Augustdorf * († 1890)
18. 11. 1891 Ernst Küster gründet erste Kammfabrik in Schötmar
22. 11. 1921 Brand der Lippischen Landesbibliothek
24. 11. 1699 Verordnung über die Einführung des gregorganischen Kalenders in Lippe ab 1. 1. 1700
27. 11. 1877 Marie Ewerbeck, Malerin, in Brake * († 1960)
30. 11. 1781 Eröffnung des Lippischen Lehrerseminars in Detmold (geschlossen 1925)
1. 12. 1849 August Bolhöfer, Heimatdichter, in Asemissen * († 1917)
3. 12. 1797 Karl Piderit, Gründer des Landkrankenhauses, in Blomberg * († 1876)
1842 Rudolf Brandes, Gründer des Deutschen Apothekervereins und Schriftsteller, in Bad Salzuflen † (* 1795)
1912 Hans Hinrichs, Präsident der Lippischen Handelskammer, in Detmold † (* 1848)
4. 12. 1555 Heinrich Meibom der Ältere, Historiker, in Lemgo * († 1625)
1863 August Meyer zu Dörentrup, lippischer Landtagsabgeordneter, in Dörentrup * († an seinen 93. Geburtstag 1956)
6. 12. 1918 Das Infanterie-Regiment Nr. 55 kehrt aus dem 1. Weltkrieg nach Detmold heim
7. 12. 1613 Graf Simon VI. zur Lippe in Schloß Brake † (* 1554)
8. 12. 1876 Johann Willer, plattdeutscher Dichter, in Rotekuhle b. Bega * († 1964)
1952 August Weweler, Komponist und Dirigent, in Detmold † (* 1868)
11. 12. 1751 Christian Wilhelm Dohm, preußischer Diplomat und Schriftsteller, in Lemgo * († 1820)
1801 Christian Dietrich Grabbe, deutscher Dramatiker, in Detmold * († 1836)
1849 Erlaß eines fortschrittlichen Volksschulgesetzes in Lippe (Erstes Schulgesetz in Deutschland)
16. 12. 1894 Eduard Hoffmann, Begründer der deutschen Reisstärke-Industrie und der Hoffmannschen Stärkefabriken, in Salzuflen † (* 1832)
18. 12. 1900 Einweihung des Krankenhauses Wolffsche Stiftung (jetzt Kreiskrankenhaus) in Lemgo
20. 12. 1881 Heinrich Drake, lippischer Landespräsident und 1. Präsident des Regierungsbezirks Detmold, in Lemgo *
24. 12. 1950 Karl Henckel, Kunstmaler, in Horn † (* 1881)
27. 12. 1808 Aufhebung der Leibeigenschaft in Lippe
30. 12. 1820 Fürstin Pauline z. Lippe in Detmold † (* 1769)
1949 Fürst Leopold IV. z. Lippe in Detmold † (* 1871)
31. 12. 1880 Eröffnung der Eisenbahn Herford—Detmold S.

Heimatland Lippe, Zeitschrift des Lippischen Heimatbundes. Schriftleitung: Wilhelm Rinne, Detmold, Lessingstr. 9, Fernruf 63 24. Vorsitzender: Landesverbandsvorsteher Dr. Arnold Ebert, Detmold, Allee 4. Geschäftsstelle: Detmold, Bismarckstr. 8. — Bankkonto: Kreissparkasse Detmold 296 03, Postscheckkonto Hannover 230 87.
Die Zeitschrift erscheint zweimonatlich. Auflage 3500. — Druck: Topp & Möller, Detmold, Paulinenstraße 24.
Bezugspreis wird nicht erhoben, sondern durch Mitgliedsbeitrag gedeckt.

LIPPE

klassisches Land der Sparer



Hier wurde auch die erste **Sparkasse** gegründet!

Ersparnisse
sicher und vorteilhaft anlegen

Geldgeschäfte
schnell und bequem erledigen

Diese Tradition wird auch heute noch gepflegt.



Die lippischen

Kreis- und Stadt-Sparkassen

mit ihrem weitverzweigten Zweigstellennetz, geben die Gewähr für einen reibungslosen Geld- und Zahlungsverkehr.